



Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften  
Hirschengraben 11  
Postfach 8160  
CH-3001 Bern



Mitglied der  
Akademien der Wissenschaften Schweiz

ISBN 978-3-905870-26-8



**Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften?  
Pour une nouvelle culture des sciences humaines?**

# **Wissenschafts- und Technikforschung**



**Für eine neue Kultur  
der Geisteswissenschaften?  
Pour une nouvelle culture  
des sciences humaines?**

Akten des Kongresses  
vom 30. November bis 2. Dezember 2011, Bern

Actes du congrès  
du 30 novembre au 2 décembre 2011, Berne

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften  
Académie suisse des sciences humaines et sociales

Für eine neue Kultur  
der Geisteswissenschaften?

Pour une nouvelle culture  
des sciences humaines?

Diese Publikation entstand unter Mithilfe von:  
Marlène Iseli  
Delphine Quadri

© 2012 Schweizerische Akademie der Geistes- und  
Sozialwissenschaften, Hirschengraben 11  
Postfach 8160, 3001 Bern  
Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50  
[sagw@sagw.ch](mailto:sagw@sagw.ch)  
<http://www.sagw.ch>

ISBN 978-3-905870-26-8

# Inhaltsverzeichnis | Table des matières

<b>Vorwort   Préface</b> <i>Marlène Iseli</i>	7
<b>Einleitung   Introduction</b> <i>Sabine Maasen</i>	9
<b>Projektifizierung   Projectisation</b>	17
Effekte der Projektifizierung auf das geisteswissenschaftliche Einzelprojekt <i>Elvira Glaser</i>	19
Préparer et mettre en œuvre des projets de recherche en histoire. Les premières expériences de la Maison de l'histoire de l'Université de Genève <i>Michel Grandjean</i>	27
Projektform aus Sicht des SNF: «Projektförderung in den Geisteswissenschaften: Notwendigkeit, Chancen und Hindernisse» <i>Walter Leimgruber</i>	35
Beteiligung der Geisteswissenschaften an der europäischen Forschung – Erwartungen und Massnahmen der Wissenschaftspolitik <i>Mauro Dell'Ambrogio</i>	41
Projektform aus Sicht der Hochschulforschung: Wie verändern Projekte die universitäre (Forschungs-)Praxis? <i>Cristina Besio</i>	47
«Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften»: Projektifizierung <i>Regina Schneider</i>	55

<b>Employability   Employabilité</b>	61
Lehre im Zeichen der Employability aus der Innensicht: Facts, Figures & Questions <i>Markus Zürcher</i>	65
«Employability» in einem Sprachfach: Kompetenzen von Philologinnen und Philologen <i>Peter Schnyder</i>	73
L'employabilité dans une petite branche: profils, qualifications et champs pratiques en Etudes indiennes <i>Maya Burger</i>	81
L'«employabilité» dans la planification du curriculum à l'exemple d'une branche de masse: Profils, qualifications et champs de pratique en histoire <i>Laurent Tissot</i>	89
Lehre im Zeichen von Employability: Ein Kommentar <i>Andreas Fischer</i>	97
Arbeitsmarktfähigkeit von Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen <i>Barbara Haering</i>	101
Situation politique des sciences humaines <i>Jacques Neiryneck</i>	107
Der Stellenwert des «Employability»- und des «Bologna»-Diskurses für die Geisteswissenschaften – Kommentare aus der Sicht der Hochschulforschung <i>Ulrich Teichler</i>	111
Lehre im Zeichen der Employability – Aussenansichten <i>Karl-Heinz Minks</i>	121

<b>Hochschulsteuerung   Pilotage des hautes écoles</b>	131
Mehr Qualität und Leistung in der Lehre <i>Doris Wastl-Walter</i>	133
Für eine kulturelle Erneuerung der Geisteswissenschaften <i>Antonio Loprieno</i>	145
Ein Bericht für eine Akademie. Innenansichten aus der universitären Praxis in England <i>Axel Stähler</i>	151
Wie wollen und sollen die Geisteswissenschaften Qualität und Leistung messen und steuern? <i>Michael Ochsner, Sven E. Hug und Hans-Dieter Daniel</i>	157
Yes we should; research assessment in the Humanities <i>Wiljan van den Akker</i>	173
Qualitäts- und Leistungssteuerung in den Geisteswissenschaften: Absichten, Wirkungen und Nebenwirkungen <i>Uwe Schimank</i>	177
Im Bermudadreieck wechselseitiger Ignoranz <i>David Gugerli</i>	185
<b>Öffentlichkeiten   Les domaines publics</b>	189
Wissenschaft für die Medienpraxis und für die Öffentlichkeit <i>Stephan Russ-Mohl</i>	191
Geisteswissenschaften und die Medien / Forschen und publizieren für wen, wie? <i>Reinhard Schulze</i>	201

Praxisbericht 2: «Forschen und publizieren für wen, wie?» <i>Jean-Jacques Aubert</i>	209
Wissenschaftspublika aus Sicht der Hochschulkommunikation <i>Thomas Schaller</i>	219
Imaginierte Nutzungsgemeinschaften <i>Fritz Böhler</i>	227
Höherer Journalismus mit Publikum! <i>Caspar Hirschi</i>	235
Tagungsbericht	241
<b>Anhang   Annexe</b>	
Zu den Autorinnen und Autoren   Les auteurs	245
SAGW in Kürze   ASSH en bref	265

# Vorwort | Préface

*Marlène Iseli*

## **Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften? Tagungsakten**

«Ein pluralistisches Theorieverständnis, methodische Vielfalt, eine Vielzahl von Untersuchungsgegenständen sowie die hohe Bedeutung der Individualforschung zeichnen die Geisteswissenschaften aus. Zunehmend gerät dieses Wissenschaftsverständnis in Kollision mit Megatrends in anderen wissenschaftlichen Disziplinen und mit wissenschafts- und forschungspolitischen Vorgaben. Wir beobachten eine Verschmelzung von Disziplinen zu neuen Konglomeraten (Life Sciences, Convergent Technologies), die Standardisierung von Methoden und Verfahren und die Ausrichtung auf Grossprojekte. Hinzu kommt, dass andere Wissenschaftsbereiche zumindest gegen aussen mit hoher Geschlossenheit auftreten. Dem steht ein selbstkritisches Verständnis der Geisteswissenschaften gegenüber dem eigenen Tun und ihren Objekten entgegen. Die Problematisierung der Geisteswissenschaften manifestiert sich nicht nur und nicht hauptsächlich in der Ausenwahrnehmung – sie ist als Folge eines problematisierenden Selbstverständnisses der Selbstwahrnehmung eingeschrieben. So stellt sich die Frage, ob eine «neue» Wissenschaftskultur für die Geisteswissenschaften notwendig geworden ist und wie diese auszusehen hätte. Mit der Tagung soll eine disziplinenübergreifende Debatte über die künftige Position der Geisteswissenschaften lanciert werden; sie bildet den Auftakt für weiterführende Aktivitäten.»

So lautete die Einführung in das Programmheft zur dreitägigen Veranstaltung «Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften?», die vom 30. November bis zum 2. Dezember 2011 in Bern durchgeführt wurde. Dem Kongress ging eine intensive, rund einjährige Vorbereitungszeit seitens der Arbeitsgruppe «Wissenschaftskultur» der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) und des Programms für Wissenschaftsforschung der Universität Basel voraus. Dabei wurde die geisteswissenschaftliche Praxis in



vier Handlungsfelder aufgliedert und diese jeweils unter einem spezifischen Problematisierungsbegriff beleuchtet:

- Forschung im Zeichen der Projektifizierung
- Lehre im Zeichen der Employability
- Hochschulsteuerung im Zeichen von Qualität und Leistung
- Öffentlichkeiten im Zeichen der Nutzung

Diese vier Themenfelder wurden jeweils von mehreren ReferentInnen aus einer Innen- und einer Aussenansicht beleuchtet und im Plenum debattiert. Im vorliegenden Band wird diese die Veranstaltung prägende Struktur beibehalten. Zu Beginn jedes Themenfelds werden jeweils die Leitfragen wiedergegeben, die den ReferentInnen vorgegeben wurden. Der Tagungsbericht, der die wesentlichen Ergebnisse der Tagung zusammenfasst, schliesst die Publikation ab.

Auf der Grundlage der Ergebnisse der Tagung wurden in der Zwischenzeit weiterführende Massnahmen eingeleitet. Aktuelle Informationen finden Sie auf der Website [www.sagw.ch/geisteswissenschaften](http://www.sagw.ch/geisteswissenschaften). Ebenso finden Sie dort die STICHWORTE zur aktuellen Lage der Geisteswissenschaften – verfasst vom Programm für Wissenschaftsforschung Basel –, die vier tagungsrelevanten Dossiers des SAGW-Bulletins wie auch Stimmen aus der Presse oder relevante hochschulpolitische Berichte.

Beim Lesen der in diesem Band publizierten Beiträge, deren Autoren und Autorinnen wir an dieser Stelle nochmals herzlich danken, wird deutlich, dass Handlungsbedarf besteht, will man sich nicht mit Verweis auf Andersartigkeit und Sonderstellungsbedarf aus der Verantwortung stellen.

# Einleitung

*Sabine Maasen*

## Eine Auslegeordnung und eine Anregung

Wer nach einer neuen Kultur der Geisteswissenschaften fragt (ob es ihrer bedarf oder ob sie sich bereits abzeichnet), darf entweder gleich mit müdem Gähnen oder mit Aufgeregtheiten aller Art rechnen. Die Gähnenden fragen: Geisteswissenschaften? Gibt es sie überhaupt noch? Gehören sie nicht längst abgeschafft? Spätestens mit dieser Frage wäre der Stachel für allerlei Aufgeregtheiten gelockt: Der eher konservativ gestimmte Geisteswissenschaftler würde auf der «Unvermeidlichkeit» der Geisteswissenschaften gerade in der «Modernisierungswelt» bestehen: Deren «Innovationsüberlastungen» vermöchten nur die Geisteswissenschaften zu begegnen, und zwar nicht nur durch «Gegeninnovationen», sondern auch durch «Kontinuitätskultur» (Odo Marquard 2007). Etwas aufmüffiger im Ton kommen demgegenüber Streiter wie Thomas Assheuer daher, die in aktuellen Debatten um die Geisteswissenschaften nicht nur die Kontroverse um notwendige Reformen sehen, sondern vor allem die Absicht, Universitäten und per Implikation auch die Geisteswissenschaften «an die Interessen der Wirtschaft anzukoppeln». Assheuer findet insbesondere den rezent genährten Glauben daran abwegig, Geisteswissenschaftler seien Spezialisten für «Cultural Engineering» (Dan Diner 2004).

Kurz: Zwischen Gähnen und Aufregung, und hier wiederum zwischen der Hoffnung auf Kontinuitätskultur und der Furcht vor *Cultural Engineering* klaffen allerlei Risse in den immer wieder aufflammenden Kontroversen über Zukunft und Rolle der Geisteswissenschaften. Und ja: Die Tagung, die vom 30. November bis zum 2. Dezember 2011 in Bern stattfand, stimmte in diese Debatte ein, nahm sich indessen vor, dies in kontextbewusster und konstruktiver Weise zu tun. Was soll dies bedeuten?

Zum Kontext ist zunächst einmal die Wahl des Tagungsortes hervorzuheben – der Kursaal. Typisches Element der Kurarchitektur des 19. Jahrhunderts, ist der Kursaal als Mehr-

zweckgebäude gedacht. Neben repräsentativer Eingangshalle enthält es i.d.R. einen Ballsaal, einen Theater- und einen Konzertsaal, einen Spielsaal und Gastronomie. Kurz: Wer vermutete, dass der Kursaal nur darauf verweist, einer Leidenden (hier: der Wissenschaftskultur der Geisteswissenschaft) durch Anwendungen von allerlei Heilmitteln inklusive Redekur und moralischer Besinnung zur Genesung oder Linderung zu verhelfen, geht zwar nicht ganz fehl. Jedoch: Warum nicht auch mit selbstbewusster Miene und möglicherweise auch Vergnügen in der Gastronomie neue Ideen zu sich nehmen und im Spielsaal einen mutigen Einsatz wagen? Ebendies wurde das Motto der Tagung: Geisteswissenschaften – *faites vos jeux!*

Jenseits der Metapher der Kur soll Kontextbewusstsein deshalb Folgendes bedeuten: die Frage danach, ob die Geisteswissenschaften einer neuen Kultur bedürfen, und wenn ja, welcher, ist im Kontext der sich soeben vollziehenden Wende zu einer neuen Gouvernanz (*Governance*) der Wissenschaft zu stellen. Sie *verlangt*, aber sie *erlaubt* auch einen neuen Einsatz der Geisteswissenschaften.

Diesen Gedanken möchte ich im Folgenden kurz skizzieren, um dann vier der wesentlichen Elemente zu erläutern, anhand derer auch in den Geisteswissenschaften dieser Wandel deutlich wird. Abschliessend möchte ich darlegen, in welcher Weise es den Geisteswissenschaften möglich ist, nicht nur kontextbewusst, sondern auch selbstbewusst ihre Kultur zu reflektieren und zu gestalten, und zwar jenseits eilfertiger Rezepte eher im Sinne einer «Kur». Wir erinnern uns: Eine Kur ist in aller Regel mit einem Ortswechsel verbunden – auch wir werden in diesem Sinne einen Wechsel des Beobachtungsortes vorschlagen.

## New Governance of Science

Was die generelle Entwicklung angeht, so ereignet sich seit etwa 15 Jahren das, was derzeit als *Neue Gouvernanz der Wissenschaft* bezeichnet wird. In dieser Phase realisiert sich ein zunehmend engeres Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Eines seiner Kennzeichen ist, dass die Gesellschaft an die Wissenschaft erhöhte Ansprüche an Relevanz und Rechenschaftslegung stellt (Makroebene). Überwiegend öffentlich finanzierte Einrichtungen des tertiären Bildungs-

sektors stellt dies seither verstärkt vor die Herausforderung, solche Ansprüche umzusetzen: Wichtige Kennzeichen auf dieser Ebene sind Hochschulen, die neuerdings als «richtige Organisationen» auftreten und die, insbesondere orientiert an Praktiken des *New Public Management*, diese Ansprüche nach Erfolgs- und Effizienzkriterien einzulösen versuchen (Mesoebene). Dies stellt die Handelnden in diesen Einrichtungen ebenfalls vor neue Herausforderungen: Wichtigstes Kennzeichen hier ist die zunehmende Professionalisierung und Managerialisierung aller Aktivitäten. Dies betrifft nicht nur die Stärkung der Leitungsfunktionen sowie die Einrichtung neuer Positionen im Bereich des Wissenschaftsmanagements; es betrifft im Prinzip alle WissenschaftlerInnen, die sich heute als *manager academics* zu verstehen beginnen. Als Personen managen sie die Forderung, dass ihre Forschung nicht nur exzellent, sondern auch relevant und auf effiziente Weise zustande gekommen sowie der marktorientierten Nachwuchsförderung dienlich sei.

Auf diesen drei Ebenen (Gesellschaft, Organisation, Person) und zwischen ihnen vollzieht sich die *Neue Gouvernanz der Wissenschaft* – dies geschieht, notabene, mit vielen Brüchen und Ungleichzeitigkeiten, und es ist längst noch nicht klar, ob es jemals ein Wissenschafts- und Hochschulsystem geben wird, das alle Kennzeichen des Vorgängermodells namens Ordinarienuniversität oder Gelehrtenrepublik abgestreift haben und vollends «unternehmerisch» agieren wird. Pointiert werden folgende Absetzbewegungen behauptet (Münste und Franzmann 2007):

- Was die Leistungen betrifft, so übten sich Universitäten neuen Typus nicht länger in selbstgenügsamen Geltungsdiskursen, sondern in der Entwicklung von gesellschaftlichen Problemlösungen.
- Die Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft sei nicht länger durch die «Macht des Geistes», sondern durch Dienstbarmachung gegenüber «Kunden» gekennzeichnet.
- Was schliesslich die innere Organisation der Universität angehe, so fühlten sich Wissenschaftler nicht mehr primär «der Idee» der Universität verpflichtet, sondern einer bestimmten Universität, deren Angestellte sie seien.

Auch wenn dies in dieser Form plakative und empirisch fragwürdige Oppositionen sind, so ist doch jenseits aller Überzeichnungen zu konstatieren, *dass* es Wandel in der Governance von Wissenschaft und Hochschule gibt. Und es ist *dieser* Kontext und es sind *diese* mit ihm verbundenen Ansprüche, die derzeit verschiedene Wissenschaftskulturen, Disziplinen und WissenschaftlerInnen in ganz unterschiedlicher Weise antrifft und erfasst. Während natur- und ingenieurwissenschaftlichen Domänen gemeinhin zugestanden wird, dass sie mit den erweiterten Ansprüchen an Exzellenz, Relevanz und Rechenschaftsfähigkeit ihres Wissens gut zurechtkommen, sind im Innen- wie im Aussenfeld der Geisteswissenschaften eher kritische Stimmen prominent. Dies hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die neue Wissenschaftskultur verlangt, Inhalte, Ziele, Formen und Qualitäten der Produktion und Vermittlung von Wissen nicht nur explizit zu machen, sondern auch mess- und legitimierbar zu machen – und das bedeutet nichts weniger als einen Kulturbruch, einen *mehrdimensionalen Kulturbruch*.

## New Governance of Humanities

Alle Veränderungen, egal, wie weit sie im Einzelnen bereits reichen, greifen längst tief in das Selbstverständnis und die Praxis der GeisteswissenschaftlerInnen ein und lösen (wieder einmal!) Krisendiagnosen aus. Auch wenn sie in der Reflexion auf ihre Krisen schon Übung haben, so zeigt sich gegenwärtig doch eine neue Qualität des Veränderungsdrucks. Nach den Legitimationsdebatten der 1990er-Jahre und den Kulturwissenschaftsprogrammen der 2000er-Jahre stehen die Geisteswissenschaften im Gefolge der Bologna- und Universitätsreformen nun v.a. im Lichte bildungs-, hochschul- und wissenschaftspolitischer Fragen in der Diskussion. Dies tangiert mindestens vier Kernbereiche akademischer Praxis:

- In der Lehre sehen sich die Geisteswissenschaftler mit Appellen nach mehr und besserer *Employability* ihrer Absolventen konfrontiert. Dies wirft die Frage auf, ob und wie das geisteswissenschaftliche Studienangebot angemessen auf die neuen Arbeitsmärkte reagieren kann.

- In der Forschung soll das Projekt zunehmend die *Normalarbeits-, Organisations- und Finanzierungsform* bilden. Wie verhalten sich innovationsorientierte Forschung und das produktorientierte *Projekt* zueinander: Inwiefern ist es funktional, inwiefern dysfunktional?
- *Qualitätsmessung* und *-controlling* beanspruchen, zentrale *Instrumente von Hochschulsteuerung* zu werden. Es stellt sich die Frage nach den Kriterien der Qualitätsbestimmung sowie nach dem Nutzen, der Machbarkeit und den Effekten neuer Steuerungssysteme.
- Und auch die *Nützlichkeitsfrage* steht mit der Konstruktion neuer *Öffentlichkeiten nach dem Stakeholder-Modell* wieder auf der Tagesordnung. Wem gegenüber sind die Geisteswissenschaften in der Rechenschaftspflicht, welche Anspruchsgruppen bestimmen die Agenda ihrer Forschung mit und welchen Nutzen zieht die Gesellschaft aus ihnen?

Nach einer neuen Kultur der Geisteswissenschaften zu fragen, heisst mithin zugleich, nach einer neuen Gouvernanz der Geisteswissenschaften zu fragen. Zu all den genannten Themen finden sich deshalb, wenig überraschend, kontroverse Debatten sowohl im akademischen Innenfeld als auch in den diversen Umfeldern der Geisteswissenschaften. Auf der Tagung kamen deshalb sowohl die *Innenperspektiven* von Geisteswissenschaftlern in unterschiedlichen Aufgabenfeldern als auch *Aussenperspektiven*, wie sie von Wissenschafts- und Hochschulforschung, aber auch von unterschiedlichen gesellschaftlichen Anspruchsgruppen bereitgestellt werden, zur Sprache. Zur Sprache kamen darüber hinaus vier verschiedene Handlungsfelder der Geisteswissenschaften, und dies je unter einem spezifischen Problematisierungsaspekt: die Forschung unter dem ihrer Projektifizierung, die Lehre unter dem der *Employability*, die Hochschule unter dem Aspekt der Qualitätssicherung, die Öffentlichkeiten unter dem Aspekt der Nützlichkeitsforderungen.

Diese Querschnittlichkeit soll zum einen die Differenziertheit, zum anderen die konzertierte Wucht des Wandlungsgeschehens deutlich machen: Der Umbau der Geisteswissenschaften vollzieht sich inmitten des Umbaus des Wissenschafts- und

Hochschulsystems insgesamt und an mehreren «Fronten» zugleich. Dieser querschnittliche und multiperspektivische Nachvollzug war jedoch mitnichten als Redekur zur moralischen Erbauung gedacht: Schaut, so viel Wandel mutet man den Geisteswissenschaften zu! Ganz im Gegenteil: Die eingeladenen GeisteswissenschaftlerInnen und ihre BeobachterInnen konfrontierten sich mit diesem Panorama in konstruktiver Absicht. Das Resultat: Die meisten TeilnehmerInnen waren sich darin einig, dass es angesichts der skizzierten bildungs-, hochschul- und wissenschaftspolitischen Herausforderungen *Handlungsbedarf* gibt, dass die Geisteswissenschaften ihn *mitgestalten* sollten, und zwar am besten *sofort*. Jenseits der verschiedenen vorgeschlagenen «Kuren», die auch die nachfolgenden Beiträge dokumentieren werden, bliebe noch an eines zu erinnern: In Zeiten evidenzbasierter Gouvernanz von Wissenschaft und Hochschule erschiene eine *evidenzbasierte Gouvernanz der Geisteswissenschaften* ratsam.

## Evidence-based Governance of the Humanities

Zu einem Zeitpunkt, zu dem auch die Geisteswissenschaften zunehmend den Forderungen nach öffentlicher Rechenschaftslegung und gesellschaftlicher Steuerung unterliegen, stehen wissenschaftliche und gesellschaftliche Akteure vor schwierigen Verständigungs- und Aushandlungsprozessen. Bislang sind die Diskussionen in aller Regel *ad hoc*, durch diverse Krisendiagnosen inspiriert und reaktiv, zumeist disziplinär fragmentiert und über die Wissenschaftsgrenzen hinaus kaum zu vermitteln.

Eine Funktionsstelle, die sich der laufenden Dokumentation und systematischen Beforschung der Geisteswissenschaften hinsichtlich ihrer akademischen Situation sowie ihres universitären, gesellschaftlichen und politischen Umfelds annähme, wäre in Kooperation mit den einschlägigen (wissenschafts-)politischen Akteuren in der Lage, die für Selbststeuerungsanliegen ebenso wie für die Politikberatung notwendige Evidenzbasierung zu liefern.

Wie auch immer die nächsten Schritte im Einzelnen aussehen werden, so ist es dieser Tagung in jedem Fall gelungen, den Auftakt zu einer solchen *kontinuierlichen (Selbst-)*

*Beobachtung im Dienste professioneller und evidenzbasierter (Selbst-)Steuerung zu bilden. Nur dies, so meine Überzeugung als Mitorganisatorin der Tagung, bietet die Chance, nicht nur eine neue Kultur der Geisteswissenschaften, sondern die Neue Gouvernanz der Wissenschaft in reflektierter Weise mit voranzutreiben. Das wäre die Kultur, die es aus unserer Sicht vor allem zu erneuern gilt: eine Kultur systematischer, selbst- und systembewusster (Selbst-)Erneuerung. Wünschen wir uns den besten Kurerfolg!*

## Literatur

- Assheuer, Thomas (2004), «Der Wissensunternehmer», in: *DIE ZEIT*, 13.5.2004, Nr.21, [http://www.zeit.de/2004/21/GW-Standortbest\\_](http://www.zeit.de/2004/21/GW-Standortbest_), (aufgesucht am 26.11.2011).
- Diner, Dan (2004), «Cultural Engineering» oder die Zukunft der Geisteswissenschaften?, in: Kimmich, D., Thumfart, A. (Hg.), *Universität ohne Zukunft?*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marquard, Odo (2007), *Skepsis in der Moderne*, Stuttgart: Reclam.
- Münste, Peter und Franzmann, Andreas (2007), «Von der Gelehrtenrepublik zum Dienstleistungsunternehmen» – Ausschnitt aus einer Deutungsmusteranalyse zur Erschließung kollektiver Bewusstseinslagen bei Protagonisten der gegenwärtigen Universitätsreform», in: Franzmann, A., Wolbrink, B. (Hg.), *Zwischen Idee und Zweckorientierung. Vorbilder und Motive von Hochschulreformen seit 1945*, Berlin: Akademie Verlag, S. 215-228.





# Projektifizierung | Projectisation

## Innenansichten | Perspectives internes

### Praxisbericht 1 | «Effekte der Projektifizierung auf das gw. Einzelprojekt»

- Welchen Stellenwert nimmt der spezifische Verfahrenstypus des Projekts innerhalb Ihres individuellen Forschungshandelns bzw. Ihrer Forscherbiographie ein? Warum führen Sie Projekte durch?
- Welchen Einfluss hat die Projektform auf Ihr Forschungshandeln? Fungiert die Projektform eher als Strukturierungsangebot oder als Strukturierungszwang? Hebt es Ihre wissenschaftliche Produktivität oder schränkt es sie eher ein? Können Sie feststellen, ob und inwiefern sich organisatorische Bedingungen der Projektform in Forschungsfragen oder Forschungspraktiken niederschlagen? Falls ja, wie würden Sie diese Folgen einschätzen?
- In welchem Verhältnis stehen für Sie Projektanbahnung und Projektdurchführung?
- Halten Sie den Trend zur Projektform als Normalform wissenschaftlichen Handelns für adäquat oder sehen Sie darin auch Probleme?
- Sehen Sie Veränderungsnotwendigkeiten für das Instrument des Individualprojekts? Welche?

### Praxisbericht 2 | «Zur Vorbereitung und Durchführung von Forschungsprojekten in der Geschichte. Erste Erfahrungen des Maison de l'histoire der Universität Genf»

- Welche Rolle spielt die Organisationsform des Projekts für das «Maison de l'histoire»?
- Welche strukturellen Vorteile ergeben sich für die historische Forschung aus einem Forschungsverbund, wie dem «Maison de l'histoire»? Lassen sich auch strukturelle Schwierigkeiten oder Nachteile dieses institutionellen Arrangements ausmachen?
- Hat die Form der Projektforschung am «Maison de l'histoire» Einfluss auf die Themen und Methoden Ihrer Forschung?

### Praxisbericht 3 | «Effekte der Projektifizierung im gw. Grossprojekt am Beispiel des NCCR MEDIALITY, Zürich»

- Wie lassen sich die wichtigsten – auf die Projektform bezogenen – strukturellen Erfahrungen sowohl positiver wie negativer Natur aus Ihrem NCCR beschreiben?
- Welche spezifischen Effekte lassen sich erkennen für:
  - die Nachwuchsförderung?
  - das Forschungshandeln beteiligter Professoren?
- für die Forschungsziele beteiligter Wissenschaftler?
- Sehen Sie Veränderungsbedarf hinsichtlich der Rahmenbedingungen des Projektinstruments NCCR?

## Aussenansichten | Perspectives externes

Projektform aus Sicht des SNF: «Projektförderung in den Geisteswissenschaften: Notwendigkeit, Chancen und Hindernisse»

- Lassen sich für die Geisteswissenschaften aus Sicht des SNF typische Umgangsformen mit dem Instrument der SNF-Projektförderung erkennen?
- Wie liesse sich das Zusammenspiel von SNF-Angebot und potenziellen Projektnehmern verbessern?
- Gibt es Negativentwicklungen? Wie liessen sich diese vermeiden?

«Beteiligung der Geisteswissenschaften an der europäischen Forschung – Erwartungen und Massnahmen der Wissenschaftspolitik»

- Welcher Stellenwert kommt der europäischen Forschungsebene aus Schweizer Sicht zu? Brauchen die Schweizer Geisteswissenschaften Europa? Warum und wie?
- Welche Erwartungen knüpft die Wissenschaftspolitik an eine europäische Forschungsvernetzung insbesondere der Schweizer Geisteswissenschaften?
- Wie fördert die Wissenschaftspolitik den Anschluss der Schweizer Geisteswissenschaften an europäische Forschungsnetzwerke?

Projektform aus Sicht der Hochschulforschung: «Wie verändern Projekte die universitäre (Forschungs-)Praxis?»

- Gibt es spezifische Effekte der Projektform auf das Forschungshandeln von Wissenschaftlern? Verändert die Projektform die Wissenschaft?
- Wie sind diese Effekte einzuschätzen?
- Lassen sich klar erkennbare Vor- und Nachteile projektförmiger Forschung ausmachen?

# Effekte der Projektifizierung auf das geisteswissenschaftliche Einzelprojekt

*Elvira Glaser*

Ich wurde gebeten, aus meiner Erfahrung heraus etwas zum Thema *Projektifizierung der Forschung* beizutragen. Das will ich gerne tun, und ich bemühe mich, im Rahmen des Möglichen auch noch weitere Perspektiven zu berücksichtigen.

Zur Vorabklärung: Was ist mit dem Neologismus *Projektifizierung*, genauer *Projektifizierung der Forschung*, gemeint? Ich nehme ihn wörtlich als das Machen oder die Gestaltung von Forschungsprojekten, das Durchführen von Forschung im Rahmen von Projekten, anders gesagt: Forschen in Projektzusammenhängen. Den Begriff des Projekts lasse ich dabei zunächst als allgemein verständlich ohne weitere Problematisierung stehen.

Linguistische Projektarbeit gehört zur Erfahrung meiner frühesten Assistenzzeit. Es ging dabei jeweils um umfangreiche sprachhistorische Materialarbeiten, die unmöglich von einer Einzelperson geleistet werden konnten und für die daher das Arbeiten im Team unabdingbar war. Projektarbeit in diesem Sinne, als Zusammenarbeit zwischen Professoren, Assistenten, Doktoranden und studentischen Hilfskräften zur Erreichung eines gemeinsamen (grossen) Ziels, erachte ich seither als etwas sehr Positives, und ich habe mich selbst immer wieder bemüht, gemeinsame Projektforschung zu betreiben. Projektforschung ist also in meinem Verständnis mit dieser – durchaus positiven – eigenen Erfahrung verbunden. Mit dieser grundsätzlich positiven Grundhaltung möchte ich nun das Arbeiten in Projektform unter drei Perspektiven beleuchten.

## Projektifizierung und Forschungsdesign

Der Schilderung meiner Erfahrungen kann man entnehmen, dass jedenfalls für bestimmte Forschungen auch im Bereich der Geisteswissenschaften die Form des Projekts durchaus geeignet ist. Was sind das für Bereiche? Grundsätzlich sind

das, wie angedeutet, materialintensive bzw. arbeitsintensive Bereiche, wo es um das Zusammentragen vieler Einzeldaten geht. So etwa bei der Erstellung von grammatischen Grundlagenwerken in der Linguistik, durch die Erarbeitung aus historischen Texten oder in Feldforschung, oder bei der Arbeit mit Handschriften, die transkribiert und ediert werden müssen, in der Mediävistik oder auch in der Neueren Literatur.

Allerdings trifft man hier auch bereits auf ein Problem der Projektarbeit. Ein Forschungsprojekt ist nach heute gängigem Verständnis eine – normalerweise mit speziellen Mitteln geförderte – zeitlich befristete Beschäftigung mit einem Forschungsthema. Es ist dabei aber elementar wichtig, wie diese Befristung aussieht. Geht es nämlich um die heute meist übliche Befristung auf zwei bis drei Jahre, sind dadurch gerade jene Forschungsthemen, die oben als positive Beispiele angeführt wurden, meist ausgeschlossen. Arbeitsintensive Themen wie die genannten oder auch die Erarbeitung von Wörterbüchern, Sprachatlanten u.Ä. sind in der Regel nicht innerhalb einer solch kurzen Periode zu bearbeiten, sondern können nur als Langzeitprojekte durchgeführt werden (für manche eine *contradictio in adjecto*).

Bei der Charakterisierung der Auswirkungen der Projektifizierung ist es also wichtig zu wissen, ob bei der Betrachtung auch Langzeitprojekte eingeschlossen sein sollen. Die problematischen Aspekte der Projektifizierung zeigen sich nämlich insbesondere in der Vorstellung einer Normalförderungsdauer von drei bis maximal sechs Jahren. Eine solche Beschränkung, wie sie weitherum üblich ist, hat erhebliche Auswirkungen auf die Forschungsthematik. Es können in solchen Projekten entweder nur Themen erforscht werden, die von vornherein gut abgrenzbar und abschliessbar erscheinen, oder es müssen umfassendere Projektideen mehr oder weniger künstlich in solche Portionen zerstückelt werden. Gerade die an sich typischen Forschungsaufgaben wie die eingangs geschilderten umfangreicheren Gemeinschaftsunternehmungen vertragen sich also nicht gut mit der Projektifizierung, die in der Regel eine spezifische, fokussierte, in kurzer Zeit beantwortbare Forschungsfrage verlangt, die möglichst auch noch aktuell und originell sein soll (wie das etwa die Experten bei der Evaluation von Nationalfondsgesuchen zu beurteilen gebeten werden). Das kann dazu führen, dass die in den Geistes-

wissenschaften notwendige Grundlagenarbeit, die oftmals gar nicht besonders originell, sondern vielmehr solide sein muss, nur noch durchgeführt werden kann, wenn sie mit einem aktuellen Forschungsvorhaben verknüpft wird. Manche Forscher ziehen daraus dann die Konsequenz, diese Art von offenbar nicht geschätzter Grundlagenarbeit ganz aufzugeben.

Hier zeigt sich die Problematik der Übertragung naturwissenschaftlicher Forschungsweisen auf die Geisteswissenschaften, denn eine zwei- bis dreijährige Projektdauer passt sehr gut zu einer inkrementellen Forschungsweise, wie sie insbesondere in der experimentellen Forschung üblich ist. Hierbei wird die Überprüfung einiger Fragestellungen und Hypothesen zu einem Projekt verbunden, und je nach Ergebnis folgt dann ein weiteres Projekt mit neuen Hypothesen oder neuen Methoden zu deren Prüfung. Ein solches Vorgehen ist jedoch nur in naturwissenschaftsnahen Randbereichen der Geisteswissenschaft möglich, wie etwa der Phonetik oder der Computer- oder Psycholinguistik.

Während solche portionierten Projekte in den Naturwissenschaften durchaus auch eine kontinuierliche Arbeit an einem umfassenderen Themenbereich ermöglichen, lassen sich die Forschungsfragen geisteswissenschaftlicher Projekte meist nicht so leicht in chronologisch abzuarbeitende, inkrementell gestaffelte Einzelschritte auflösen. Die Dauer geisteswissenschaftlicher Projekte, deren Ergebnisse oft erst ganz am Ende erscheinen, gerät immer wieder in Konflikt mit dem Wunsch der Forschungsförderung nach schnellen Ergebnissen. Die Projektifizierung mit dem Blick auf die schnellen Ergebnisse fördert umgekehrt das Anwachsen von Publikationen mit immer geringerer Dauerhaftigkeit. Wo man früher abgewartet hätte, bis das Buch fertig ist, veröffentlicht man jetzt jeden Einzelschritt. Das ist aber gerade in den Geisteswissenschaften, von Ausnahmen abgesehen, der auf dem Gesamtüberblick eines Themas beruhenden Erkenntnis eher hinderlich.

## **Projekte und die Forschenden**

Drittmittelfinanzierte Projekte haben im Rahmen der zunehmenden Ökonomisierung der Universität ein hohes Prestige gewonnen. Das führt dazu, dass ein allgemeines Bestreben

besteht, solche Projekte zu leiten. Zusammen mit den Auswirkungen, die die Projektstruktur, wie ausgeführt, auf den Inhalt von Forschung hat, führt das mittelfristig dazu, dass immer mehr Forschung durchgeführt wird, die eine projektadäquate Struktur besitzt, also gut planbar und portionierbar ist.

Traditionell nimmt neben der Projektforschung in den Geisteswissenschaften aber v.a. die Einzelforschung einen grossen Platz ein, in dem Sinne, dass sich einzelne Forschende z.B. der Analyse linguistischer Einzelphänomene widmen, bei der v.a. die konzentrierte geistige Arbeit des einzelnen Forschenden nötig ist. Das ist der Typ von Forschung, der sozusagen den universitären Alltag darstellt. Für die linguistische Forschung habe ich persönlich immer beide Arbeitsformen, die Projektforschung und die Einzelforschung, für notwendig und gewinnbringend erachtet.

In der Regel profitiert aber nur die Arbeit in Projektform von einer finanziellen Förderung. Für die Einzelforschung ist primär persönliche Arbeitszeit nötig, in geringerem Umfang oft auch Unterstützung durch Hilfskräfte. Finanzielle Förderung durch Freistellung kennen Schweizer Universitäten und Förderinstitutionen bislang nicht oder kaum. Durch die allgemeine Lehr- und Administrationsbelastung und den Rückgang freier Zeit für Forschung in den geisteswissenschaftlichen Fächern und infolge des Prestiges, das mit der Einwerbung von Drittmitteln verbunden ist, gerät die Einzelforschung gegenüber der Projektforschung immer mehr ins Hintertreffen. Die freie Zeit wird zunehmend in die Planung von Projekten statt in eigene (Einzel-)Forschung gesteckt, da das von der Universitätsleitung ebenso wie von den Fachkollegen eher wahrgenommen und honoriert wird. Diese verstärkte Ausrichtung auf die Projektforschung empfinde ich als Belastung und Einschränkung bei der eigenen Forschungstätigkeit. Der Trend zur Projektforschung wirkt sich negativ aus auf die Bandbreite der erforschten Themen, und Forscher mit weniger empirischen Interessen oder Synthesen geraten aus dem Blick bzw. erscheinen unmodern. Wir sollten aber daran denken: Unsere renommiertesten Kollegen hatten oft zeitlebens wenige oder gar keine Projekte geleitet!

## Projekte und der wissenschaftliche Nachwuchs

Bei einem Teil der Projektgesuche in den Geisteswissenschaften ist nicht die gemeinsame Forschung das Ziel, sondern es handelt sich um Anträge, die für den wissenschaftlichen Nachwuchs, z.B. Doktoranden, gestellt werden. Hier hängt es stark von der Art der geplanten Qualifikationsarbeit ab, wie gut sich diese etwa hinsichtlich der Plan- und Portionierbarkeit für die Projektform eignet. Immer wieder ergibt sich aber eine gewisse Inkongruenz zwischen der Forschung des Antragstellers und der vorgesehenen Projektarbeit, die v.a. den Interessen des zu fördernden Nachwuchses entspricht. Das hängt mit den gewöhnlich eher breiten Forschungsinteressen und insbesondere mit der geforderten Breite in der Lehre in den Geisteswissenschaften zusammen. In den Naturwissenschaften dominieren hingegen zumindest tendenziell die Interessen der Gesuchsteller stärker diejenigen des Nachwuchses oder stimmen mit diesen überein.

Aber auch wenn man von diesen etwas problematischen «Stellvertretergesuchen» absieht, geschieht die Unterstützung des wissenschaftlichen Nachwuchses mittlerweile im Allgemeinen über Projekte, d.h. auch wenn es sich um Stipendienanträge und damit um die Finanzierung der eigenen Arbeit, also von Einzelforschung des wissenschaftlichen Nachwuchses, handelt. Zwangsläufig steht dann bei der Evaluation solcher Anträge das Projekt stärker im Vordergrund als die Person, auf die die Personenförderung an sich ausgerichtet ist. Das bedeutet wiederum, dass bereits auf einer frühen Stufe der Karriere die projektartige Strukturierung von Forschung eine wichtige Rolle spielt, also die Aufstellung von Hypothesen, die Einteilung in Forschungsphasen u.Ä. und schliesslich auch das Verfassen von Berichten über die erreichten Ergebnisse. Zusammen mit dem Publikationsdruck ergibt sich so eine Drift zu Kurzzeitprojekten und damit indirekt wiederum hin zu spezifischen Themenbereichen, die auf diese Weise strukturiert werden können.

Kommen wir nochmals auf die Projekte als gemeinschaftliche Arbeit an einem Forschungsthema zurück. Hier ergibt sich das hausgemachte zusätzliche Problem, dass die Mitarbeit in einem Projekt in den Geisteswissenschaften oft nicht als hinreichend selbstständige Qualifikation angesehen wird.



Die Geringschätzung der Gemeinschaftsarbeit hängt wohl mit dem Selbstverständnis der meisten Geisteswissenschaftler als kreative Individualisten zusammen, und das gilt genauso für die Dissertation wie für spätere Arbeiten. Die Anforderungen an eine geisteswissenschaftliche Dissertation sind in dieser Hinsicht sehr hoch. Hierdurch kann manchmal ein Konflikt zwischen Projektarbeit und eigener Qualifikation entstehen. Manche geisteswissenschaftlichen Karrieren sind tatsächlich der gemeinsamen Arbeit im Projekt geopfert worden, die kein zusätzliches wissenschaftliches Engagement ausserhalb des Projekts mehr zuließe. Eine aus einem Projektzusammenhang hervorgegangene Dissertation ist dagegen in naturwissenschaftlichen Disziplinen völlig unauffällig. Umgekehrt ist für Geisteswissenschaftler die häufige Forderung der Naturwissenschaftler nach einem baldigen Selbstständigwerden nach der Dissertation irritierend, da eine solche enge Bindung kaum besteht.

## Fazit

Projekte im Sinne gemeinschaftlicher Forschung sind für viele geisteswissenschaftliche Bereiche eine gute Sache, insbesondere auch wegen der frühen Einbindung von fortgeschrittenen Studierenden in die Forschung. Problematisch für die Forschungsthemen ist die zeitliche Portionierung. Die Projektform fördert experimentelle, naturwissenschaftsnahen Arbeitsweisen, gut abgrenzbare Themen mit von vornherein klarer Methodik, die möglichst gut evaluierbar und in einem banalen Sinn nach Originalität und Aktualität zu beurteilen sind. Die originellen Fragen entstehen aber oft erst während der Arbeit und hängen mehr von der Forscherpersönlichkeit als vom Projektdesign ab.

Schliesslich ist noch die Konsequenz zu beobachten, dass durch die allgemeine Projektifizierung immer mehr Projekte untereinander in Konkurrenz stehen und dadurch die Chancen auf eine Förderung immer geringer werden. Dadurch entsteht ein weiterer Druck, sich ständig um Projektanträge zu bemühen, und die Folge davon ist eine weiter wachsende Zeitknappheit, so dass ein wahrer *Circulus vitiosus* entsteht. Die Wirkung der Projektifizierung hängt also von den Rahmenbedingungen, in denen sie stattfindet, ab.

Zu wünschen wäre: eine breitere Palette möglicher Projektformen: kürzere, längere, ressourcen- und materialorientierte wie auch themenfokussierte. Und es wäre schön, wenn nicht nur Anträge beim Schweizerischen Nationalfonds gestellt werden könnten, der für die Geisteswissenschaften praktisch ein Monopol besitzt, sondern insgesamt mehr Möglichkeiten für die Finanzierung von geisteswissenschaftlicher Arbeit bestünden. Darunter sollte auch die Förderung eigener Arbeitszeit, etwa im Sinne der Unterstützung eines *Opus magnum*, fallen, damit nicht die Einzelforschung von der Projektforschung an die Wand gedrückt wird.



# Préparer et mettre en œuvre des projets de recherche en histoire. Les premières expériences de la Maison de l'histoire de l'Université de Genève

*Michel Grandjean*

Les stéréotypes opposés du physicien travaillant en équipe à la recherche d'un probable boson de Higgs et de l'historien perdu dans un abîme de solitude alors qu'il déchiffre un manuscrit médiéval relèvent à l'évidence de l'image d'Epinal. Il n'empêche que les sciences humaines en général et l'histoire en particulier présentent une certaine tendance à la recherche individuelle. Historiennes et historiens s'inscrivent dans des réseaux internationaux, mais demeurent – pour toutes sortes de raisons par ailleurs fort honorables – essentiellement solitaires. L'une des conséquences négatives de cette manière de faire est souvent la méconnaissance des recherches menées par des collègues très proches institutionnellement ou géographiquement. C'est là l'un des constats qui ont présidé, en 2008, au lancement de la Maison de l'histoire de l'Université de Genève. Cette instance existe depuis quelques années à peine, mais on a déjà oublié qu'un historien économiste pouvait naguère ignorer la présence, dans sa propre université, d'une unité d'histoire de la médecine et que l'historien du christianisme aurait été bien en mal de donner le nom de ses collègues travaillant dans le champ de l'histoire de l'éducation.

**Renforcer la recherche, visibiliser, soutenir la relève, fédérer...**

Structure nouvelle, la Maison de l'histoire a dès l'origine reçu une impulsion décisive du recteur Jean-Dominique Vassalli, lui-même chercheur en médecine fondamentale. Les premières années de son existence ont été consacrées d'une part à son insertion dans l'organigramme universitaire – ce qui a soulevé des difficultés de divers ordres mais ne présente ici qu'un inté-

rêt marginal – et d’autre part à la définition de ses objectifs et activités. La Maison de l’histoire est aujourd’hui largement reconnue en tant qu’unité de recherche, selon une articulation avec les Facultés (ou «unités principales d’enseignement et de recherche») qu’il a fallu définir avec attention. Elle constitue l’un des neuf pôles de développement stratégique de l’Université de Genève, à côté d’autres comme l’environnement, les relations internationales, les neurosciences et sciences affectives, «finance et société», «langage et communication», «vulnérabilité et vieillissement».<sup>1</sup>

La Maison de l’histoire, qui est la seule instance disciplinaire de l’Université de Genève regroupant des chercheurs de provenances aussi diverses, entretient des relations privilégiées avec le Département d’histoire générale de la Faculté des lettres. Son Comité scientifique comprend une quinzaine de membres provenant de la Faculté des lettres (histoire générale, sciences de l’Antiquité, langues et littératures vivantes); de la Faculté des sciences économiques et sociales (Institut Paul Bairoch); de la Faculté de théologie; de l’Institut d’histoire de la Réformation; de la Faculté de droit; de la Faculté de psychologie et des sciences de l’éducation; de la Faculté de médecine; enfin de la Faculté des sciences.<sup>2</sup>

Alors qu’on la portait sur les fonts baptismaux, la Maison de l’histoire s’est donné trois buts essentiels: renforcer la recherche; rendre mieux visibles les travaux menés par les historiennes et historiens de Genève (diffusion d’informations, présentation de livres, manifestations publiques); soutenir la relève grâce à des projets FNS ou autres et grâce à des subsides (déplacements scientifiques, publications, etc.). Sans avoir vocation à constituer un lieu d’enseignement parmi d’autres, la Maison de l’histoire a pris depuis deux ans l’option de venir régulièrement en appui des diverses unités, essentiellement par l’invitation ponctuelle de professeurs extérieurs.

Les trois buts de la Maison de l’histoire ne se laissent pas totalement dissocier: le soutien à la relève va très étroitement de pair avec les ressources allouées à la recherche; quant à la visibilité accrue des recherches en histoire, que cette visibilité soit interne à l’Université (diffusion hebdomadaire d’informations, organisation de conférences spécialisées, mise en place de séminaires de recherches destinés aux chercheurs de l’ensemble de l’Université, etc.) ou externe (conférences destinées

au grand public, participation à des manifestations culturelles comme les Journées du patrimoine ou le Salon du livre et de l'étudiant etc.), elle concourt précisément à stimuler elle aussi la recherche.

La Maison de l'histoire de l'Université de Genève tente de fédérer les historiennes et historiens de toutes les unités en une communauté d'information, de recherche, de fraternité intellectuelle, qui s'identifie non pas à tel ou tel objet d'étude, encore moins à telle période, mais qui se reconnaît dans des démarches scientifiques, dans une rigueur méthodologique, dans une exigence de liberté et, globalement, dans un idéal humaniste. Cela étant dit, elle n'est pas une école historiographique parmi d'autres, même si la question a fait l'objet de débats au moment où nous en avons dessiné les contours.

### **La Maison de l'histoire: de la plateforme d'échanges à la rampe de lancement**

Sur le terrain spécifique de la recherche, la Maison de l'histoire s'est donné pour vocation de lancer et de soutenir des projets à dimension interdisciplinaire. Un projet est en cours de réalisation, deux sont en phase d'élaboration avancée. D'autres pourraient voir prochainement le jour.

En 2008 déjà, nous avons identifié quelques possibles objets d'étude. Nous avons fixé que ces objets, de nature interdisciplinaire, comparatiste et, dans l'idéal, traversant plusieurs périodes historiques, devaient être en lien d'une part avec l'historiographie et les débats contemporains (ce qui n'exclut a priori aucune thématique mais en oriente le traitement) et d'autre part avec les attentes sociales. Sur cette base, nous avons mené une première investigation sur quelques objets, comme la construction des identités (comment se définissent les identités individuelles et collectives? comment élaborer une critique des histoires identitaires?) ou le tolérable et l'intolérable (comment s'articulent, dans telle situation historique, le respect de la norme et la liberté de la pensée et de l'action?), ou encore la fabrique des savoirs.

C'est ce troisième objet d'études qui allait prendre son envol, avec une requête présentée début 2009 au FNS (Sinergia), sous le titre «acteurs de la fabrique des savoirs et

construction de nouveaux champs disciplinaires». Un appel à participation a été largement diffusé au sein de l'Université, appel auquel ont répondu de nombreux chercheurs (certains déjà constitués en équipes). Une première évaluation, interne, a permis de retenir certains projets et de suggérer des regroupements. Au final, le programme soumis au FNS, et intégralement accepté par lui, comprend, sous la direction de Michel Porret (Faculté des lettres) comme requérant principal, six équipes de recherches, qui travaillent en parallèle et organisent régulièrement des séminaires transversaux (dans lesquels sont souvent invités des intervenants extérieurs). Dirigent ainsi chacun un volet du programme:

- le prof. Philippe Borgeaud (Faculté des lettres), sur la construction d'un savoir pré-académique sur le religieux et sur la naissance de l'histoire des religions,
- le prof. Michel Porret, sur le passage des savoirs diffus aux savoirs constitués dans le cadre des normes judiciaires, médico-légales et politiques au temps de Lumières,
- la prof. Rita Hofstetter (Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation), sur la fabrique des savoirs dans le champ pédagogique (19<sup>e</sup>-20<sup>e</sup> siècles),
- le Dr Marc Ratcliff (Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation), sur la construction du champ psychologique à Genève (1875-1975),
- le prof. Jan Lacki (Faculté des sciences), sur l'émergence et le développement des sciences physiques théoriques en Suisse romande (1870-1970),
- la prof. Kristine Bruland (Faculté des sciences économiques et sociales), sur la création et l'utilisation des savoirs utiles dans les petites économies européennes en voie d'industrialisation.

Le caractère diversifié de ce programme de recherches ne constitue pas le moindre de ses défis: y travaillent en effet six équipes, qui regroupent des chercheurs de quatre facultés différentes, ce qui est probablement un cas unique à l'Université de Genève. Il court sur trois ans (2010 à 2012) et a déjà débouché sur plusieurs publications. Une dizaine de thèses sont en outre en préparation, ou ont été récemment soutenues, en lien étroit avec la «fabrique des savoirs».

Deux autres programmes transdisciplinaires sont aujourd'hui très avancés. Il s'agit en premier lieu d'un vaste chantier (au sens propre comme au figuré) qui s'est ouvert sous la direction du professeur Lorenz Baumer (archéologie classique, Faculté des lettres). Sous le titre «Crotone, cité antique et ville médiévale. Religion, territoire, environnement», en lien avec l'Office territorial de Crotone (Calabre), plusieurs axes de recherche sont prévus: la notion de territoire dans les fondations coloniales grecques, l'urbanisme et la culture proto-urbaine (L. Baumer); l'étude des sites pré- et protohistoriques (prof. Marie Besse, Faculté des sciences de l'Université de Genève); l'histoire culturelle et religieuse de Crotone du début de l'âge du fer à la fin de l'empire romain (prof. Thomas Späth, Université de Berne); la linguistique historique (inscriptions, etc.) (prof. Rudolf Wachter, Universités de Bâle et de Lausanne). Ce projet, du moins pour l'un de ses principaux volets, vient d'être soumis au FNS.

En second lieu, sous la direction des professeurs François Walter et Matthias Schulz (Faculté des lettres), un programme intitulé «Global Environmental Governance» est également en phase de consolidation (une première partie a déjà été soumise). Ce projet se donne comme terminus *a quo* les origines de la conscience d'une nécessité de gérer au plan international la protection de la nature, dans les années 1910. Il se déploie à la croisée de problématiques très présentes à Genève, l'international et l'environnement. Sont prévues des études de cas de diverses organisations internationales, de la Société des Nations à l'UNESCO, la FAO, le WHO, en lien avec des politologues.

Sans recourir à l'abominable néologisme de «projectisation», la Maison de l'histoire s'est toujours efforcée d'appuyer, tant sur un plan intellectuel que logistique, la mise en œuvre de projets de recherche. Elle a déterminé les lignes directrices du programme «fabrique des savoirs», suscité des contributions, suggéré des synergies mais elle n'intervient en rien, en tant que telle, dans la marche même des travaux: une fois mis sur orbite, un projet de recherche doit pouvoir voler de ses propres ailes. De la même façon, elle fournit une assistance scientifique et administrative à la réalisation des projets «Crotone» et «Global Governance», par l'intermédiaire d'ajointes scientifiques qui ont pu être engagées à temps partiel pour préparer les dossiers,



mais elle n'entend pas non plus intervenir, en tant que telle, dans le déploiement des recherches.

### **Effets bénéfiques?**

La structure somme toute très légère dont l'Université de Genève s'est dotée avec la Maison de l'histoire offre de multiples avantages, à commencer par la mise en réseau des chercheurs. Ni la «fabrique des savoirs», ni «Crotone», ni «Global Governance» n'auraient probablement pu voir le jour sous cette forme puisque chacun de ces projets met en œuvre, à des degrés divers, une perspective comparative et interdisciplinaire qu'il aurait été difficile d'envisager sans une plateforme comme la Maison de l'histoire. A titre d'hypothèse, car il est à l'évidence trop tôt pour penser une évaluation approfondie, l'un des premiers effets bénéfiques de cette structure, sur le plan de la conception même des recherches, est probablement la prise de conscience de l'intérêt des «enjeux d'échelles», dans la mesure où les focales de recherche sont différentes: ainsi, le travail sur des objets en apparence très locaux (comme l'émergence de la psychologie à Genève) enrichit les problématiques des équipes qui travaillent sur des objets plus larges.

A l'inverse, il faut reconnaître que, comme c'est le cas aujourd'hui pour toute structure académique occidentale, nous souffrons de l'alourdissement quasi pathologique des procédures administratives: quand bien même chacun fait preuve de bonne volonté pour réduire les démarches, chaque dossier implique une masse de travail administratif qui pourrait décourager des esprits moins convaincus. Sans un adjoint, employé à plein temps et que les tâches courantes détournent presque entièrement de ses propres activités de recherche, la Maison de l'histoire ne pourrait ni organiser de conférences, ni assumer le suivi des engagements (contrats de travail), ni inviter des professeurs extérieurs, ni gérer un budget. Elle ne pourrait donc pas apporter sa contribution à la mise en œuvre de projets de recherches.

## Conclusion

Outil mis au service de la communauté des historiennes et historiens de Genève, et tout particulièrement des jeunes chercheurs, la Maison de l'histoire exerce sur les thèmes et méthodes de recherche une influence qu'il est encore difficile de mesurer. Il se pourrait qu'on lui reconnaisse un jour d'avoir contribué à mettre en place un réflexe interdisciplinaire et d'avoir innové en permettant à des chercheurs de cultures et d'horizons intellectuels variés de s'asseoir à une même table et de défendre, au-delà de leurs divergences d'approches et de méthodes, une identité commune et une même passion.

## Notes

- 1 Cf. *Une vision pour 2020. Plan stratégique de l'UNIGE*, édition 2011 (brochure, disponible à l'adresse [http://www.unige.ch/rectorat/static/plan\\_strategique.pdf](http://www.unige.ch/rectorat/static/plan_strategique.pdf)). Informations complémentaires sur la Maison de l'histoire à l'adresse <http://www.unige.ch/rectorat/maison-histoire/index.html>.
- 2 Seule la Faculté de traduction et d'interprétation n'est pas représentée dans ce Comité.



# Projektform aus Sicht des SNF: «Projektförderung in den Geistes- wissenschaften: Notwendigkeit, Chancen und Hindernisse»

*Walter Leimgruber*

**Lassen sich für die Geisteswissenschaften aus Sicht des SNF typische Umgangsformen mit dem Instrument der SNF-Projektförderung erkennen?**

So lautet die erste mir von der Tagungsleitung gestellte Frage. Eine Vorbemerkung dazu: Die Sicht des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) gibt es zwar zu manchen Dingen, die einem ausführlichen Meinungsbildungsprozess im Haus unterworfen gewesen sind. Zur Frage der geisteswissenschaftlichen Projektförderung gibt es allerdings keine offizielle Haltung des SNF. Ich vertrete daher im Folgenden meine persönliche Meinung, die ich möglichst pointiert zu präsentieren versuche.

Es gibt nach wie vor viele Dozierende an Hochschulen, die nie ein Projektgesuch beim SNF oder bei einer anderen Institution der Forschungsförderung eingereicht haben. Sie halten das für unnütze und verschleuderte Zeit oder treiben Forschung auf andere Art und Weise. Und noch immer scheinen die klassischen Karrierewege in den Geisteswissenschaften auf das gleichförmige Abarbeiten der geforderten Qualifikationsarbeiten durch Einzelforschende ausgerichtet zu sein. Das lässt sich auch ohne Projekte im engeren Sinn, wie sie der SNF oder andere Organisationen finanzieren, tun. Ein Kollege von mir in Basel sagte einmal auf die Frage, was er als Infrastruktur für seine Forschung benötige: «Einen Bleistift und einen Schreibblock.» Damit schloss er – bewusst oder unbewusst – an das berühmte Diktum von Niklas Luhmann an, als dieser 1969 als frisch gewählter Professor sein Forschungsprojekt benennen sollte: «Theorie der Gesellschaft, Laufzeit: 30 Jahre. Kosten: keine.»<sup>1</sup>

Geisteswissenschaften denken primär in Einzelforschenden. Projekte aber sind in der Regel darauf ausgerichtet, dass mehrere Leute an einem Thema arbeiten und sich gemeinsam

mit diesem auseinandersetzen. Auch die aktuellen Karrierewege und Beurteilungskriterien in den Geisteswissenschaften laufen den Ansprüchen der Projektforschung eher entgegen, als dass sie ihr entsprechen.

Das erste typische geisteswissenschaftliche Projekt ist daher das Einzelprojekt, auch Stellvertreterprojekt genannt, da es in der Regel nicht vom Projektbearbeiter bzw. von der Bearbeiterin eingereicht wird, sondern von der betreuenden Person, dem Professor oder der Professorin, die in der Folge häufig gar nicht oder nur am Rande an der eigentlichen Forschungsarbeit mitarbeiten. Das Einzelprojekt entspricht den allgemeinen Vorstellungen von Projekten daher eigentlich gar nicht.

Die zweite typische Form des geisteswissenschaftlichen Projekts ist das Langzeitprojekt. Dauer: in der Regel so lange, bis der Hauptforschende in Rente geht, manchmal auch über Generationen sich erstreckend. Editionen von und Kommentare zu Quellen, literarischen Werken, archäologischen Materialien, musikalischen Werken oder Kompendien aller Art gehören dazu.

Die dritte Form ist das Pyramiden-Projekt, sprich: Ein Leiter oder eine Leiterin lässt einige Personen für ihr eigenes Thema und ihre grosse Publikation zuarbeiten. Im Idealfall entstehen aus diesen Zuarbeiten der Mitforschenden zwar eigenständige wissenschaftliche Qualifikationsschriften, bisweilen müssen diese aber nebenher, in der Freizeit, erbracht werden.

Mit eigentlichen Verbundprojekten hingegen tun sich die Geisteswissenschaften eher schwer. Sie werden häufig additiv als Gruppe von Einzelprojekten durchgeführt, das Anpassen von Forschungsfragen und -design an mehrere Gruppen, die auf der Basis eines gemeinsamen Konzeptes Teilbereiche eines Themas bearbeiten, gehört noch nicht zu den Selbstverständlichkeiten. Der Effekt solcher Projekte ist daher im Vergleich zum Aufwand vielfach eher bescheiden. Die Gründe liegen auch hier in der Karriere- und Beurteilungsstruktur, aber auch in der fehlenden Erfahrung und der mangelhaften infrastrukturellen Ausstattung.

**Wo liegen Verbesserungsmöglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen SNF und Projektnehmern?, möchte die Tagungsleitung zweitens gerne wissen.**

Es gibt sicherlich eine Menge Verbesserungsmöglichkeiten. Mir scheint auf einer grundlegenden Ebene aber weniger diese Zusammenarbeit als die generelle Perspektive der GeisteswissenschaftlerInnen und der sie vertretenden Institutionen das zentrale Problem zu sein. Hierzu wieder einige Bemerkungen: Wer ProjektleiterIn wird, macht nach einer geisteswissenschaftlichen Karriere etwas, das er/sie noch nie gemacht hat und für das er/sie nicht ausgebildet ist: budgetieren, organisieren, führen, kommunizieren, verwalten, managen, moderieren. Projektleitende sind häufig Anfänger auf diesem Gebiet und machen entsprechend viele Anfängerfehler, die im schlimmsten Fall die Durchführung beeinträchtigen oder gefährden und häufig zu weniger Output und zu weniger Erkenntnis führen, als man erwarten könnte.

Hier geht es nicht nur um eine gute Beratung vonseiten des SNF, sondern auch um die Frage, welche Ausbildungen Projektleitende mitbringen müssten. Dazu gehören sicherlich die erwähnten Fähigkeiten. Dabei handelt es sich jedoch um Punkte, die in einem typischen Berufungsverfahren keine oder eine sehr geringe Rolle spielen oder die man auf die Seite schiebt mit der Bemerkung, das könne schliesslich jede/r. Nimmt man Projektforschung ernst, muss sich dies auch in der Leistungsbewertung bei Stellenbesetzungen und Berufungen niederschlagen, was bis heute kaum der Fall ist.

Man kann nicht davon ausgehen, dass jede/r alles kann. Es gibt hochbegabte Menschen, die unfähig sind, ein Budget zu verwalten oder ein Team auch in schwierigen Situationen zusammenzuhalten. Das typische Profil eines geisteswissenschaftlichen Instituts kennt aber nur eines: nämlich WissenschaftlerInnen, die im entsprechenden Fachgebiet gut sind – entweder auf der Stufe der Assistenz oder der Professur. Das entspricht der Organisationsstruktur eines Unternehmens, das nur aus Lehrlingen und einem CEO besteht. Solche Betriebe gibt es ausserhalb der Universität aus guten Gründen nicht. Hier wäre zu überlegen, wie Institute und Departemente der Zukunft, in denen die unterschiedlichsten Anforderungsprofile und Begabungen effizient ineinandergreifen, aussehen müssten.

**Gibt es Negativentwicklungen? Wie könnten diese vermieden werden?, lautet die dritte Frage.**

Ich bin nicht der Meinung, dass die Zukunft ausschliesslich einer teambasierten Projektforschung gehören soll. Einzelforschung im bisherigen Stil hat ihre Berechtigung und soll sie auch weiterhin haben. Es ist also nicht ein alter Weg durch einen neuen zu ersetzen, vielmehr sind viele Wege anzulegen. Und die Auswirkungen der Projektform können in der Tat auch negativ sein:

Das Schreiben von Anträgen wird zunehmend zu einer Art Dauerbeschäftigung. Bei immer tieferen Bewilligungsquotienten der Förderinstitutionen kann dies zu einem Leerlauf führen, bei dem man dauernd an drei oder vier Anträgen sitzt, von denen vielleicht einer erfolgreich ist. Die zunehmende Kompetitivität führt damit zu weniger Wettbewerbsfähigkeit dort, wo es darauf ankommt, bei der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit und Produktion.

Es ist auch zu fragen, ob die gängige, eher kurzfristige Projektform nicht eine wesentliche Qualität geisteswissenschaftlicher Arbeit, das bisweilen langsame Bohren dicker Bretter, gefährdet.

Mit der Projektförmigkeit nur zum Teil verbunden ist der Publikationswahn. Man muss möglichst viel publizieren, in bestimmten Journals publizieren; die in vielen geisteswissenschaftlichen Fächern bisher dominierenden Monographien verlieren rasch an Bedeutung, da sie keiner Peer Review unterliegen. Als Folgen sind erkennbar: Alle schreiben, was Aussicht auf Erfolg hat, also Texte zu momentan modischen Themen in momentan modischen Ansätzen und Theoriewelten, denn die Peer Reviewer sind in der Regel die, die im entsprechenden Forschungsfeld den Takt angeben und bestimmen, was in ist. Und mit diesen Meinungsmachern darf man es auf keinen Fall verderben. Quer- und Andersdenkende, die Antriebskräfte guter Wissenschaft, werden ersetzt durch Mitdenkende im Sinne von Mitlaufenden. Wer am x-ten Beispiel beweist, dass eine These zutrifft, hat wenig Probleme, denn in der Regel ist solchen Texten wissenschaftlich kaum etwas vorzuwerfen.

Und man veröffentlicht zunehmend portionenweise. Was früher für einen guten Aufsatz reichte, wird heute auf ein halbes Dutzend Texte ausgebaut, die These in zehn «Theschen» zer-

legt. Die quantitativen Anforderungen der Publikationsliste stellen eine Gefahr für vertieftes und neues Denken dar und ersetzen die intellektuelle Berner Platte durch Fingerfood-Häppchen. Mit ihren Publikationslisten hätten einige unserer fachlichen Überväter und -mütter heute nicht einmal mehr eine Chance auf eine Förderprofessur. Waren die damals so viel schlechter?

Vielen ProfessorInnen, die projektförmig arbeiten und damit auch Chancen für den Nachwuchs schaffen, fehlt die Zeit für eigenes Forschen. Sie sind WissenschaftsmanagerInnen geworden. So gut sie das im besten Fall auch machen, scheint es doch absurd, dass die Leute, die man einstellt, weil sie etwas gut können, genau dafür keine Zeit mehr haben.

Schwer haben es diejenigen Forschenden, die sich in Grensräumen bewegen, die nicht zum Mainstream des entsprechenden Faches gehören. Wer es wagt, gewohnte Wege zu verlassen, gar interdisziplinär zu arbeiten, der wird mit entsprechenden Gutachten auf den Pfad disziplinärer Tugend zurückgeholt. Wo kämen wir da hin, wenn jede und jeder Grenzen frei überschreiten dürfte? Die Angst vor Bedeutungs- und Ressourcenverlust des eigenen Faches fördert – Festvortragshetorik von Inter- und Transdisziplinarität hin oder her – tendenziell eher Abkapselungs- als Öffnungstendenzen. Das Argument, zuerst müsse mit einer disziplinär soliden Basis Sicherheit erworben werden, macht zwar Sinn. Häufig aber fällt die spätere Lösung von den eingeübten Fachpraxen schwer; Neuorientierungen sind zudem zeitaufwendig und werden nicht belohnt, in Verfahren um Stellen, die in aller Regel disziplinär angelegt sind, sogar immer wieder bestraft.

Die mit der Projektförmigkeit verbundene Internationalisierung ist bisweilen ein weiterer Negativpunkt für viele Geisteswissenschaften. Lokale, regionale, sogar nationale Themen werden automatisch zweitklassig, wenn sie nicht zum gängigen internationalen Forschungskanon gehören; was nicht international und englisch publiziert wird, gilt zunehmend als vernachlässigbar.

Die Fragen, ob die Kultur der Geisteswissenschaften und die Notwendigkeit der Projektform zueinander passen oder ob die Projektorientierung wesentliche Elemente geisteswissenschaftlichen Denkens zerstört oder behindert, finden keine eindeutige Antwort. Forschungsförderungsinstitutionen wie der



Schweizerische Nationalfonds sehen natürlich die Chancen der Projektform, sind sich aber auch bewusst, dass es weder «die» Form noch «den» Weg gibt, mit denen die Geisteswissenschaften wissenschaftlich Erfolg haben.

Hauptproblem scheint mir zu sein, dass die aktuellen Strukturen der Geisteswissenschaften sich nicht wirklich für projektorientierte Forschung eignen, vor allem aber auch, dass wir dem Nachwuchs nicht die Möglichkeiten bieten, die er benötigt. Wir spannen ihn einerseits in unsere Projekte ein, lassen ihn Anträge schreiben und Forschungsworkshops organisieren, belasten ihn andererseits mit einem Teil der strukturellen Schwächen vieler geisteswissenschaftlicher Disziplinen (fehlende personelle und finanzielle Ausstattung), ohne ihm adäquate Perspektiven zu eröffnen, bestrafen ihn bei Berufungen bisweilen sogar für diese Art Arbeit. Dies wird den Geisteswissenschaften schaden – weit mehr als Projektförmigkeit an sich.

### **Anmerkung**

- 1 <http://www.humboldtgesellschaft.de/inhalt.php?name=luhmann> [14.2.2012].

# Beteiligung der Geisteswissenschaften an der europäischen Forschung – Erwartungen und Massnahmen der Wissenschaftspolitik

*Mauro Dell’Ambrogio*

## **Welcher Stellenwert kommt der europäischen Forschungsebene aus Schweizer Sicht zu?**

Mit der Einschränkung, dass die gefragte «Schweizer Sicht» nur eine sehr *allgemeine* ist, eine Schnittmenge über die Wissenschaftsbereiche hinweg, ist der Stellenwert der internationalen und explizit der europäischen Zusammenarbeit für unsere Forschungsakteure insgesamt zweifellos bedeutend.

Der Gründe dafür sind mehrere, ich nenne drei:

Zum Ersten ist es die schlichte Tatsache, dass qualitativ hochstehende Forschung *immer* den Austausch braucht, und zwar den nationalen wie den internationalen. Informeller oder formalisierter Austausch unter Fachkollegen, Zusammenarbeit in Projekten und Netzwerken, dies führt zu neuem Wissen, zu neuen Ansätzen und Methoden, zu neuen Lösungen, zu wissenschaftlichem Fortschritt und führt schliesslich zum Gewinn für alle Beteiligten.

Ein zweiter Grund dafür, warum die europäische Ebene für die Schweizer Forschung so bedeutend ist, liegt im hohen und stetig noch steigenden Bedarf an topaktuellen Forschungsinfrastrukturen – vom CERN bis zur International Space Station ISS, von den Superteleskopen der Europäischen Organisation für Astronomie bis zur entstehenden Europäischen Elektronenlaser-Anlage XFEL in Hamburg. Das alles betrifft selbstverständlich die Natur- und die Technischen Wissenschaften. Vermehrt gilt es aber auch für Datenbanken und Informationsplattformen der Geistes- und Sozialwissenschaften. Der Bund öffnet nach Möglichkeit mit entsprechenden bilateralen oder multilateralen Abkommen und einem bedeutenden finanziellen Engagement die von der Wissenschaftsgemeinde «bottom up» für den Hochschul- und Forschungsplatz

Schweiz als wichtig erachteten Kanäle der internationalen Zusammenarbeit im Rahmen von gemeinsamen Forschungsinfrastrukturen.

Der dritte Grund lässt sich pauschal unter dem Slogan «internationale Konkurrenz macht national stark» zusammenfassen. Die meisten Instrumente der europäischen Forschungszusammenarbeit und namentlich die Forschungsrahmenprogramme der EU sind nach dem Wettbewerbsprinzip organisiert. Die besten Projekte werden gefördert, die besten jungen und die besten bereits arrivierten Forschenden erhalten die Grants des European Research Councils.

Wiederum gilt das bis jetzt vorwiegend für die «harten» Wissenschaften. Eine Erweiterung auf *alle* Wissenschaftsbe-reiche ist aber unvermeidlich, nur schon aus dem Grund, dass eine Evaluation von Forschungsvorhaben und Forschungsergebnissen nur durch eine Internationalisierung der Peer Reviews glaubwürdig und wertvoll ist.

### **Brauchen die Schweizer Geisteswissenschaften Europa?**

Sie erlauben mir, meine Antwort mit einer ketzerischen Gegenfrage einzuleiten. Was denn ist so anders bei den Geisteswissenschaften als bei den vorher erwähnten «harten» Disziplinen? Geht es nicht immer und überall in der Forschung um Qualität, Wettbewerb und Zusammenarbeit? Und ist es nicht so, dass eine grosse, internationale Wissensgemeinschaft mehr weiss als eine nationale oder lokale, und dass Erstere Letztere befruchtet?

Die Antwort, von der wissenschaftsimmanenten Seite her betrachtet, scheint mir klar. Dazu gibt es mindestens noch eine weitere Ebene: die der Gesellschaft, der Bürgerinnen und Bürger unseres Landes, die mindestens implizit nach international orientierten Geisteswissenschaften verlangen. Sie möchte Antworten auf Fragen, die in einer globalisierten Welt alle angehen und alle betroffen machen und aufgrund ihrer Komplexität nur interkulturell beantwortet werden können. Ich denke an die Herausforderungen etwa in den Bereichen Demokratie und Rechtsstaat, Integrationspolitik und Identität, Sozialpolitik, Sprachenpolitik und Kulturverständnis, Bildung, Nachhaltigkeit und andere mehr.

Dies alles sind vordergründige Themenfelder der Geisteswissenschaften. Dazu kommen viele weitere auf transdisziplinärer Ebene. Die Thematik «Überalterung der Gesellschaft» etwa ist äusserst vielschichtig, sie betrifft eine Menge verschiedener Disziplinen.

### **Welche Erwartungen knüpft die Wissenschaftspolitik an eine europäische Forschungsvernetzung insbesondere der Schweizer Geisteswissenschaften?**

Diese dritte Frage, so finde ich, zäumt das Pferd vom Schwanz her auf. In der Forschungslandschaft Schweiz, die so stark auf dem Bottom-up-Prinzip basiert und auf der Autonomie der Institutionen und der Freiheit der Forschung, ist «Wissenschaftspolitik» weitgehend die Finanzierung dessen, was die Wissenschaftler wollen. Das ist auch gut so, denn die Wissenschaft weiss selber am besten, was sie braucht und wie sie funktioniert. Und deshalb, glaube ich, ist es auch nicht an der Wissenschaftspolitik, die Erwartungen in Bezug auf die europäische Forschungsvernetzung auch der Schweizer Geisteswissenschaften im Sinne eines Auftrags zu formulieren.

Wichtiger und richtiger scheint mir, sie einzuladen, in Europa präsent zu sein, präsenter als heute, aus drei Gründen.

Europäische Vernetzung bedeutet erstens auch für die Schweizer Geisteswissenschaften eine Herausforderung, die die mitmachenden Personen und Institutionen fachlich stärkt.

Zweitens geht es darum, den Schweizer Hochschulen, an denen die weitaus grösste Anzahl der Studierenden in geistes- und sozialwissenschaftlichen Fachrichtungen eingeschrieben ist, im Forschungs- und Hochschulraum Europa Stimme und Gewicht zu geben.

Drittens schliesslich ist darauf hinzuweisen, dass zumal in den EU-Forschungsrahmenprogrammen bedeutende Fördermittel abzuholen sind. Der Bund bezahlt seinen Pauschalbeitrag ans Gesamtbudget der FRP, egal, welchen Rückfluss die Schweizer Forschenden dann erzielen. Dass je mehr, je besser ist, liegt im Kontext der beschränkten Möglichkeiten der Förderung von Bildung, Forschung und Innovation durch den Bund auf der Hand. Diejenigen Bundesmittel, die ins FRP fliessen, können nicht gleichzeitig dem Schweizerischen Nationalfonds

oder den Universitäten als Grundbeiträge zugutekommen. Doch sie öffnen den Weg zu einem wahren XXL-Fördertopf, aus dem sich jedenfalls die Vertreterinnen und Vertreter der «harten» Wissenschaften hierzulande immer häufiger speisen. Die ETH Zürich etwa bezieht heute immerhin rund 15 Prozent ihrer jährlichen Drittmittel aus dem laufenden EU-Forschungsrahmenprogramm.

In der Nutzung dieser Förderquelle schneiden die Schweizer Geistes- und Sozialwissenschaften eher schwach ab: Ihre bislang 17 Beteiligungen an Projekten unter dem 7. Forschungsrahmenprogramm entsprechen lediglich gut 1 Prozent aller Schweizer Beteiligungen.

Dieser Wert ist zu verbessern. Und namentlich bei den ERC-Grants, bei denen der administrative Aufwand für die Gesuchseingabe vergleichsweise klein ist, sollten und könnten die Schweizer Geistes- und Sozialwissenschaften deutlich präsenter sein.

### **Wie fördert die Wissenschaftspolitik den Anschluss der Schweizer Geisteswissenschaften an europäische Forschungsnetzwerke?**

Der Bund fördert diesen Anschluss im Rahmen seiner Zuständigkeiten im föderalistischen Schweizer BFI-System massgeblich. Wenn die Schweizer Geisteswissenschaften sich international kompetent und erfolgreich einbringen sollen, dann müssen sie für sich überhaupt erst einmal «fit» sein, stark auf nationaler Ebene dank geeigneten nationalen Instrumenten:

- Der Schweizerische Nationalfonds fördert die geisteswissenschaftliche Forschung mit jeweils rund einem Viertel des ihm zur Verfügung stehenden Budgets.
- Sogar ca. ein Drittel aller SNF-Mittel zur Personalförderung gehen an Historiker, Sprachwissenschaftler, Germanisten und so weiter.
- Das Instrument der Nationalen Forschungsschwerpunkte steht den Geisteswissenschaften ebenso offen wie jenes der Nationalen Forschungsprogramme.
- Beinahe die Hälfte der via Art. 16 Forschungs- und Innovationsförderungsgesetz vom Bund unterstützten ausseruniversitären Forschungsinstitutionen und

Wissenschaftsdienste bearbeiten Themenfelder der Kultur- und Sozialwissenschaften.

- Und zuletzt fördert der Bund mit seinem Mandat an Euresearch einen Verein, dessen einzige und wichtige Aufgabe es ist, die Schweizer Forschenden aller Fachbereiche nach Europa mit Rat und Tat zu begleiten. Euresearch unterstützt sie bei der Partnersuche, bei den Ausschreibungsverfahren, bei der Ausarbeitung von Projektvorschlägen. Und Euresearch wird im kommenden Frühling interessierte Schweizer ERC-Kandidatinnen und -Kandidaten nach Brüssel einladen, um ihnen vor Ort dieses prestigeträchtige Instrument vorzustellen.



# Projektform aus Sicht der Hochschulforschung: Wie verändern Projekte die universitäre (Forschungs-) Praxis?

*Cristina Besio*

Das Projekt ist heute eine zentrale Form der Finanzierung und der Organisation der Forschungsarbeit. Es ist sowohl in den Naturwissenschaften als auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften weit verbreitet. Demgegenüber hat die soziologische Reflexion über Chancen und Folgen dieser Form erst begonnen (Besio 2009; Torka 2009).

Um die Frage zu beantworten, wie das Projekt die Forschungspraxis verändert, soll zunächst eine Definition des Projektbegriffs gegeben werden. Denn von Projekten ist allgegenwärtig die Rede, oft sind aber sehr unterschiedliche Sachverhalte gemeint. Die folgenden Überlegungen basieren auf der Annahme, dass die zentrale Eigenschaft von Projekten ist, dass diese eine spezielle Art von Planung zugrunde legen, die Ziele festlegt, die innerhalb eines definierten Zeitraums zu erreichen sind, und zudem die Mittel definiert, die notwendig sind, um die gesteckten Ziele zu erreichen. Jedes Projekt ist somit eine begrenzte und kurzfristige Planung, die Ziele, Ressourcen, Aufgaben, Zeiten und gegebenenfalls Personen bündelt. Jedes Projekt ist einmalig. «A project is ... a unique, one-off undertaking» (Levene 1996: 4164), und Projekte müssen immer neu entworfen werden, um neue Aufgaben anzugehen.

## **Effekte der Projektform auf das Forschungshandeln von Wissenschaftlern**

Die Projektarbeit<sup>1</sup> impliziert zunächst, dass die Aufgabe, einen Projektplan zu entwerfen, aufwendiger wird. Dies wird besonders klar im Fall von Drittmittelprojekten. Bei der Antragstellung muss die eigene Forschungs idee früh formalisiert werden und in die Sprache von Zielen und Mitteln verwandelt



werden (Matthes 1988). Da die Ziele geklärt und Methoden und Forschungstätigkeiten auf ihre Passung zur Fragestellung sowie Machbarkeit hin geprüft werden müssen, muss schon zu Beginn viel über das eigene Vorhaben bekannt sein.

Die gesteckten Ziele sollen dann mit den angegebenen Mitteln durch den Forschungsprozess erreicht werden – so zumindest die mit der Projektform verbundene Erwartung. Verändert dies die Forschungsorganisation in der Phase der Umsetzung des Plans, also bei der eigentlichen Forschungsarbeit? In manchen Fällen nur ganz wenig. Es gibt Beispiele von Instituten, in denen Projekte auf der Ebene der Forschungspraxis keinen Unterschied machen. Entsprechend wissen die Mitarbeiter nicht einmal, an welchem Projekt sie gerade arbeiten (Whitley 1977). Dies charakterisiert vor allem die Naturwissenschaften, die eine kontinuierliche Grundlagenforschung betreiben. Aber auch manchen sozial- und geisteswissenschaftlichen Instituten gelingt es, das Forschungsprogramm so zu definieren, dass die Projekte sich oft überlappen (Besio 2009: 214-215).

In anderen Fällen haben Projekte tiefgreifendere Wirkungen auf die Forschungstätigkeiten. Sachlich hat man in Projekten in der Realisierungsphase immer mit den im Antrag festgelegten Mitteln und Zielen zu tun (Besio 2009: 174-186; Torka 2009: 230-239). Diese können als Orientierung dienen. Dies funktioniert gerade deshalb, weil es im Projekt im Idealfall darum geht, Pläne zu realisieren, und folglich ist es nicht einfach, sie zu vernachlässigen oder zu ändern. Diese fast aufdringliche Präsenz der Pläne kann sich positiv auswirken: Pläne definieren einen starken Rahmen, der als solcher von immer neuen Diskussionen entlastet und vor projektfremden Ablenkungen schützt. Aber da das Anfangsversprechen schwer zu verändern ist, können neue Ideen, die im Laufe des Projekts entstehen, nicht immer produktiv angewendet werden, und so verwandelt sich der Plan unter Umständen in eine restriktive Vorgabe.

Die Zeitdimension ist in Projekten besonders wichtig, weil in deren Rahmen Deadlines gesetzt werden und ein Ablaufplan der notwendigen Forschungstätigkeiten entworfen wird. Deadlines können sich sehr positiv auswirken, weil sie Grenzen setzen, die helfen, zu Ergebnissen zu kommen: Im Falle der wissenschaftlichen Arbeit, die vom Sachurteil her gesehen im Prinzip endlos sein kann, fungieren sie als Gesichtspunkte, die

erzwingen, zwischen dem Notwendigen und dem Vernachlässigbaren zu diskriminieren und damit einen Abschluss der Forschungsarbeit zu erreichen (Besio 2009: 193-195). Deadlines können sich aber auch kontraproduktiv auswirken, weil sie Zeitdruck erzeugen und damit zwingen, Aufgaben zu komprimieren, oder weil sie dazu führen, dass für alles, was im Antrag nicht vorgesehen wurde, keine Zeit da ist.

Auf der Ebene der sozialen Verhältnisse ermöglicht das Projekt, Forschungsk Kooperation zu strukturieren. Wie diese tatsächlich stattfindet, ist von Projekt zu Projekt unterschiedlich. In vielen Fällen ist aber Projektarbeit Teamarbeit. Dies bedeutet, dass auf starke Hierarchien verzichtet wird und man sich auf die spontanen Entwicklungen des Teams verlässt. Interessant ist hier, dass Projekte eine Unterbrechung des Austausches mit dem Rest der Organisation bedeuten können. Während die Kommunikation im Team in der Regel intensiv ist, ist der Austausch mit teamexternen Organisationsmitgliedern reduziert (Baecker 1999: 186-187). Das impliziert einerseits mehr Autonomie, andererseits das Risiko der Abschottung von Projektmitarbeitern und die Fragmentierung der Organisation in einzelne, getrennte Projekte.

## **Wirkungen der Projektform auf die Wissenschaft**

Diese Veränderungen auf der Ebene des Forschungshandelns können auch Rückwirkungen auf die Wissenschaft, also die Wissensproduktion selbst haben. Sie können die Qualität der Forschung betreffen, aber vor allem können sie bestimmte Typologien der Forschung begünstigen und andere behindern (ausführlich in Besio 2009: 291-372):

1. Mit Projekten sind besonders solche Fragestellungen vereinbar, die nicht allzu abstrakt sind und die sich auf ein genau umschriebenes Untersuchungsobjekt beziehen. Es ist vor allem diese Art von Fragestellung, die die Machbarkeit der Forschung suggeriert. Eine Projektierung läuft dort gut, «wo Suchräume oder Problemstellungen scharf gekennzeichnet sind, sowohl in Bezug auf mögliche Tätigkeiten als auch in ihrer Orientierung auf ein Ziel» (Krauch 1970: 103). Projektforschung muss einen möglichst kleinen Ausschnitt der Realität untersuchen (Münch 2007: 86). Projekte eignen sich

hingegen nicht besonders gut für abstraktere Problemstellungen, die heterogene Datensätze oder unterschiedliche Interpretationen miteinander verknüpfen. In der Konsequenz werden aber allgemeinere Probleme, die nur durch die Berücksichtigung unterschiedlicher Ansätze bearbeitet werden können, benachteiligt. Beispielsweise kann über die bloße Erforschung einzelner Strukturen des Politischen keine umfassende Kenntnis des Politischen gewonnen werden, denn diese ist nicht als einfache Summe von partiellen Analysen zu erreichen.

2. Das Projekt begünstigt die empirische Forschung. Die Anwendung von Methoden als zeitliche Sequenz von Prozeduren (Luhmann 1990: 414-415) entspricht der Struktur des Projekts als Abfolge von Phasen. Methoden ermöglichen die präzise Programmierung der Forschungstätigkeiten. Die Erhebung und die Analyse von Daten sind in kleine Schritte zerlegbar, die aufeinander folgen können. Diese Schritte können nicht nur zeitlich quantifiziert werden, sondern es kann auch leicht festgestellt werden, ob sie realisiert wurden oder nicht. Theoriarbeit hingegen, eine Tätigkeit, die sich in der Regel über längere Zeiträume erstreckt, deren Fortschritt schwer zu messen und deren Ende schwer abzuschätzen ist, wird in Projekten weniger geleistet.

3. Projekte müssen innovativ sein; da jedoch eine zu hohe Unsicherheit die Forschungsplanung erschwert, muss das Innovative notwendig begrenzt bleiben. Explorative Forschungstätigkeiten, Trial-and-Error-Verfahren oder wilde Spekulationen – zentrale Formen der heutigen Wissenschaft (wie sie schon Funtowicz/Ravetz 1993 charakterisiert haben) – finden in Projekten deshalb nur schwer Eingang. Ebenso schwierig ist die Behandlung von «schlecht» formulierten Problemen, deren Ergebnisse ungewiss sind und die mehrfache Lösungen zulassen.

4. Forschungsprojekte können sich insofern auf die Disziplinen auswirken, als in der Tendenz diejenigen Disziplinen begünstigt werden, die empirisch-experimentell arbeiten. Disziplinen und Forschungsfelder, die aufgrund ihrer kognitiven Strukturen, etwa der Verfügbarkeit von etablierten Methoden und Theorien, imstande sind, Forschungsfragen in der Form von deutlich definierten Problemen zu stellen, haben einen Vorteil. In diesen Fällen ist die «technical task uncertainty» reduziert (Whitley 1984: 119-123). Hinsichtlich dieser Eigen-

schaft können Sozial- und vor allem Geisteswissenschaften benachteiligt werden. Insbesondere die Forschungen, die speziellen Phänomenen (etwa bestimmten historischen Ereignissen) gewidmet sind, die nur verstanden werden können, wenn ihre Einzigartigkeit analysiert wird, und die aus diesem Grund schwerlich auf bestehende Theorien und Methoden zurückgreifen können, sind demzufolge schwer projektierbar.

5. Da über Projekte zeitlich beschränkte Vorhaben finanziert werden, können sich Interessen und Präferenzen der finanzierenden Institutionen punktuell auf die Inhalte der Forschung auswirken. Diese können vielfältig sein. So können bestimmte Themen bevorzugt werden (etwa diejenigen, die auf öffentliche Aufmerksamkeit stossen) oder diejenigen Untersuchungen begünstigt werden, die stärker anwendungsorientiert sind. Auch dies kann sich auf die Disziplinen auswirken. So ist etwa die Finanzierung von grossen Sonderforschungsbereichen, in denen Forschergruppen vernetzt kooperieren, für die Naturwissenschaften zwar häufig passend, nicht aber für die Sozial- und Geisteswissenschaften, die hauptsächlich in kleinen Gruppen arbeiten und auf die Kreativität der einzelnen Forscher angewiesen sind (Münch 2007: 80-83).

### **Vielfalt der Projektarten**

Die genannten Änderungen des Forschungshandelns und der Wissenschaft sind mit dem Projekt als Form der Finanzierung und der Organisation der Forschung verbunden. Jedoch sind Projekte nicht alle identisch. So kann man etwa zwischen linearen Projekten und komplexen Projekten, die eine verzweigte Struktur aufweisen, zwischen mehr oder weniger detailreichen Projektplänen und zwischen rigiden, flexiblen und sogar fehlerfreundlichen Projekten unterscheiden. Chancen oder Risiken sind aber je nach Projekteigenschaften mehr oder weniger ausgeprägt.

Ob Projekte bestimmte Eigenschaften annehmen können, hängt mit vielen Faktoren zusammen. Ein wichtiger Faktor sind die Evaluationskriterien der finanzierenden Institutionen. Diese können weitgehend darauf verzichten, Themen, Grösse von Verbänden, Kooperationsanforderungen usw. vorzugeben. Sie können sogar entscheiden, die Beurteilung des Antrags

mehr oder weniger streng durchzuführen. Das hat schwerwiegende Folgen. Denn wenn etwa eine genaue Definition der Forschungstätigkeiten nicht verlangt wird, können die Forscher wagen, eine Unterstützung auch für Vorhaben zu beantragen, die zwar vielversprechend, aber in ihrem Verlauf nicht genau planbar sind.

Auch der Kontext, in dem ein Projekt stattfindet, kann einen Unterschied machen. So verlaufen Projekte in Forschungs- und Entwicklungsabteilungen von Firmen und in Universitäten unterschiedlich. Während in den Ersteren ein engmaschiges Monitoring geradezu typisch ist, findet in den Universitäten nur eine schwache Form der Kontrolle statt. Somit ist mehr Flexibilität im Umgang mit dem Plan gewährleistet. Darüber hinaus können Institute eine Kontinuität zwischen Projekten sichern und Fragmentierungstendenzen entgegenreten. Ein weiterer wichtiger Aspekt des Forschungskontextes ist die Verfügbarkeit von Ressourcen, um Ideen, die im Projekt entstanden sind, dort aber nicht produktiv eingebracht werden können, gegebenenfalls wieder aufzunehmen. Denn Projekte können sogenannte *byproducts* der Hauptforschung erzeugen. Dies sind Erkenntnisse, auf die man stößt, wenn man nach etwas Anderem sucht (Merton/Barber 2004: 193). So kann man bei der Verfolgung von Projektzielen zu Ideen kommen, auf die man anderenfalls nicht gekommen wäre. Da *byproducts* hoch innovativ sein können, wenn eine Organisation die Möglichkeit hat, Sie zu nutzen, gewinnen Projekte dort einen relevanten Zusatzwert.

## **Vor- und Nachteile projektförmiger Forschung**

Zusammenfassend kann man sagen, dass Projekte auf der Ebene der Organisation der Forschung insofern Vorteile bieten, als dass sie eine Strukturierung vorgeben, die im Forschungsprozess entlastend wirken kann. Andererseits können sie Erfolgs- und Zeitdruck verursachen. Weiterhin haben Projekte den Vorteil, dass sie einmalig für bestimmte Vorhaben angewendet werden können. Folglich können riskantere Untersuchungen initiiert werden, da sie eben ein absehbares Ende haben. Die Kehrseite davon ist, dass Projekte zu einer Fragmentierung der Forschung führen können.

Auf der Ebene der Wissenschaftsproduktion unterstützt die Projektform die Wissenschaftsentwicklung, begünstigt aber bestimmte Forschungstypen. Das wirkt sich auf das Innovationspotenzial der Wissenschaft aus. Innovation scheint in Projekten ähnlich stattzufinden, wie Rammert dies für den technologischen Fortschritt beschreibt, nämlich als «ein endloser vielfältiger Zuwachs von kleinen Details, Modifikationen und Perfektionierungen» (1988: 17). Das Risiko, das damit einhergeht, ist, dass höchst innovative Vorhaben, für die der Forschungsablauf nicht von vornherein definierbar ist, aus der Projektfinanzierung ausgeschlossen werden.

Inwiefern Chancen oder Risiken sich auswirken, hängt von den Eigenschaften der einzelnen Projekte und denjenigen der Organisationen zusammen, in denen sie eingebettet sind. Unterschiedliche Formen haben unterschiedliche Vor- und Nachteile. Aus diesem Grund können keine Rezepte zur Anwendung von Projekten entwickelt werden, sondern, um zu versuchen, Vor- und Nachteile dieser Form auszugleichen, müssen fallspezifisch die verschiedenen Auswirkungen von Projekten mit verschiedenen Eigenschaften in unterschiedlichen Organisationskontexten der Forschungspraxis und der Wissensproduktion in verschiedenen Disziplinen berücksichtigt werden.

## Literatur

- Besio, Cristina (2009), *Forschungsprojekte. Zum Organisationswandel in der Wissenschaft*, Bielefeld: Transcript.
- Baecker, Dirk (1999), «Einfache Komplexität», in: ders., *Organisation als System. Aufsätze*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 169-197.
- Funtowicz, Silvio O. und Ravetz, Jerome R. (1993), «Science for the post-normal age», in *Futures* 25, 7, S. 739-755.
- Krauch, Helmut (1970), *Die organisierte Forschung*, Berlin, Neuwied am Rhein: Luchterhand.
- Levene, Ralph J. (1996), «Project management», in: Warner, M. (Hg.), *International Encyclopedia of Business & Management*, Vol. IV, London, New York: Routledge, S. 4162-4181.
- Luhmann, Niklas (1990), *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Matthes, Joachim (1988), «Projekte – nein, danke?», in: *Zeitschrift für Soziologie* 17, 6, S. 465-473.
- Merton, Robert K. und Barber, Elinor (2004), *The Travels and Adventures of Serendipity. A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science*, Princeton, Oxford: Princeton University Press.
- Münch, Richard (2007), *Die akademische Elite*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rammert, Werner (1988), *Das Innovationsdilemma. Technikentwicklung im Unternehmen*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Torka, Marc (2009), *Die Projektformigkeit der Forschung*, Baden-Baden: Nomos.
- Whitley, Richard (1977), «Changes in the Social and Intellectual Organization of the Sciences: Professionalisation and the Arithmetic Ideal», in: Mendelsohn, E., Weingart, P. and Whitley, R. (eds.), *The Social Production of Scientific Knowledge*, Dordrecht, Boston: Reidel, S. 143-170.
- Whitley, Richard (1984), *The Intellectual and Social Organization of the Sciences*, Oxford: Clarendon Press.

## Anmerkung

- 1 Die folgenden Bemerkungen basieren hauptsächlich auf meiner Untersuchung über Forschungsprojekte in den Sozialwissenschaften (Besio, Cristina [2009], *Forschungsprojekte. Zum Organisationswandel in der Wissenschaft*, Bielefeld: Transcript).

# «Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften»: Projektifizierung

*Regina Schneider*

Schon der Titel ist Programm. Die dem Duden unbekanntene Neuschöpfung «Projektifizierung» suggeriert, dass die geisteswissenschaftliche Forschung zur Projektform genötigt und damit vom rechten Weg abgebracht wird. Auch die Autoren der «Stichworte zur aktuellen Lage der Geisteswissenschaften» sehen «das Projekt als spezifische Organisationsform».<sup>1</sup> Da muss einer Anglistin die Gegenfrage erlaubt sein: Ist Forschung in jeglicher Disziplin ohne ein gewisses Mass an Organisation überhaupt möglich?

Eigentlich handelt es sich bei einem «Projekt» ja nur um einen Plan oder um Planung allgemeiner Art, einen Entwurf oder ein Vorhaben (Duden). Die Ablehnung des Begriffs «Projekt» bei vielen GeisteswissenschaftlerInnen scheint nicht zuletzt kultureller Natur zu sein und dürfte vor allem jenen auffallen, die mit dem angelsächsischen Wissenschaftsbetrieb vertraut sind. Aufschlussreich ist zum Beispiel der Bedeutungsunterschied des Wortes «Projekt», der in den verschiedenen Versionen von Wikipedia in Erscheinung tritt. Die neutrale Definition auf der englischsprachigen Seite bezieht sich sowohl auf die Verwendung des Begriffs im Geschäftsleben wie auch in der Forschung: «A project in business and science is typically defined as a collaborative enterprise, frequently involving research or design, that is carefully planned to achieve a particular aim» (Oxford English Dictionary).<sup>2</sup> Demgegenüber ist der deutsche Eintrag viel stärker betriebswirtschaftlich geprägt:

«Ein Projekt ist ein einmaliges Vorhaben, das aus einem Satz von abgestimmten, gelenkten Tätigkeiten mit Anfangs- und Endtermin besteht und durchgeführt wird, um unter Berücksichtigung von Zwängen bezüglich Zeit und Ressourcen (zum Beispiel Geld bzw. Kosten) ein Ziel zu erreichen.»<sup>3</sup>

Zwänge, Ressourcen, Kosten – kein Wunder, dass die blosser Nennung von projektorientiertem Arbeiten bei Geis-



teswissenschaftlerInnen Ängste und Ablehnung hervorruft. Natürlich erhebt Wikipedia keinen Anspruch auf linguistische Exaktheit. Aber die Betonung des wirtschaftlichen in der Einordnung des Begriffs widerspiegelt sich auch in der Definition in den «Stichworten». Diese stammt aus «Gablers Wirtschaftslexikon», und die meisten Beiträge im Abschnitt «Projektifizierung» dieser Dokumentation, die den Teilnehmenden im Vorfeld der SAGW-Tagung zur Verfügung gestellt wurde, stossen in dasselbe Horn.

In diesen Beiträgen wird zudem mit dem Schlagwort der «Projektifizierung» gerne auf den Sack gezielt, wenn auch der Esel gemeint ist: Der an sich gerechtfertigten Diskussion um die geeignete Form von Projekten für verschiedene Inhalte schieben die Beiträge in den «Stichworten» auch die Kritik an völlig anderen Aspekten der akademischen Landschaft unter: Missbilligung der Bedingungen für Karrieren und Biographien in den Geisteswissenschaften (Torka: S. 10; Besio: S. 10-11; Matthes: S. 11; oder Felt: S. 11), von Leitlinien der Forschungsförderung (Besio: S. 7-8; Koschorke: S. 11), oder anderen Versuchen, wissenschaftliches Arbeiten einer Prüfung zu unterziehen (Besio: S. 9-10). Kurzum, das Projekt wird «zunehmend als Normalarbeits-, Organisations- und Finanzierungsform» («Stichworte: S. 2») abgehandelt und der Ausdrück somit weiter dämonisiert.

Aber was können die Geisteswissenschaften denn eigentlich an einer «Projektifizierung» ihrer Arbeit aussetzen, selbst wenn man diese Frage vom betriebswissenschaftlichen Standpunkt im Sinne der deutschen Wikipedia-Definition betrachtet? Deutschsprachige GeisteswissenschaftlerInnen stossen sich wahrscheinlich an der Idee, dass ihre Tätigkeit «abgestimmt» und «gelenkt» werden soll, weil sie dies als Angriff auf ihre akademische Freiheit empfinden. Aber im Prinzip trifft das Diktum von Robert Frost zur Natur der Poesie auf ihr Tun genauso zu: «Writing free verse is like playing tennis with the net down.» Ohne gewisse Regeln, ohne zielgerichtetes Handeln und Argumentieren kann von Forschung gar nicht die Rede sein. Das beginnt mit der Auswahl eines angemessenen Themas, das in der vorgegebenen Zeit auch schlüssig behandelt werden kann, sei es nun auf Stufe einer Seminar-, Doktor- oder einer sonstigen wissenschaftlichen Arbeit. Auch die Methodenwahl wird durch die Zielsetzung eines Forschungsvorha-

bens bestimmt. So ist jeder Artikel und jedes Buch ein Projekt, das (selbst)gesetzten Beschränkungen unterworfen ist – auch wenn sich viele Autoren über die Vorgaben von Verlagen bitterlich beklagen mögen.

Ein weiterer Vorwurf wird impliziert, wenn in den Geisteswissenschaften «Projekt» mit «Grossprojekt» gleichgesetzt wird. Natürlich muss man sich die Frage stellen, wie viele Leute sich idealerweise mit ein und demselben Forschungsvorhaben befassen sollen. In der Tat wurde geisteswissenschaftliche Forschung in den vergangenen Jahrzehnten vor allem von einzelnen Gelehrten betrieben. Diese Macht der Gewohnheit schliesst aber ein Arbeiten im Team nicht von vornherein aus – schon gar nicht, wenn man sich den regen Austausch in der «Republic of Letters» der frühen Neuzeit ins Gedächtnis ruft.

All diese Fragen und Einwände haben jedoch weder unmittelbar mit der Projektform an sich noch ausschliesslich mit den Geisteswissenschaften zu tun. Dass sich Geisteswissenschaften und Projekt nicht per se ausschliessen, wird auch im angelsächsischen Raum deutlich. Dort wird die Projektform wissenschaftlichen Arbeitens viel weniger hinterfragt; das Einüben von Zielorientiertheit fängt auch in den «Humanities» schon in der Schule an und ist im Studium selbstverständlich. Jeder Aufsatz beginnt mit einem «thesis statement», in dem das geplante Resultat, seine Bedeutung und der geplante Weg dahin zusammengefasst werden. Wenn auch naturgemäss dieses «thesis statement» nach Beendigung der Arbeit geschrieben wird, so beeinflusst das Bewusstsein um die Notwendigkeit solcher Zielgerichtetheit doch die Herangehensweise der Schreibenden und vor allem deren Einstellung ihrem Forschungsgegenstand gegenüber. Wer diese Parameter von vornherein explizit absteckt, erhöht auch die Lesefreundlichkeit eines Textes stark, da die Leser wissen, was sie erwartet. Mit diesem «thesis statement» übernehmen die Schreibenden auch die Verantwortung für das Ziel ihres Projekts.

Es ist denn auch diese Frage nach dem *Ziel* eines Forschungsvorhabens, womit sich die hiesigen Geisteswissenschaften (aber auch die Sozialwissenschaften) in der Regel am schwersten tun. Gerade in Projektanträgen im Rahmen des 7. Forschungsrahmenprogramms der Europäischen Union (FP7) wird die Hilflosigkeit vieler Forschender in dieser Hinsicht deutlich. Antragstellende sagen häufig, dass es bei ihren Projek-

ten ja nicht um konkrete Produkte gehe, die entwickelt werden sollen, und dass die geisteswissenschaftliche Forschung eben gerade offener und kritischer Natur sei, weshalb sie zum Zeitpunkt der Projekteinreichung ja noch gar nicht wissen könnten, was am Ende des Projekts denn herauskomme. In den «Stichworten» wird denn auch Joachim Matthes zitiert, der im «Projekthaften [...] eine Art Frühalterung der Idee» festzustellen glaubte (S. 10). Doch auch bei diesem Einwand handelt es sich eigentlich um eine Plattitüde: Bei wirklicher Forschung kann am Anfang ja per definitionem nie feststehen, welche Resultate sich am Ende dabei ergeben. Das gilt allerdings nicht nur für die Geisteswissenschaften sondern, für alle Disziplinen.

Die eigentlichen Unterschiede hinsichtlich ihrer Resultate begründen sich aber nicht im Inhalt der Forschung, vereinfacht gesagt zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften, sondern in ihrer Absicht. Die klassische erklärende Grundlagenforschung (egal ob in Teilchenphysik oder Ägyptologie) ist vor allem am Aufdecken oder an dem Verständnis von Zusammenhängen interessiert, während die anwendungsorientierte Forschung (egal ob in der Medizin oder der Politikwissenschaft) Handlungswissen zu generieren sucht.<sup>4</sup> Aber keines dieser Resultate hängt von einer aufgezwungenen Projektform ab. Noch wird bei ihrer Erarbeitung die vielgelobte akademische Freiheit tangiert, auch wenn viele GeisteswissenschaftlerInnen unter «Projektarbeit» prinzipiell «Auftragsforschung» verstehen (wollen). Gleichzeitig ist die Bereitschaft, sich an Projekten mit sehr engen Vorgaben zu beteiligen, wiederum eher abhängig vom beruflichen Erfahrungskontext denn von der jeweiligen Disziplin. VertreterInnen gewisser Geisteswissenschaften, wie zum Beispiel KunsthistorikerInnen, die es gewohnt sind, mit und für Museen zu arbeiten, haben oftmals weniger Mühe mit solcher Auftragsforschung als ihre KollegInnen, die sich in einem rein universitären Kontext bewegen.

Noch schwieriger wird es für die GeisteswissenschaftlerInnen, wenn in Ausschreibungen nicht nur nach Resultaten («outcome»), sondern darüber hinaus nach dem zu erwartenden «impact», d.h. nach den beabsichtigten *Auswirkungen* dieser Resultate, gefragt wird. Nicht nur im FP7-Programm «Socio-Economic Sciences and Humanities SSH» wird die Beantwortung dieser Frage schnell politisch. Das Unbehagen der Forschenden in diesem Zusammenhang ist verständlich,

verlassen sie an diesem Punkt doch den bekannten, geschützten Rahmen der verantwortungsfreien akademischen Welt. An dieser Schwelle haben die GeisteswissenschaftlerInnen zwei Möglichkeiten: Entweder stellen sie sich diese Frage – bzw. stellen sie sich dieser Frage – und wagen den Schritt in die öffentliche Arena. Dabei geht es nicht darum, dass sie sich die Hände schmutzig machen sollen, indem sie Politikern oder anderen Entscheidungsträgern vorschreiben, was sie zu tun oder zu lassen haben. Aber den verschiedenen gesellschaftlichen Akteuren ihr Wissen zur Verfügung zu stellen, müsste doch im ureigensten Bürgerinteresse der Forschenden liegen.

Die Alternative zu diesem Schritt ist der Verbleib der Geisteswissenschaften in ihren eigenen universitären Kreisen. Befürworterin einer solchen «splendid isolation» ist Cristina Besio in den «Stichworten»:

«Während die Wissenschaft traditionell Umwelteinflüsse auszuschalten trachtet, übermitteln Projekte politische und soziale Erwartungen, die die Forschung auf die Produktion einer Art von Wissen ausrichten, das nützlich und nicht nur interessant ist.» (S. 6)

Wenn aber schon ein allfälliger Nutzen von Wissen als potenziell schädlich angesehen wird, dürfen sich die GeisteswissenschaftlerInnen auch nicht wundern, wenn ihre gesellschaftliche Relevanz weiterhin von Forschungsförderern und einer breiteren Öffentlichkeit in Frage gestellt wird.

Von mir aus gesehen ist es höchste Zeit, dass auch die Geisteswissenschaften sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung stellen. Das Problem ist ja beileibe nicht, dass die Geisteswissenschaften nichts zu den brennenden Fragen dieser Zeit beizutragen haben. Ganz im Gegenteil besteht es darin, dass die Forschenden gar nicht erst versuchen, mit einem Publikum ausserhalb ihrer «gated community» in Verbindung zu treten, wie zum Teil auch beim Tagungspunkt «Öffentlichkeiten im Zeichen der Nutzung» deutlich zum Ausdruck kam. Solange sie sich der Auseinandersetzung mit der Öffentlichkeit verweigern, wird man die Geisteswissenschaften nicht ihrem Anspruch entsprechend wahr- geschweige denn ernstnehmen. Das ganz grosse Projekt der Geisteswissenschaften sollte daher darauf abzielen, dass sich ihre VertreterInnen aktiv in die Debatten unserer Zeit einbringen. Sobald dieses Ziel erreicht

ist, werden auch die Drittmittelgeber bereit sein, ihre Quellen anzuzapfen.

## Anmerkungen

- 1 [http://www.sagw.ch/sagw/laufende-projekte/Wissenschaftskultur-Geisteswissenschaften/Programm\\_Wissenschaftforschung.html](http://www.sagw.ch/sagw/laufende-projekte/Wissenschaftskultur-Geisteswissenschaften/Programm_Wissenschaftforschung.html) (13. Februar 2012), S. 7.
- 2 <http://en.wikipedia.org/wiki/Project> (25. Januar 2012).
- 3 EN ISO 9000:2005 – Qualitätsmanagementsysteme – Grundlagen und Begriffe Abschnitt 3.4.3; aus: <http://de.wikipedia.org/wiki/Projekt> (25. Januar 2012).
- 4 Siehe auch Stokes, Donald E. (1997), *Pasteur's Quadrant: Basic Science and Technological Innovation*, Washington D.C.: Brookings Institution, S. 70 ff.

# Employability | Employabilité

## Innenansichten | Perspectives internes

Employability in einem Sprachfach: «Kompetenzen von Philologinnen und Philologen»

- Wie lässt sich das «Employability»-Profil von PhilologInnen beschreiben?
- Gibt es aus Ihrer Sicht für PhilologInnen heute ein anderes «Employability»-Profil als noch vor 20 Jahren?
- Wie antwortet man in Ihrem Fach auf die neuen «Employability»-Forderungen, die die sog. Schlüsselkompetenzen deutlich überschreiten (siehe «Stichworte zur aktuellen Lage der Geisteswissenschaften»)? (Wie) wird die neue «Employability»-Forderung curricular abgebildet?
- Wie lässt sich die verstärkte Forderung nach ausserfachlichen Kompetenzen mit den spezifisch disziplinären Ausbildungszielen verbinden? Handelt es sich um ein Ergänzungs- oder ein Konkurrenzverhältnis?

Employability im kleinen Fach: «Profile, Qualifikationen und Praxisfelder in der Indologie»

- Wie lässt sich das «Employability»-Profil von IndologInnen beschreiben?
- Gibt es aus Ihrer Sicht für IndologInnen heute ein anderes «Employability»-Profil als noch vor 20 Jahren?
- Wie antwortet man in Ihrem Fachstandort auf die neuen Employability-Forderungen, die die sog. Schlüsselkompetenzen (siehe «Stichworte zur aktuellen Lage der Geisteswissenschaften») deutlich überschreiten? (Wie) wird die neue Employability-Forderung curricular abgebildet?
- Wie lässt sich die verstärkte Forderung nach ausserfachlichen Kompetenzen mit den spezifisch disziplinären Ausbildungszielen verbinden? Handelt es sich um ein Ergänzungs- oder ein Konkurrenzverhältnis?

Employability in der Curriculumsplanung am Beispiel eines Massenfachs: «Profile, Qualifikationen und Praxisfelder in der Geschichte»

- Wie lässt sich das «Employability»-Profil von HistorikerInnen beschreiben?
- Gibt es aus Ihrer Sicht für HistorikerInnen heute ein anderes «Employability»-Profil als noch vor 20 Jahren?
- Wie antwortet man in Ihrem Fachstandort auf die neuen Employability-Forderungen, die die sog. Schlüsselkompetenzen (siehe «Stichworte zur aktuellen Lage der Geisteswissenschaften») deutlich überschreiten? (Wie) wird die neue Employability-Forderung curricular abgebildet?

- Wie lassen sich die verstärkte Forderung nach ausserfachlichen Kompetenzen mit den spezifisch disziplinären Ausbildungszielen verbinden? Handelt es sich um ein Ergänzungs- oder ein Konkurrenzverhältnis?

#### Einleitendes Statement

- «Employability» – eine Forderung zwischen Theorie und Praxis
- Wie schätzen Sie den Umgang mit den neuen Employability-Forderungen ein, wie er aus den vorausgegangenen Praxisberichten sichtbar wurde?

## Aussenansichten | Perspectives externes

### «Welche Employability erwarten die Arbeitsmärkte von den GW?»

- Gibt es heute spezifische Erwartungen an die Employability von Geisteswissenschaftlern?
- Unterscheiden sich diese Erwartungen von denen von vor 20 Jahren massgeblich? Falls ja: Wie sehen diese Unterschiede aus?
- Können die Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer diese Erwartungen bedienen? Wo gibt es Stärken, wo gibt es Schwächen?
- Gibt es spezifische Veränderungsforderungen an die universitäre Ausbildung von Geisteswissenschaftlern mit Blick auf den ausser-universitären Arbeitsmarkt?

### «Die Erwartungen der Gesellschaft hinsichtlich der Employability von GeisteswissenschaftlerInnen»

- Welche Erwartungen hat die Gesellschaft (Politik) an die Geisteswissenschaften?
- Haben die Geisteswissenschaften eine spezifische gesellschaftliche Mission?
- Wenn ja, steht diese gesellschaftliche Mission der Geisteswissenschaften im Widerspruch / in Differenz zur Markttauglichkeit der geisteswissenschaftlichen Absolventen?
- Wie sollten die gesellschaftlichen Aufgaben der Geisteswissenschaften angesichts wechselnder gesellschaftlicher Umweltbedingungen idealerweise ermittelt und festgelegt werden?

### «Employability und Bologna aus Sicht der Hochschulforschung»

- Was ist neu an den neuen Employability-Forderungen gegenüber der Rede von den Schlüsselkompetenzen von vor 20 Jahren?
- Sind diese Forderungen innerhalb des Bologna-Systems aus Ihrer Erfahrung adäquat umsetzbar bzw. werden sie de facto auch so realisiert, dass sich die erwünschten Effekte einstellen?
- Lassen sich typische Reibungsmomente erkennen, an denen akademische Eigenlogiken, institutionelle Zwänge und aktuelle Employability-Forderungen sich gegenseitig behindern?

### Einleitendes Statement

- Wie praxistauglich sind aus Sicht der Verbleibforschung die Anstrengungen der Geisteswissenschaften um mehr «Employability»? Wie würden Sie die Praxisberichte dieser Session diesbezüglich einordnen?





# Lehre im Zeichen der Employability aus der Innensicht: Facts, Figures & Questions

Markus Zürcher

In der Innensicht auf die oftmals problematisierte Employability wenden wir uns drei verschiedenen geisteswissenschaftlichen Fachrichtungen zu, die durch die Beiträge von Peter Schnyder (Germanistik), Maya Burger (Indologie) und Laurent Tissot (Geschichte) repräsentiert werden.<sup>1</sup> So wollen wir erfahren, wie die Philologie, ein sogenanntes Orchideenfach, das aber 1,2 Milliarden Menschen repräsentiert, und ein sogenanntes Massenfach mit der Forderung nach Employability umgeht, welche Kompetenzen, Qualifikationen sowie Profile vermittelt werden und welche Praxisfelder mit diesen drei Studiengängen erschlossen werden.

## Facts & Figures

Einleitend werden nun einige Fakten und Zahlen präsentiert, die mit den vom Bundesamt für Statistik (BfS) 2004 und 2009 durchgeführten HochschulabsolventInnen-Befragungen (BfS 2011a, BfS 2011b) vorliegen. Gestützt auf die in diesem Jahr publizierten ersten Ergebnisse der Längsschnittbefragung 2009 lässt sich Folgendes für die Situation der Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen auf dem Arbeitsmarkt festhalten:

Erwerbslosenquote gemäss ILO der Diplom-, Lizentiats- und Masterabsolventen/innen UH ein Jahr und fünf Jahre nach Studienabschluss, nach Fachbereichsgruppe, Kohorte 2004 G 3.2.2

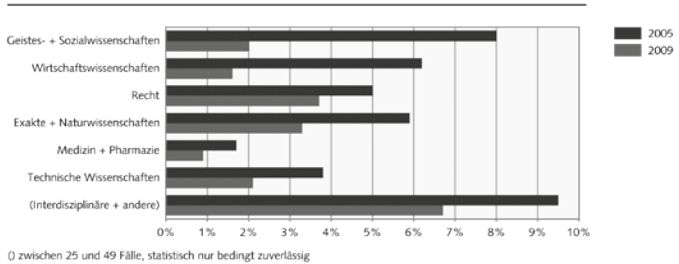
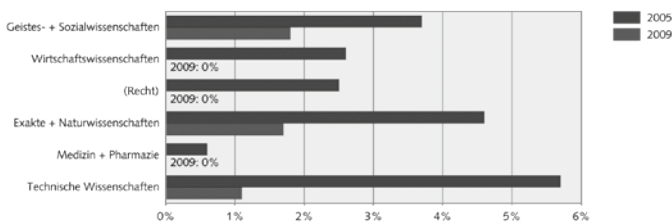


Abbildung 1: Erwerbslosenquote nach Fachbereichsgruppen (BFS 2011a: 13)

Die Abbildung 1 zeigt die Erwerbsintegration der AbsolventInnen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften ein Jahr (dunkelgrau) und fünf Jahre (hellgrau) nach dem Studienabschluss auf und lässt zwei Aussagen zu: Im Vergleich zu anderen Fachbereichsgruppen ist der Anteil an Erwerbslosen bei den Geistes- und Sozialwissenschaften ein Jahr nach Studienabschluss mit 8 Prozent hoch und er lag über dem damaligen, gesamtschweizerischen Mittel von 4,6 Prozent. Fünf Jahre nach Studienabschluss liegen die Geistes- und Sozialwissenschaften hingegen ganz vorn, vor dem Recht, den exakten und den technischen Wissenschaften – die Erwerbslosenquote liegt noch bei marginalen 2 Prozent.

Erwerbslosenquote gemäss ILO der Promovierten ein Jahr und fünf Jahre nach Doktoratsabschluss, nach Fachbereichsgruppe, Kohorte 2004 G 3.2.3



( ) zwischen 25 und 49 Fälle, statistisch nur bedingt zuverlässig  
Anmerkung: Die Fachbereichsgruppe Interdisziplinäre und andere wird aufgrund zu tiefer Fallzahlen nicht dargestellt.

© Bundesamt für Statistik (BFS)

Abbildung 2: Erwerbslosenquote Doktoratsabschluss nach Fachbereichsgruppen (BfS 2011a: 13)

Bei den Damen und Herren Doctores zeigt sich eine ähnliche Entwicklung, wobei der Anteil Erwerbsloser bereits ein Jahr nach Abschluss unter dem gesamtschweizerischen Mittel liegt.

Ohne Wenn und Aber können wir an dieser Stelle festhalten, dass der Arbeitsmarkt die Absolventen integriert, die Fakultäten offensichtlich nicht neben den Bedürfnissen der Arbeitgeber vorbei ausbilden und die Schweiz im Unterschied zu anderen europäischen Ländern nicht mit einer strukturellen Akademikerarbeitslosigkeit konfrontiert ist, auch nicht in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Schwierig gestaltet sich offensichtlich der Weg ins Berufsleben, worauf zurückzukommen ist.

Nun stellt sich sogleich die Frage, ob die Beschäftigung denn angemessen ist oder ob die AbsolventInnen ihre sprachlichen und interkulturellen Kompetenzen bei McDonalds oder in Taxis unter Beweis stellen. Dem ist nicht so:

**Ausbildungsniveaüadäquat erwerbstätige Diplom-, Lizenziat- und Masterabsolventen/innen UH ein Jahr und fünf Jahre nach Studienabschluss, nach Fachbereichsgruppe, Kohorte 2004** G 4.1.3

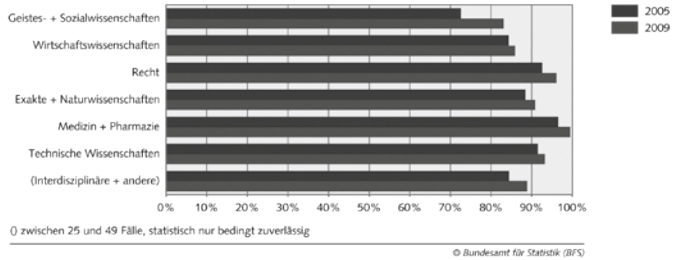


Abbildung 3:  
Ausbildungsniveaüadäquat nach Fachbereichsgruppen (BFS 2011a: 18)

Die Abbildung 3 zeigt, ob die AbsolventInnen nach einem Jahr (dunkelgrau) und nach fünf Jahren (hellgrau) einer ihrem Ausbildungsniveau angemessenen Beschäftigung nachgehen oder nicht.

Nach einem etwas erschwerten Beginn holen sie erneut massiv auf und liegen fünf Jahre danach mit den Wirtschaftswissenschaften gleichauf. Werte über 80 Prozent sind übrigens im Vergleich zur Gesamtbevölkerung sehr hoch. Bei den Promovierten lassen sich keine Unterschiede zwischen den Fachbereichsgruppen feststellen und die Werte liegen über 90 Prozent.

Ein Studium lohnt sich nicht nur mit Blick auf die Arbeitsmarktintegration, sondern es rechnet sich auch:

**Standardisiertes Bruttojahreseinkommen der Absolventen/innen UH ein Jahr und fünf Jahre nach Studienabschluss, nach Examenstufe und Fachbereichsgruppe (in Franken), Kohorte 2004** G 7.3

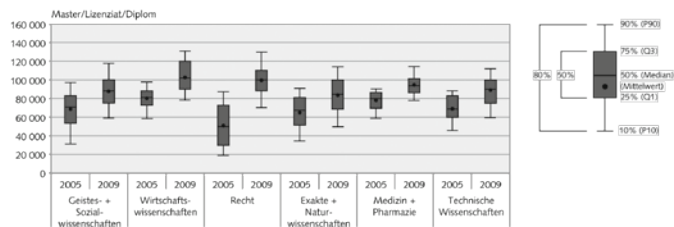


Abbildung 4:  
Bruttojahreseinkommen nach Fachbereichsgruppen (BFS 2011a: 44)

Bei den Salären finden sich die Geistes- und Sozialwissenschaften zwar nicht in der Spitzengruppe, aber sie halten mit. Die Entlöhnung liegt jedenfalls deutlich über dem gesamtschweizerischen Median. Ebenso hält die Lohnentwicklung mit den übrigen Fachgruppen Schritt.

Auch ein Doktorat zahlt sich aus. Abbildung 5 zeigt, dass die Löhne sowohl ein Jahr wie fünf Jahre nach einem Doktorat höher ausfallen als bei AbsolventInnen ohne Promotion:

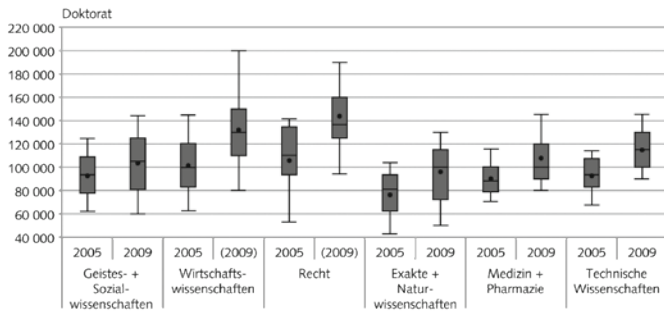


Abbildung 5: Bruttojahres-einkommen Doktorierte nach Fachbereichs-gruppen (Bfs 2011a: 44; vgl. Abbildung 4)

() zwischen 25 und 49 Fälle, statistisch nur bedingt zuverlässig

© Bundesamt für Statistik (BFS)

Weiter zeigt die Längsschnittstudie, dass sich der Anteil der Absolventen, die eine Führungsposition innehaben, innerhalb von fünf Jahren stark erhöht – bei den Doctores hat jeder Zweite eine Kaderstelle inne. Ebenso gibt es kaum Abstiegs-mobilität: Der Berufsweg zeigt klar nach oben.

Erste Hinweise auf den im Vergleich mit anderen Fach-richtungen schwierigen Einstieg liefert die Frage, ob die wahr-genommene Stelle nach einer spezifischen Studienrichtung verlangt. Dies ist nicht der Fall, wie die nächste Abbildung 6 zeigt.

Ausbildungsadäquanz der Erwerbstätigkeit der Dipl.-, Lizentiats- und Masterabsolventen/innen einer UH ein Jahr und fünf Jahre nach Studienabschluss, nach Fachbereichsgruppe, Kohorte 2004 G 4.2.3

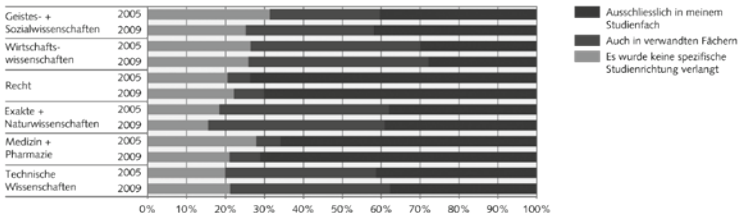


Abbildung 6: Ausbildungs-adäquanz nach Fachbereichs-gruppen (Bfs: 2011a: 21)

Anmerkung: Die Fachbereichsgruppe Interdisziplinäre und andere wird aufgrund zu tiefer Fallzahlen nicht dargestellt.

© Bundesamt für Statistik (BFS)

Ganz im Unterschied zum Recht, das bei der Erwerbsintegration wie dem Lohn hinter den Geistes- und Sozialwissenschaften liegt, bejahen diese Frage nur 40 Prozent.

Hier zeigen sich meines Erachtens die Stärken wie die Schwächen eines allgemein qualifizierenden Studiums: Es dauert etwas länger, seinen Platz zu finden, aber es stehen mehr Plätze zur Verfügung: In einer Arbeitswelt, wo kein Sessel mehr zum Sitzen für die Ewigkeit einlädt, zweifellos ein Vorteil.

Wie der ebenfalls in diesem Jahr vom Schweizerischen Dienstleistungszentrum Berufsbildung (SDBB) neu aufgelegte Berufslaufbahnführer «Geistes- und Sozialwissenschaften» (SDBB 2011) eindrücklich belegt, eröffnen sich GeisteswissenschaftlerInnen zahlreiche Berufsbereiche, eine Vielfalt von Arbeitsfeldern sowie Berufslaufbahnen.

In Übereinstimmung mit der vom BfS ebenfalls in diesem Jahr publizierten, zweiten Studie «Von der Hochschule ins Berufsleben» (BfS 2011b) erleichtert – wenig überraschend – Praxiserfahrung und damit Vitamin B den Berufseinstieg. Möglicherweise interessanter ist, dass Fächerkombinationen wichtig sind, weil Geisteswissenschaftler gerade als Generalistinnen mit Fachwissen nachgefragt werden. Ferner kann eine auf Probleme der Praxis ausgerichtete Masterarbeit durchaus als Ticket für den Einstieg dienen. In jedem Fall gilt, dass der Berufseinstieg ein kreativer Prozess ist. Der eigene Weg kann und muss von jedem Absolventen erfunden und gefunden werden. Die im Berufslaufbahnführer dokumentierten 86 Wege, die GeisteswissenschaftlerInnen zu Banken, Versicherungen, anderen Grossunternehmen, ins Marketing, in den Gesundheits-, Sozial- und Bildungsbereich, den Kultursektor, zu den Medien, in Verbände, Verlage, Archive, Bibliotheken, die Beratung oder in die Selbstständigkeit führen, sind jedenfalls aufregend und vielversprechend.

## Questions

Nach diesen Darlegungen wird man sich fragen, «where is the problem», was insofern in Verlegenheit führt, als im Rahmen der Tagung gemäss Ankündigung noch Fragen aufgeworfen werden sollten.

Vereinfacht dargestellt, kristallisierten sich in der Vorbereitungsgruppe dieser Veranstaltungen zwei Sichtweisen auf die Thematik heraus. Die eine Sicht, die auch in diesem Beitrag mit der statistischen Lektüre vertreten wird und die ihren Niederschlag auch in den Dossiers zum SAGW-Bulletin (vgl. SAGW 2011a, SAGW 2011b) gefunden hat, besagt, dass ein geisteswissenschaftliches Studium – durchaus verbesserungsfähig – gut auf die heutige Arbeitswelt vorbereitet: Es bereitet auf Arbeit ausserhalb der Routine und damit das Neue und die Unsicherheit vor, es schult den Umgang mit Bild und Symbolen, insbesondere Zahl und Wort, es erzieht zu Selbständigkeit, Kreativität, Innovation und Systematik. GeisteswissenschaftlerInnen sind Spezialisten der Informations- und Wissensgesellschaft, können recherchieren, bewerten, selektionieren, zusammenfassen, analysieren, interpretieren, argumentieren, Komplexität reduzieren, Kontingenz bewältigen und in einer globalisierten Welt differenzierte «Zivilisationsübersetzung» leisten.

Notwendig ist indes, wie auch die Arbeitgeber im SAGW-Bulletin 4/11 (2011b) darlegen, dass diese Mehrwerte auch klar ausgewiesen und kommuniziert werden bzw. Geisteswissenschaftler keinen Anlass haben, pikiert auf die Frage der Nützlichkeit zu reagieren, wie Rudolf Matter, Direktor von Schweizer Radio und Fernsehen, schreibt. Was das Studium verspricht, muss aber auch eingelöst werden: Gefordert wird «konkretes Wissen» – einen Osteuropahistoriker, der keine osteuropäische Sprache beherrscht, sollte es also nicht geben – oder nochmals in den Worten von Rudolf Matter: «Ganz verwertungsorientiert [will ich] zugeben, dass die Türen für Absolventen solider geisteswissenschaftlicher Grundfächer in Zukunft noch offener stehen werden». (SAGW 2011b: 49)

Die andere Sicht, stärker vertreten durch das Programm für Wissenschaftsforschung der Universität Basel, betont, dass «employability» die Forderung nach einer zunehmenden Ausrichtung der Lehre auf Arbeitsmarkterfordernisse transportiert, damit die innerwissenschaftliche Logik und die Freiheit von Forschung und Lehre in Frage stellt. Ferner würden «Soft Skills» und Sekundärtugenden wie Selfmanagement, Selfmarketing und Selbstbehauptung die geisteswissenschaftlichen Kernkompetenzen zunehmend überlagern. Gefordert werde eine habituelle-motivationale Anpassung an eine Arbeits-

marktsituation, die Flexibilität und ein hohes Mass an Frustrationstoleranz verlange.

Entsprechend sind wir gespannt, wie dies die AutorInnen der folgenden Beiträge sehen.

## Literatur

Bundesamt für Statistik (2011a), *Hochschulabsolventen und Hochschulabsolventinnen auf dem Arbeitsmarkt. Erste Ergebnisse der Längsschnittbefragung 2009*, Neuchâtel: BfS. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/22/publ.html?publicationID=4345> (23.5.2012).

Bundesamt für Statistik (2011b), *Von der Hochschule ins Berufsleben. Erste Ergebnisse der Hochschulabsolventenbefragung 2009*, Neuchâtel: BfS. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/22/publ.html?publicationID=4353> (23.5.2012).

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2011a), «Dossier: Employability in den Geisteswissenschaften», in: *Bulletin 3/2011*, Bern: Eigenverlag, S. 39-61. <http://www.sagw.ch/sagw/laufende-projekte/Wissenschaftskultur-Geisteswissenschaften/Employability.html> (23.5.2012).

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2011b), «Dossier: Nutzen und Kultur der Geisteswissenschaften», in: *Bulletin 4/2011*, Bern: Eigenverlag, S. 39-61. <http://www.sagw.ch/sagw/laufende-projekte/Wissenschaftskultur-Geisteswissenschaften/OeffentlichkeitNutzen.html> (23.5.2012).

Schweizerisches Dienstleistungszentrum Berufsbildung (2011), *Geistes- und Sozialwissenschaften. Berufslaufbahnen mit Kultur und Kommunikation*, 3. vollständig überarbeitete Auflage, Bern: SDBB Verlag.

## Anmerkung

1 Siehe die folgenden Beiträge in diesem Band.





# «Employability» in einem Sprachfach: Kompetenzen von Philologinnen und Philologen

*Peter Schnyder*

Die Akademie hat mich eingeladen, über die «employability» von Philologinnen und Philologen zu sprechen, und als Literaturwissenschaftler und Kafka-Leser nehme ich diese Gelegenheit, sozusagen «einen Bericht für eine Akademie» vorzulegen, gerne wahr. Um mein Thema in der gebotenen Kürze zu behandeln, beschränke ich mich auf drei Punkte: 1. Das «employability»-Paradox. – 2. Der «over soft-(s)kill». – 3. Die (Neu-)Ordnung des Diskurses.

Zunächst also zum Paradox: Traditionellerweise waren die philologischen Fächer, sieht man einmal von der Lehrerausbildung ab, nie auf einen konkreten Beruf ausgerichtet. Das trug ihnen immer wieder den Vorwurf eines mangelnden Arbeitsmarktbezugs ein, und zwar nicht erst seit dem jüngsten Schub der Bildungsökonomisierung im Zusammenhang mit der Bologna-Reform. Schon in den 1960er- und 70er-Jahren kam die Germanistik, wie die anderen Geisteswissenschaften auch, unter verstärkten Legitimationsdruck, und liest man einschlägige Texte aus jener Zeit, so reibt man sich zuweilen die Augen, denn viele Formulierungen von damals finden sich gleichsam als Revenants in der «employability»-Literatur wieder. Schon damals sollte die Germanistik dazu verpflichtet werden, aus Elfenbeintürmen und Schöngeistern endlich brauchbare Arbeitnehmer mit klar benenn- und verwertbaren Kompetenzen zu machen. Nur den Begriff der «employability», der dieses Konzept auf den Punkt bringt, hatte man in den 70er-Jahren noch nicht aus dem Englischen übernommen, obschon er dort durchaus schon bekannt war – und zwar bereits seit den 1920er-Jahren. Aus dieser Zeit stammt jedenfalls der Erstbeleg im *Oxford English Dictionary*, und es ist zugleich aufschlussreich und unheimlich, dem Kontext dieses Erstbelegs nachzugehen. Aufschlussreich, weil man sieht, dass der Begriff schon damals im Zusammenhang mit der ökonomischen Optimierung der Gesellschaft gebraucht wurde; unheim-

lich, weil der Begriff eine genuine Schöpfung der englischen Variante der Eugenik-Bewegung war: Das Wort «employability» taucht zum ersten Mal 1926 in Alexander Carr-Saunders einschlägigem Buch mit dem lapidaren und programmatisch gemeinten Titel *Eugenics* auf;<sup>1</sup> – ein Umstand, der einen zweifelhaften Schatten auf den heute oft ohne historisches und philologisches Bewusstsein geführten «employability»-Diskurs wirft. Doch darauf werde ich später noch einmal zurückkommen. An dieser Stelle geht es mir nur darum, dass der «employability»-Diskurs schon alt ist. Und seine Grundmuster lassen sich natürlich auch schon in Zeiten ausmachen, als man weder in Deutschland noch in England das entsprechende Wort kannte. So hielt beispielsweise 1872 ein junger Professor der Philologie an der Universität Basel mehrere Vorlesungen zur Zukunft seiner Zunft und wehrte sich darin entschieden gegen die «nationalökonomischen Dogmen», nach denen die Aufgabe der universitären Bildung darin bestehe, die Studenten möglichst arbeitsmarktfähig zu machen. Lassen Sie mich nur zwei Sätze aus den Ausführungen dieses Philologie-Professors, bei dem es sich natürlich um den damals 28-jährigen Friedrich Nietzsche handelt, zitieren: «Hier haben wir den Nutzen als Ziel und Zweck der Bildung, noch genauer den Erwerb, [...]. Die eigentliche Bildungsaufgabe wäre demnach[,] möglichst «courante» Menschen zu bilden, in der Art dessen, was man an einer Münze «courant» nennt.»<sup>2</sup> Die «courantabilité», die hier unter kritischen Vorzeichen verhandelt wird, ist, wie man sieht, eigentlich nichts anderes als die «employability».

Aber genug der historischen Rückgriffe. Worauf es mir ankommt, ist, aufzuzeigen, dass die philologischen Fächer nicht erst seit heute unter Legitimationsdruck stehen. Daraus kann man nun unterschiedliche Folgerungen ziehen. Man könnte sagen, und viele werden das auch tun, die Philologen seien einfach nicht lernfähig. Man könnte aus der langen Tradition des Krisendiskurses über die Geisteswissenschaften aber auch ableiten, dass diese Wissenschaften offenbar in einem positiven Sinne sehr zäh und anpassungsfähig sind, denn sonst hätten sie sich nicht bis heute halten können. Und sie haben sich ja nicht nur einfach halten können, sondern erfreuen sich eines ungebrochenen und seit den 1960er-Jahren sogar extrem gesteigerten Zulaufs von Studierenden; und zwar von Studierenden, die nach ihrem Abschluss zuweilen zwar ein bisschen

länger brauchen, bis sie eine ihrer Qualifikation gemässe Stelle finden, die aber schon wenige Jahre nach dem Abschluss ebenso gut in den Arbeitsmarkt integriert sind wie die Absolventinnen und Absolventen anderer Fakultäten. Das scheint mir eine wichtige Erkenntnis aus den einschlägigen statistischen Untersuchungen, auf die auch in den Bulletins unserer Akademie Bezug genommen wurde.<sup>3</sup>

Obschon die Studierenden der Geisteswissenschaften also nicht direkt arbeitsmarktbezogen ausgebildet werden, können sie sich gut in den Arbeitsmarkt integrieren. Ganz offensichtlich verfügen sie in ausgeprägtem Masse über eben jene Flexibilität, die heute mit dem Schlagwort der «employability» eingefordert wird, und es ist nicht etwa so, dass sie diese Flexibilität *trotz* ihres Studiums erworben hätten. Vielmehr ist diese als direktes Resultat ihres nicht unmittelbar arbeitsmarktbezogenen Studiums zu sehen. Man könnte also das folgende «employability»-Paradox formulieren: Gerade *weil* Philologinnen und Philologen sich in ihrem Studium nicht um die «employability» kümmern, erwerben sie jene Flexibilität, die einen wesentlichen Bestandteil der «employability» ausmacht.<sup>4</sup>

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich will die Situation der Absolventinnen und Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge nicht beschönigen. Es gibt Probleme, und es gibt zweifellos Verbesserungsmöglichkeiten in der Gestaltung der Studiengänge, doch diese Verbesserungsmöglichkeiten liegen – und damit komme ich zu meinem zweiten Punkt – nicht in der Richtung einer Anreicherung der philologischen Studiengänge mit allen möglichen Zusatzkursen, die neben dem Fachstudium sogenannte «Soft-Skills» und andere allgemeine Kompetenzen vermitteln sollen. Das heisst, die Förderung der «employability» darf und soll nicht neben und auf Kosten der Fachausbildung erfolgen. Vielmehr können und müssen die entsprechenden Kompetenzen in unmittelbarer Verbindung mit dem Fachstudium vermittelt werden; handle es sich nun um soziale Kompetenzen, um die Fähigkeit zur publikumswirksamen Präsentation komplexer Sachverhalte, oder um die Fähigkeit, selbstständig und zielgerichtet zu arbeiten. Teilweise ist auch die Forderung nach Zusatzkursen zu hören, die einen unmittelbaren Praxisbezug herstellen würden; so zum Beispiel in journalistischem Schreiben. Das klingt nicht

unattraktiv. Doch hier muss die universitäre geisteswissenschaftliche Ausbildung aufpassen, dass sie nicht ihre Spezifität gegenüber anwendungsorientierten Studiengängen, wie sie an Journalistenschulen oder Fachhochschulen angeboten werden, verliert. Als Professor ermutige ich alle Studierenden, im Rahmen von Praktika journalistische oder andere Berufserfahrungen zu sammeln, doch dieser Praxisbezug muss ausserhalb der Universität gesucht werden. Wird er in grösserem Umfang ins Fachstudium integriert, wird dieses verwässert.

Nun könnte diese Apologie einer Fokussierung des philologischen Studiums auf seine wesentlichen Inhalte als typisch für einen weltfremden Geisteswissenschaftler erachtet werden. Doch die Kritik an einer vorbehaltlosen Öffnung der Philologie auf die Praxis hin darf nicht als Absage an die Förderung der «employability» verstanden werden. Im Gegenteil. Ich glaube, dass ein gutes und fokussiertes philologisches Studium, richtig betrieben, sehr viele Kompetenzen fördert, welche dessen Absolventinnen und Absolventen nicht nur zu qualifizierten, sondern auch zu äusserst vielseitig einsetzbaren Kräften auf dem Arbeitsmarkt machen (wenn man es denn einmal so ausdrücken will). Zu diesen Kompetenzen gehören neben dem jeweiligen Fachwissen die Fähigkeit, selbstständig Probleme und Fragestellungen zu erkennen, zielgerichtet zu recherchieren, komplexe Zusammenhänge zu verstehen, diese Zusammenhänge mündlich und schriftlich wiederzugeben und sie eigenständig weiterzuentwickeln, mit anderen zusammenzuarbeiten, Projekte zu formulieren und nach einem sorgfältigen Zeitmanagement durchzuführen etc. etc.

Das alles sind Kompetenzen, die Philologinnen und Philologen in ihrem Studium erwerben können. Haben diese nun aber dennoch zuweilen Probleme, den Einstieg in den Arbeitsmarkt zu finden, so liegt das also nicht *per se* an der Ausrichtung ihres Studiums. – Aber woran liegt es denn sonst? Natürlich können hier ganz unterschiedliche Gründe eine Rolle spielen, von individuellen Schwächen bis zu allgemeinen ökonomischen Krisenentwicklungen, denen jedes auch noch so gut ausgebildete Individuum ausgeliefert sein kann. Es gibt allerdings einen Grund, den ich hier noch besonders hervorheben möchte: Bis heute kursieren unter den potenziellen Arbeitgebern oft ganz falsche und klischierte Vorstellungen vom Können und von den Kompetenzen der Geisteswissenschaftler.

Damit komme ich zu meinem dritten Punkt, in dem ich entschieden dafür plädieren möchte, dass wir uns durch den Druck von ökonomischer und politischer Seite nicht in die Defensive drängen lassen dürfen. Wir müssen offensiv und selbstbewusst auftreten und uns aktiv darum bemühen, dass in Arbeitgeberkreisen bekannt wird, welche Qualifikationen und Kompetenzen in einem geisteswissenschaftlichen Studium erworben werden. Hier muss Aufklärungsarbeit geleistet werden, denn viele Vertreter der Arbeitgeberseite und insbesondere viele Vertreter der sogenannten freien Wirtschaft haben ein falsches und verzerrtes Bild von dem, was wir tun. Lassen Sie mich dazu nur ein Beispiel erwähnen. In der letzten Nummer des Bulletins unserer Akademie erschien ein Beitrag von zwei führenden Vertretern von *Economiesuisse*.<sup>5</sup> Darin geht es um die mangelnde «Nutzbarkeit» der Geisteswissenschaften, wobei die beiden streng utilitaristisch argumentierenden Ökonomen allerdings eine erstaunliche Unkenntnis darüber an den Tag legen, was in einem geisteswissenschaftlichen Studium gelernt und gelehrt wird. So stellen sie etwa bezogen auf das Geschichtsstudium die rhetorisch gemeinte Frage, was denn der Gesellschaft «das detaillierte Wissen über die Schlacht um Verdun» nütze? Als würde sich ein Geschichtsstudium in positivistischem Detailwissen erschöpfen. Gegen solches Unwissen aufseiten der potenziellen Arbeitgeber müssen wir aktiv vorgehen, wobei es vielleicht am einfachsten ist, auf den angelsächsischen Raum zu verweisen. Denn dort sind die Firmen oft viel besser sensibilisiert für die Qualitäten von Geisteswissenschaftlern und sprechen diese auch direkt an bei «job fairs» und anderen einschlägigen Veranstaltungen. So habe ich es jedenfalls in England erlebt.

Wir müssen also selbstbewusst darauf aufmerksam machen, welches vielfältig anwendbare Wissen und welche vielfältig anwendbaren Kompetenzen in einem philologischen Studium erworben werden. Zugleich müssen wir dabei aber auch deutlich machen, dass mit der Anwendbarkeit nicht einfach nur eine direkte Verwertbarkeit gemeint ist. Oder anders gewendet: Ein Philologe kann selbstbewusst viele Kompetenzen vorweisen, die von Politikern und Ökonomen unter dem Stichwort der «employability» gefordert werden. Doch indem der Philologe seine «employability» herausstreicht, darf er sich nicht einfach der utilitaristischen Logik der Verwertbarkeit

unterwerfen. Vielmehr muss er ebenso selbstbewusst Widerstand leisten, wenn seine Tätigkeit allein zu einem Instrument jener Logik umfunktioniert zu werden droht. In diesem Zusammenhang muss ich noch einmal kurz den erwähnten Bulletin-Artikel der *Economiesuisse*-Mitarbeiter zur Verdeutlichung heranziehen. Darin wird den Geisteswissenschaften ihre Nützlichkeit nicht rundweg abgesprochen. Vielmehr sehen die Autoren durchaus eine – es ist aber tatsächlich nur *eine* – Möglichkeit zu ihrer Legitimation. Wie sie schreiben, könnten sich die Geisteswissenschaften rechtfertigen, wenn sie ein Wissen über den Menschen generierten, das es erlaubte, «die Komplexität [...] der Menschen beherrschen» zu können; die Geisteswissenschaften könnten ihre Relevanz mithin nur dadurch sichern, dass sie zur Optimierung der Menschenführung beitragen würden. – Dagegen muss allerdings mit grosser Entschiedenheit festgehalten werden, dass unsere Wissenschaften ganz im Gegenteil genau dadurch für jede offene Gesellschaft von zentraler Bedeutung sind, dass sie gerade die Fragwürdigkeit jeder umfassenden, *gouvernementalen* Instrumentalisierung des Menschen in systematischer und historischer Dimension herauszustellen vermögen. – Ein kleiner Beitrag dazu ist vielleicht auch der Nachweis der Geburt der «employability» aus dem Geiste der Eugenik.

Die Geisteswissenschaften vermitteln also viel Nützliches; nicht zuletzt auch das Wissen um die Grenzen der Nützlichkeit. Das hat auch die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum in ihrer 2010 erschienenen Kampfschrift mit dem sprechenden Titel *Not for Profit. Why Democracy Needs the Humanities* festgehalten.<sup>6</sup> Diese Schrift ist ein flammendes Plädoyer für die Geisteswissenschaften; freilich entgeht auch Nussbaum der Nützlichkeitsfalle nicht ganz, wenn sie die Humanities letztlich ganz in den Dienst der Erziehung zur Demokratie – vielleicht genauer noch: zur amerikanischen Demokratie – stellt. Und noch ein zweites Fragezeichen ist, zumal aus der Perspektive des Literaturwissenschaftlers, hinter ihr an sich natürlich löbliches Plädoyer zu setzen. Für sie besteht der demokratische «Nutzen» der Literatur und des Literaturstudiums darin, dass hier gleichsam als Kompensation zur kalten Welt der Technik und der harten Wissenschaft die Phantasie und die Kreativität gefördert werden. Über eine solche Kompensationstheorie leistet man der fragwürdigen Vorstellung Vorschub, dass

die Bedeutung von Verstand und Imagination sauber verteilt wären auf die harten Wissenschaften einerseits und die Künste und die dazugehörigen weichen Humanities andererseits. Eine solche Aufteilung gibt es aber nicht. Das Studium der Literatur ist nicht nur eine Sache der Imagination und der Kreativität, sondern zugleich eine harte Denkschule, so wie umgekehrt die harten Wissenschaften zugleich auch eine Sache der Kreativität und Imagination sind. Gerade wenn es darum geht, einer breiteren Öffentlichkeit die «employability» von Philologinnen und Philologen zu vermitteln, ist es nicht unwichtig, auf diesen Punkt zu verweisen. Wir werden sonst allzu schnell in die «Kompensationsecke» gestellt.

Der Impuls von Martha Nussbaums öffentlichkeitswirksamem Plädoyer für die «Humanities» bedarf also gewisser Modifikationen. Trotzdem gilt es ihn aber aufzunehmen. Die Philologinnen und Philologen können und müssen im Zusammenhang mit der aktuellen «employability»-Diskussion selbstbewusst auftreten, denn sie können – um dies hier abschliessend zu wiederholen –, sie können auf viele Kompetenzen und Fähigkeiten verweisen, die sie sehr gut für viele Arbeitsfelder qualifizieren. Insofern brauchen sie den utilitaristischen Nützlichkeitsdiskurs nicht zu fürchten. Zugleich müssen sich die Vertreter der Humanities aber auch dagegen wehren, dass man sie allein an den in diesem Nützlichkeitsdiskurs formulierten Zielen misst und sie damit letztlich erpresst, nach dem Motto: «Und seid ihr nicht willig, so gibt es kein Geld». Das heisst aber auch, dass wir Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler uns kritisch einmischen müssen. Wir dürfen hier die Diskurshoheit nicht einfach den BildungsökonomInnen überlassen, die schon allein durch ihre Sprache und ihre Schlagworte eine Ordnung vorgeben, die in verschiedenen Punkten fragwürdig ist.



## Anmerkungen

- 1 *The Compact Edition of the Oxford English Dictionary*. Complete Text Reproduced Micrographically, Vol. III: Supplement (1987), ed. by R. W. Burchfield, Oxford: Oxford University Press, S. 235; Carr-Saunders, Alexander (1926), *Eugenics*, New York: Holt, S. 157. Der Autor war u.a. Sekretär der *Eugenics Education Society* und von 1937 bis 1955 Direktor der *London School of Economics*.
- 2 Nietzsche, Friedrich (1988), «Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Sechs öffentliche Vorträge» [1872 gehalten, erst postum publiziert], in: *Kritische Studienausgabe*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München etc.: dtv, Bd. 1, S. 641-752, hier: S. 667.
- 3 Vgl. dazu vor allem Teichgräber, Martin (2011), «Die Situation der Geisteswissenschaftler/innen in Zahlen», in: *Bulletin SAGW* 3, S. 50-52.
- 4 Dieses Paradox ist hier formuliert in Anlehnung an Langewiesche, Dieter (2003), «Wozu braucht die Gesellschaft Geisteswissenschaften? Wieviel Geisteswissenschaften braucht die Universität?», in: Keisinger, F. et al. (Hg.), *Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte*, Frankfurt am Main: Campus, S. 29-42, hier: S. 31.
- 5 Minsch, Rudolf und Philipp C. Bauer (2011), «economiesuisse und die Bedeutung der GeisteswissenschaftlerInnen», in: *Bulletin SAGW* 4, S. 54 f.
- 6 Nussbaum, Martha C. (2010), *Not for Profit. Why Democracy Needs the Humanities*, Princeton and Oxford: Princeton University Press.

# L'employabilité dans une petite branche: profils, qualifications et champs pratiques en Etudes indiennes

*Maya Burger*

Dans le but de répondre à la question de l'employabilité de l'indologie dans le contexte de la formation universitaire contemporaine, je souhaite évoquer, après quelques remarques introductives, trois points: 1. *Rappel historique*; 2. *Perspectives récentes*; 3. *Propositions concrètes*.

On présume souvent que ce sont les disciplines académiques qui devraient savoir ce que le marché de l'emploi demande et comment s'y ajuster. Le raisonnement est évident: la société paie et attend que son investissement se rentabilise en produisant des étudiants dont le travail va produire le surplus qui payera le système éducatif. Mais je me demande, et vous le demande, si cette présupposition est aussi évidente qu'il n'y paraît, et sur le long terme, réellement productive. Et si l'engagement des étudiants n'était pas seulement motivé par des raisons pécuniaires; et si leur intérêt les poussait à passer quelques années à apprendre des langues dites exotiques, une histoire qui ne semble pas être la nôtre, une culture qui se perd à vue d'œil: est-ce que la société ne devrait pas s'adapter à de tels intérêts, motivations et qualifications?

En préparation à ce colloque, l'Académie suisse des sciences humaines a publié plusieurs bulletins<sup>1</sup> qui expliquent très bien la situation des sciences humaines dans le paysage universitaire helvétique et donnent également des chiffres pour sortir des visions stéréotypées des sciences humaines, comme celles établissant qu'elles ne mèneraient nulle part au niveau professionnel. Je n'ai donc pas besoin de revenir sur ce point et retiendrai comme fils conducteurs de mon exposé deux éléments qui m'ont plu ou frappé dans ces articles:

- a) que la réalité n'est pas toujours quantifiable et que l'homme n'est pas modélisable;

- b) qu'il faut savoir prendre des risques et offrir une formation audacieuse et originale.

Ces inspirations trouvent leur application concrète au point trois ci-après. La question d'une formation audacieuse et originale me paraît particulièrement appropriée pour les études indiennes qui, par définition, ont un profil très spécialisé. Si l'indologie est appelée *Orchideenfach*, ce n'est pas parce qu'elle s'occupe d'orchidées, mais parce que la discipline elle-même est devenue une orchidée: belle, rare, chère et, alors, inutile. Mais pour cette raison précisément, elle ne devrait pas craindre d'être créative.

Ma collègue, la professeure Angelika Malinar, titulaire de la chaire d'indologie à l'université de Zürich, s'est déjà exprimée par écrit sur le fait que l'indologie a fait ses preuves et est une branche solidement ancrée dans le paysage académique, malgré son apparence exotique.<sup>2</sup>

Il nous reste alors à réfléchir à l'avenir de l'indologie en lien aux questions d'employabilité. Pour bien saisir les enjeux spécifiques à la discipline, un bref rappel historique s'avère utile.

## 1. Rappel historique

L'indologie est née dans le sillon de l'orientalisme savant. Sir William Jones (1746-1794), un érudit britannique, fonda en 1784 la Société asiatique de Calcutta, un organe qui devait mettre à disposition de l'Europe les textes du patrimoine intellectuel du sous-continent. Dans ce contexte particulier, la discipline était liée, de manière plus ou moins directe, à l'administration coloniale – en particulier pour ce qui concerne la traduction de textes indiens à caractère légal. En 1814, la première chaire de langue et littérature sanskrite en Europe est occupée au Collège de France par Antoine-Léonard de Chézy inaugurant aussi l'ère de la linguistique et de la mythologie comparées.<sup>3</sup> Traditionnellement l'indologie classique privilégiait l'Inde ancienne et l'étude du sanskrit, seul perçu comme digne d'intérêt pour l'Europe intellectuelle. Bien que les avis divergent sur la définition même de l'indologie, cette dernière s'est élargie dans le courant du XX<sup>e</sup> siècle pour inclure également les langues vivantes et une connaissance des cultures y

relatives. L'indologie classique, durant la deuxième moitié du XX<sup>e</sup> siècle, a fait l'objet de critiques massives et souvent injustifiées ou du moins très partiales, par les études postcoloniales. En effet, la dénonciation par Edward Saïd<sup>4</sup> des collusions entre politique coloniale et «orientalisme» dès les années 70, a obligé les études asiatiques plus généralement à se repenser et à évaluer de manière critique autant leurs présupposés méthodologiques que leur appareil conceptuel. En particulier, il s'est agi de réexaminer l'histoire des idées projetées sur des réalités autres dont les acteurs refusaient d'être vus par les lunettes de «l'orientalisme». Dans le cas de l'Inde, une frange de l'intelligentsia indienne, tout comme certains nationalistes hindous, ont réagi contre l'indologie classique réclamant que certains dossiers soient revisités en incluant les perspectives indigènes et les réalités des traditions non sanskrites.

Cet état de faits a entraîné deux conséquences majeures pour la discipline: une pression d'une part des études postcoloniales et d'autre part des nationalismes hindous. Il s'agit là d'un cadre d'évolution assez spécifique à l'Inde. Très tôt les chercheurs indiens, notamment ceux enseignant dans les universités américaines, se sont engagés dans ce débat critique. Cette pression a même pu infléchir la «neutralité» du travail académique dans certaines circonstances.

A côté de cette pression interne à l'indologie, il existe bien sûr celle liée aux contraintes économiques, qui nous poussent aujourd'hui à réfléchir à comment les sciences humaines, surtout celles étudiées par un petit nombre de spécialistes, peuvent défendre leur crédibilité et leur insertion dans le monde extra-académique.

## 2. Des perspectives récentes

Des perspectives récentes, telles que l'approche d'histoire connectée ou de l'histoire à parts égales,<sup>5</sup> montrent pourtant à quel point la présence de l'Inde dans la formation de l'Europe (que ce soit au niveau des sciences, de l'art, de la culture en général) est tout à fait importante et implique la révision de modèles historico-culturels construits à partir de l'idée de nation européenne. De grands projets de recherche, comme celui d'Europe-Asie à Zürich,<sup>6</sup> répondent justement à ce critère

de ne pas penser culture et histoire en termes de nations, mais dans une perspective globale et d'histoire connectée. L'historiographie des rapports entre l'Inde et l'Europe révèle des interconnexions telles qu'on pourrait dire, sans exagérer, que les traditions indiennes tout comme leurs études sont une part intégrale de l'histoire intellectuelle et scientifique de l'Europe (ou inversement). Il semble donc que c'est du côté des interactions et des histoires connectées que se développeront les centres d'intérêt et la recherche dans un futur proche.

L'indologie, qu'elle soit classique ou moderne, est à même de contribuer de façon substantielle à ce débat d'échanges entre l'Asie et le reste du monde, et plus généralement à l'analyse des faits liés à la globalisation. L'ouverture vers la réflexion sur les interactions entre l'Inde et l'Europe, pour rester dans l'exemple (mais cela pourrait ou devrait également être les interactions entre l'Asie du sud-est ou de l'Afrique) ne peut se faire de manière percutante que par des connaissances de première main et une attention accordée aux phénomènes de traduction littéraire ou culturelle. Des thématiques d'actualité peuvent bénéficier des connaissances acquises à partir de l'exemple indien. Par exemple, l'étude approfondie des traditions religieuses multiples du sous-continent permet de débattre des enjeux des pluralismes religieux, dont la thématique est brûlante dans l'Europe contemporaine.

Que l'indologie doive sortir d'un repli orientaliste est évident et les deux centres suisses le démontrent clairement en offrant des programmes axés tant sur le monde ancien que sur la période moderne. Etudier l'Inde moderne ou contemporaine, ainsi que les langues vivantes, implique une formation qui répond à des impératifs tout de même différents que ceux liés à l'étude du sanskrit, et oblige de tenir compte des acteurs indiens de manière plus impérative. L'étude de la modernité permet de rendre les études plus attractives pour un public intéressé à rentabiliser concrètement son savoir, dans la vie active et immédiatement. Mais que ce soit la modernité ou l'Inde ancienne et médiévale, il faut maintenir des critères de formation spécifiques à l'indologie.

Ce point me paraît central et non négociable. On ne peut intéresser le marché du travail qu'en ayant une compétence spécifique à offrir. Or c'est justement l'étude approfondie des langues et civilisations indiennes qui est l'atout premier de

l'indologie et la distingue de toutes autres approches de l'Inde qui n'incluent pas ces connaissances exigeantes. Une connaissance générale de l'Inde n'est pas suffisante pour garantir un niveau de recherche qui justifie l'étude d'une telle branche à l'université. La question se pose pour toutes les disciplines historiques, philologiques, linguistiques, et peut-être même littéraires et artistiques.

### 3. Propositions concrètes

Si l'on accepte l'idée que le marché du travail n'est pas aussi fermé qu'on veut bien le dire et que des compétences spécifiques telles que la philologie, la traduction, la comparaison ou la familiarité avec les questions méthodologiques liées à l'altérité culturelle, à la globalisation et aux transferts culturels constituent des aptitudes recherchées par les employeurs, on peut dire avec aisance que les étudiants formés en indologie sont bien préparés au monde d'aujourd'hui. Il est indéniable que celui-ci nécessite, plus que jamais peut-être, le développement d'une capacité à penser un monde en migration et en réseau.

La question de l'employabilité peut être considérée à la fois du côté de l'employeur et du côté de la formation. Je m'arrêterai à cette dernière, qui nous concerne plus directement.

Le problème réel me paraît être celui de trouver le moyen de concevoir des études poussées menant à des recherches doctorales et à une carrière académique, en parallèle avec une formation plus active et orientée vers la société. Les chercheurs de pointe seront toujours très peu nombreux et il faut espérer que les universités leur accorderont une place pour former la relève académique. Mais comment configurer les études de ceux ou celles qui terminent leur parcours au niveau BA ou MA? Les étudiants qui se forment, notamment dans l'étude de l'Inde moderne avec les exigences susmentionnées, doivent pouvoir consciemment faire valoir leurs compétences spécifiques dans le monde du travail. La formation universitaire doit donc systématiquement sensibiliser les étudiants à la valorisation du savoir acquis et à la possibilité de le transposer dans les situations les plus variées de la vie active. Par exemple, l'apprentissage des langues permet d'acquérir de vraies compétences pour se décentrer, penser l'altérité culturelle, et en transmettre

la connaissance à ceux qui n'ont pas accès à cette dimension. La pluralité culturelle et religieuse du sous-continent indien est un chantier vivant pour saisir les mécanismes de conflits et leurs résolutions. L'étude de la philosophie indienne donne des outils pour réfléchir sur les interrogations existentielles et comprendre les options prises par certains mouvements religieux aujourd'hui. La société hiérarchique et segmentée par statuts, descendance, professions, régions, religions et langues, aiguise la réflexion multiculturelle.

Concrètement, le curriculum académique lié à notre discipline doit pouvoir développer des études en interaction avec les universités indiennes. Il s'agit de créer des programmes d'échange permettant d'exposer les étudiants à une formation composite, à la fois ici et en Inde, que ce soit sous forme d'échanges universitaires, de travaux de terrain ou de séjours linguistiques. Cet échange doit en même temps s'effectuer avec des personnalités et institutions indiennes afin de «dépasser» l'unidirectionnalité. Il faut faire venir des chercheurs et des étudiants indiens travaillant sur des thématiques analogues, soit sur l'Europe (en miroir par rapport aux étudiants suisses) ou sur leurs propres traditions. Dans une perspective d'histoire connectée et d'échanges réels, il faudrait concevoir des formations parallèles non seulement avec des institutions élitistes, comme la Jawarlal Nehru University à New Delhi, mais également avec des institutions plus proches de la réalité quotidienne de la majorité des gens, réalité souvent entachée par une administration inutile, l'incompétence, la corruption et les préjugés.

L'université de Lausanne a fait un premier pas dans ce sens: elle a reçu du gouvernement indien, via son organisation des relations internationales et culturelles (*Indian Council for Cultural Relations*, ICCR), une chaire financée par le gouvernement indien.

Pour conclure, il m'apparaît clairement que les études indiennes ou l'indologie, selon son appellation plus classique, doivent maintenir une spécificité. L'Inde (ou l'Asie du Sud) n'est pas une orchidée: il s'agit d'un sous-continent trop grand et trop important dans l'histoire autant que dans le monde contemporain pour être ignoré. Et l'Inde est différente de la Chine, du Japon, de l'Afrique, de l'Indonésie. Si ceux qui étudient l'Inde sont rares et singuliers, leur sujet et leurs

qualifications ne le sont pas. Si cela vous semble beau comme une orchidée, laissez la fleur s'épanouir. Les études indiennes doivent se distancier d'approches qui ne travaillent pas avec les sources de première main et ne prennent pas en compte l'histoire intellectuelle du sous-continent. L'apprentissage des langues est l'assurance d'une formation spécifique et ciblée, qui donne aux étudiants un profil qui les distinguent d'autres profils et leur donnent ainsi des atouts privilégiés:

- connaissances des sources
- décentrement réussi et abouti
- une spécificité originale, compétitive

Ce n'est qu'en formant des étudiants ayant un sens de l'originalité et ayant conscience de leur spécificité que nous pouvons les motiver à être efficaces dans la recherche d'emploi. Il faut également demander aux universités de soutenir l'apport indéniable de ces études en termes d'ouverture vers les altérités culturelles et la comparaison, à un moment de l'histoire qui semble vouloir se replier une fois de plus sur les identités nationales.

Dans la réalité du monde contemporain l'Inde n'est pas perçue comme une orchidée. Pourquoi l'indologie, la discipline académique qui étudie l'Inde, devrait-elle rester *ein Orchideenfach*?

## Notes

- 1 Trois dossiers, bulletins 2, 3, 4 SAGW, 2011.
- 2 Angelika Malinar, «Was nützt uns die Indologie», in: *Bulletin* 4, SAGW, 2011, pp. 50-51.
- 3 Pour un historique détaillé de l'orientalisme, voir Raymond Schwab, *La Renaissance orientale*, Paris: Payot 1950.
- 4 Edward Saïd. *Orientalism*. Pantheon Books, 1978.
- 5 A titre d'exemple, on peut citer les travaux de Sanjay Subrahmanyam, *Explorations in Connected History: From the Tagus to the Ganges*, Delhi, Oxford University Press, 2004, et *Explorations in Connected History: Mughals and Franks*, Delhi, Oxford University Press, 2004; et de Romain Bertrand, «Rencontres impériales. L'histoire connectée et les relations euro-asiatiques», in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 2007/5 (No 54-4<sup>bis</sup>), pp. 69-89; *L'histoire à parts égales. Récits d'une rencontre, Orient-Occident (XVI<sup>e</sup>-XVII<sup>e</sup>)*, Paris: Seuil 2011.
- 6 Universitärer Forschungsschwerpunkt Asien und Europa, Universität Zürich.





# L'«employabilité» dans la planification du curriculum à l'exemple d'une branche de masse: profils, qualifications et champs de pratique en histoire

*Laurent Tissot*

Dans une émission radiophonique de France-Culture, l'historienne Michelle Perrot a répondu à la question de savoir «à quoi sert l'histoire aujourd'hui?» que «je n'aurais pas la prétention de dire que ça sert à quelque chose. A rien sans doute, à rien peut-être. Et je plaiderais d'abord pour la gratuité comme gage de liberté. L'histoire pour le plaisir, le plaisir que me donne l'histoire...» En écho, on pourrait citer aussi ce que disait un autre historien, Lucien Febvre, dans sa leçon inaugurale en 1919 à l'Université de Strasbourg, redevenue française: «L'histoire qui sert est une histoire servie.»<sup>1</sup> Deux positions nettes qui tracent clairement la limite entre une pratique de l'histoire libérée de toute contrainte quelle qu'elle soit et son insertion dans un monde gavé d'utilitarisme. On pourra rétorquer qu'elles proviennent de deux personnalités dont l'«employabilité» n'a guère causé de problèmes. A l'abri des interrogations que de jeunes historiens sont en droit de se poser à l'aube d'une carrière.<sup>2</sup> On doit néanmoins s'arrêter quelques instants sur les relations sémantiques entre l'utilité qui pourrait désigner la capacité à aider à la réalisation de l'objectif de son utilisateur et l'employabilité qu'on pourrait définir comme le niveau de capacité d'une personne lui permettant d'occuper un emploi. Si, pour reprendre les termes de Michelle Perrot, l'histoire ne sert peut-être à rien dans son objet, donc inutile dans sa fonction même mis à part les satisfactions qu'elle apporte au chercheur, elle ne peut se concevoir, dans son approche scientifique, sans l'acquisition d'une méthodologie adéquate et potentiellement «employable» dans d'autres circonstances.

Il est vrai que, dans une vision de moyenne durée, le statut de l'histoire, tant à l'Université que dans les établissements d'enseignement secondaires sans parler de l'enseignement

primaire, a profondément changé. Pendant très longtemps, les études d'histoire offraient, comme principales perspectives professionnelles, l'assurance d'une belle carrière d'enseignant à l'abri de toute surprise. Sans qu'elle ne fût déshonorante, cette «voie royale» préservait en même temps qu'elle la justifiait, une présence forte de l'histoire aux différents échelons de l'enseignement officiel. L'intérêt qu'elle suscitait chez les étudiants était en adéquation avec l'importance qu'elle avait dans la formation des élèves, futurs adultes et citoyen-nés dont on portait à la connaissance, tout en leur faisant prendre conscience, la place de l'histoire dans la compréhension du présent. D'un point de vue du marché de l'emploi, l'absorption des candidats s'en trouvait facilitée, car utilité et employabilité se conjugaient dans la même déclinaison.

Les récentes diminutions des volumes horaires consacrés à l'histoire ont bouleversé cette belle harmonie obligeant les futurs entrants à reconsidérer les choix sans pour autant que, sur le plan des statistiques, le nombre de postulations ne diminue. Le Plan d'études romand prévoit notamment une réduction à une heure d'enseignement de l'histoire par semaine pour les élèves âgés de 13 à 15 ans du Cycle d'orientation, réduction qui a notamment suscité une vague de protestation dans le canton de Genève avec le lancement d'une pétition en été 2010.<sup>3</sup> En d'autres termes, en remettant en cause l'intensité de l'utilité, on agit directement sur le volume d'employabilité. Mais ces réaménagements structurels, issus de pressions diverses, politiques et scientifiques, n'entraînent nullement un désintérêt envers l'histoire, ni chez les étudiants et ni dans l'opinion publique. Bien au contraire, serait-on tenté de dire. D'une part, les amphithéâtres ne désemplissent pas.<sup>4</sup> C'est à juste titre que l'on peut encore considérer aujourd'hui que l'histoire est une branche de «masse», même s'il faut relativiser ces appréciations qui sont très fluctuantes. D'autre part, un besoin croissant d'histoire se fait sentir dans l'espace public. Cette demande d'histoire s'est manifestée pour différentes raisons. Les raisons politiques doivent d'abord être mentionnées. Les turbulences liées aux pressions internationales menées sur la Suisse en regard de son rôle joué durant la Seconde Guerre mondiale précipitèrent, dans la deuxième moitié des années 1990, le pays dans une crise «morale» aiguë. L'histoire devenait un enjeu politique et diplomatique qui nécessita le recours

à des recherches financées par la Confédération. La fameuse «Commission Bergier» du nom de son président retint pendant quelques années les feux de la rampe. Mais son travail qui suscita beaucoup de polémiques montra l'importance du fait autant que de la mémoire historique ainsi que de leur amalgame au sein de la population.<sup>5</sup>

Cette demande d'histoire se lit aussi à d'autres niveaux, notamment économiques et commerciaux. L'obsession qui s'est faite jour chez les plus grands fabricants de montres d'inscrire leur activité dans l'histoire doit se comprendre comme la quête d'une identité sans laquelle ils conçoivent mal une insertion dans le marché.<sup>6</sup> En d'autres termes, l'horlogerie n'a jamais aujourd'hui autant conçu son avenir qu'en faisant appel à son histoire. La quête des origines, l'importance de la durée, l'attention aux faits marquants (innovations, records des ventes), tout concourt à saisir un futur à travers le passé. Le même constat peut s'observer dans le secteur du chocolat, de l'hôtellerie, du tourisme. L'authentique passe par une justification historique que l'on se propose autant de montrer que de démontrer. Plus on est vieux, plus on est vrai et mieux on se vend... Le recours à des historiens formés s'est clairement manifesté même si la contrainte publicitaire est réelle.

Autres demandes pressantes d'histoire et qui pourraient s'apparenter à celle que l'on vient d'évoquer: celles qui sont issues des généalogistes avides de reconstituer ces histoires de familles. La raison n'est pas ici économique, mais bien d'ordre psychologique et même psychanalytique:<sup>7</sup> la «recherche» de ses racines à travers la connaissance de ses ancêtres dans l'hypothétique quête de dénouer aujourd'hui des conflits non résolus dans le passé. Au-delà de la curiosité se niche là-aussi et plus précisément une quête d'identité: Qui sommes-nous, d'où venons-nous, où allons-nous? Cela rappelle la même quête de Paul Gauguin dans sa toile célèbre. C'est un phénomène d'ailleurs qui, par son ampleur, bouleverse la communauté des archives et des archivistes, contrainte de s'adapter à des utilisateurs nouveaux, peu coutumiers de méthodes historiques éprouvées.<sup>8</sup>

On pourrait allonger la liste, mais le constat est là: un besoin d'histoire imprègne de larges couches de la population pouvant déboucher sur une médiatisation où tout un chacun, par le biais du courrier du lecteur, peut donner son avis sur

l'histoire, se déclarer compétent en la matière parce que témoin des faits dont on parle, dans l'ignorance et au mépris même de toute méthodologie adaptée... Besoin d'histoire qui rend paradoxales et problématiques ces tendances de désinvestissement qui caractérisent l'enseignement primaire et secondaire. Besoin d'histoire qui doit impérativement aborder la question des liens entre la définition de l'historien-ne et des usages que l'on fait de l'histoire. En d'autres termes, l'offre de formation correspond-elle à cette demande multiple? On l'a vu avec l'histoire de la «Commission Bergier» et les polémiques qu'elle a suscitées. Pour une partie de l'opinion publique, ce n'était pas les réponses que l'on souhaitait entendre. De même pour les milieux industriels: le marketing veut s'appuyer sur des faits historiques pour développer ses propres stratégies en termes d'imaginaires et de fantasmes quitte à nuancer les faits... Idem pour les généalogistes: construire des «arbres» en remontant le plus loin possible sans souci du contexte... De même pour les médias: résumer la Seconde Guerre mondiale en trois phrases... Comment faire? Quelle formation d'histoire proposée dans un contexte où les attentes sont fortes, souvent déterminées et où chacun peut se prévaloir du titre d'historien? Cette instrumentalisation de l'histoire à tout vent peut-elle encore se greffer sur des exigences précises en matière méthodologique et épistémologique? Comment réarticuler «utilité» et «employabilité»? Dans cette perspective, faut-il repenser les formations universitaires dans le sens d'une meilleure prise en compte de cette réalité complexe et multiple sans pour autant que l'on en vienne à perdre son âme? Au contraire, l'intransigeance doit-elle guider nos pas au risque de fermer la porte à des emplois potentiels? Peut-on penser aujourd'hui l'employabilité sans concevoir, en même temps, une adaptabilité à un «marché du travail»? L'avalanche de questions qui nous envahit reflète les embarras dans lesquels, d'une façon plus générale, les sciences humaines et sociales se trouvent.

Les réalités du marché ont poussé, depuis quelque temps, à des réflexions plus profondes sur la visibilité des diplômes. Que signifie précisément un bachelor, un master ou un doctorat en histoire? Si son porteur veut envisager d'autres perspectives qu'une carrière d'enseignant où les postes se réduisent suite à la refonte des programmes, quelles mesures sont-elles à prendre pour transformer son diplôme en un sésame? La créa-

tion d'un «portefeuille de compétences» s'est imposée comme une voie possible et susceptible d'ouvrir le spectre d'employabilité.<sup>9</sup> Il ne s'agit pas de se méprendre sur le sens de cette notion qui s'est transformée, par le biais d'une médiatisation croissante, en une illusoire boîte à outils dans laquelle le postulant trouverait les clés s'ajustant précisément et facilement à toutes les serrures. Mais il n'en est pas moins vrai que, concrètement, en plaçant les étudiants dans une position intellectuelle et scientifique qui les conduit à porter un regard global et critique sur les sociétés, une formation en histoire permet d'acquérir des méthodes et des outils essentiels pour comprendre notre «humanité». L'esprit de synthèse, la rédaction de textes, la gestion de projets, la recherche documentaire, l'analyse de documents sont des compétences acquises au cours de la formation parce qu'elles sont inhérentes à la pratique de l'histoire entendue comme branche scientifique. Mais il faut admettre que ces compétences peuvent aussi être exploitées et même recherchées aujourd'hui dans beaucoup de domaines entraînés dans des tourbillons médiatiques et incapables de maîtriser les flux d'informations. Une formation en histoire – il faut le répéter parce que cela fait sa spécificité – assure à ses détenteurs et détentrices la capacité à démêler la complexité des événements et à les replacer dans leur profondeur et leur épaisseur historiques. Sur ce point, un portefeuille de compétences peut paraître opportun en portant à la connaissance de futurs employeurs le degré d'employabilité d'un historien. Mais redisons-le: ce portefeuille n'est pas une baguette magique. Sa généralisation n'est pas un signe d'efficacité. Il n'est qu'un outil visibilisant un état de formation à un moment donné et générant des informations sur ce qu'est un diplômé en histoire. Il est une aide qui ne doit, en aucune manière, brouiller les cartes et faire apparaître le postulant ou la postulante pour ce qu'il ou elle n'est pas: un commentateur d'événements adaptable à toutes les sauces et à toutes les fonctions. Savoir poser une question, savoir chercher et organiser, savoir rendre intelligible, savoir communiquer sont propres à d'autres formations. Mais évaluer ces compétences dans une perspective diachronique reste l'élément central et spécifique d'une formation d'historien. Ni baguette magique, ni sésame, ni poudre aux yeux, le portefeuille de compétences n'est qu'une façon de dire autrement ce que l'on fait, comment on le fait et, subsidiairement, pourquoi on le fait.

«Faire de l'histoire, c'est analyser le changement qui est en train de se faire et non pas le changement accompli.»<sup>10</sup> C'est une autre réponse donnée par Henri Rousso à la question posée par France-Culture. C'est à partir de là que doit se comprendre l'apport de l'histoire dans nos sociétés, c'est à partir de là aussi que doit s'évaluer l'employabilité de l'historien. Dans cette perspective, et au-delà des statistiques universitaires, les profils, les qualifications et les champs de pratique sont consubstantiels à ces apports de l'histoire, considérée comme branche scientifique et de «masse», apports qui spécifient et caractérisent aussi «la» culture des sciences humaines et sociales dans leur diversité et leur différence.

## Notes

- 1 Dans l'ordre, Laurentin, Emmanuel (sous la direction de), (2010), *A quoi sert l'histoire aujourd'hui?*, Montrouge: Bayard p. 166 et 109.
- 2 Affirmation à nuancer en ce qui concerne Lucien Febvre qui fit preuve de beaucoup de prudence dans ses choix de carrière. Son affirmation a, semble-t-il, été retravaillée dans les éditions ultérieures. Cf. Thomas Loué, «Du présent au passé: le temps des historiens», *Temporalités* [En ligne], 8 | 2008, mis en ligne le 9 juillet 2009, consulté le 21 mars 2012. URL: <http://temporalites.revues.org/60>
- 3 Munie de plus de 4000 signatures, cette pétition a été remise à M. Charles Beer, chef du Département de l'Instruction Publique du canton de Genève. Cf. les articles parus dans *Le Temps* du 11 juin 2010 et du *Courrier* du 26 juin 2010 ainsi que le texte de Charles Heimberg, *Un tiers d'histoire en moins pour tous les élèves*. <http://blogs.mediapart.fr/blog/charles-heimberg/070610/un-tiers-dhistoire-en-moins-pour-tous-les-eleves#comments> (consulté le 4 avril 2012).
- 4 Tous les chiffres sont à remettre dans leur contexte. Cf. Conseil suisse de la Science et de la Technologie. *Perspectives des sciences humaines et sociales en Suisse. Enseignement, recherche, relève*. Document CSST 3/2006 et les nombreuses études de l'Office fédérale de la statistique.
- 5 Les polémiques ne cessent d'ailleurs pas à lire certains blogs...
- 6 Cf. entre autres, *Le pays de Neuchâtel et son patrimoine horloger*, Chézard-Saint-Martin: Editions de la Châtière 2008.
- 7 Les travaux d'Anne Ancelin Schützenberger sont là pour le prouver... Anne Ancelin Schützenberger, *Aïe, mes aïeux! Liens transgénérationnels, secrets de famille, syndrome d'anniversaire, transmission des traumatismes et pratique du génosociogramme*, Paris, Desclée de Brouwer, 1998 (17<sup>e</sup> édition élargie, 2004) [Traductions anglaise, allemande, russe, portugaise, espagnole-argentine, italienne] et dernièrement encore *Exercices pratiques de psychogénéalogie*, Paris: Payot 2011.
- 8 [http://www.hebdo.ch/recherche\\_racines\\_passionnement\\_100515\\_.html](http://www.hebdo.ch/recherche_racines_passionnement_100515_.html)

9 Cette réflexion a notamment guidé les rencontres bi-annuelles des doyens de toutes les facultés de lettres de Suisse.

10 Laurentin, Emmanuel (sous la direction de), op. cit., p. 163.





# Lehre im Zeichen von Employability: Ein Kommentar

*Andreas Fischer*

Am 17. November des letzten Jahres fand an der Universität Zürich ein Podiumsgespräch zum Thema «Die Geisteswissenschaften in der Privatwirtschaft: Berufs- und Erfolgchancen» statt.<sup>1</sup> Auf dem Podium sassen Historiker, Germanisten, Politologen und Soziologen, die es allesamt zu etwas gebracht haben: zum Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, zum CEO einer Zementfirma oder zum Minister. Die versammelte Runde gab Ratschläge und äusserte Ansichten, die nicht deshalb interessant waren, weil man sie zum ersten Mal gehört hätte – sondern weil die Redner genau wussten, wovon sie sprachen. Einsatz, Neugierde, Flexibilität und Verlässlichkeit seien wichtiger als das Studienfach. Sprachliche Gewandtheit, eine starke Persönlichkeit und ein gutes Allgemeinwissen, darauf komme es an. Und: Die Chancen für Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler, in eine Führungsposition hineinzurutschen, seien heute so intakt wie vor vierzig Jahren – nur sei man sich dessen oft zu wenig bewusst. Die Führungskräfte auf dem Podium, das merkte man rasch, waren einerseits *trotz* ihres geisteswissenschaftlichen Backgrounds erfolgreich, andererseits aber auch *wegen* ihm. Und genau hier, in der Ambivalenz des Trotz und des Wegen, scheint mir das Dilemma der Geisteswissenschaften im Zusammenhang mit der *employability* zu liegen.

Dies schlägt sich auch in den drei gehörten Referaten und in der Bandbreite ihrer gedanklichen Ansätze nieder. Ein klares Bekenntnis zum «Wegen», also zum durchaus vorhandenen Marktwert geisteswissenschaftlicher Fachkompetenzen, hat Peter Schnyder abgelegt: Seiner Ansicht nach sind die Chancen von Philologen auf dem Arbeitsmarkt besser als oft angenommen. Die Flexibilität, die gerade daraus resultiert, dass das Studium *nicht* auf ein konkretes Berufsfeld ausgerichtet ist, kann viele Karrieren beflügeln. Folglich wäre es für Schnyder verfehlt, die akademische Bildung zu verwässern und in eine Berufsausbildung umzuwandeln; stattdessen müssen die

Arbeitgeber für die bereits vorhandene *employability* der Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler sensibilisiert werden. Eine ähnliche Forderung haben die Redner auf dem Zürcher Podium der oben genannten Veranstaltung erhoben, wobei sie nicht nur an die Weitsicht der Arbeitgeber, sondern vor allem auch an den Mut und das Selbstbewusstsein der Absolventinnen und Absolventen appellierten.

Auch für Laurent Tissot steht das «Wegen» im Vordergrund: Der Diskussion um den Nutzen der Geschichte stellt er ihren kulturellen Wert gegenüber und betont die Bedeutung, die historische Schlüsselqualifikationen für die Bewältigung der heutigen Welt und ihrer Informationsflut haben: die Fähigkeit der Recherche, der Analyse, der Synthese, des Formulierens und der Projektleitung.

Eine etwas andere – wenn man so will: pragmatischere – Position scheint mir Maya Burger einzunehmen. Sie versucht der Tatsache Rechnung zu tragen, dass sich eine erfolgreiche Berufskarriere manchmal auch gegen geisteswissenschaftliche Widerstände behaupten muss. Konkreter als ihre beiden Kollegen signalisiert Prof. Burger Bereitschaft, Studienpläne und akademische Profile so zu modifizieren, dass sie aktuellen Entwicklungen nicht nur der Akademie, sondern auch des Arbeitsmarkts Rechnung tragen – beispielsweise durch die parallele Ausbildung von Bachelor-Generalisten und Master-Spezialisten; oder durch eine marktgerechte Fächerkombination. Maya Burger spricht für die Indologie, also für das mit Abstand kleinste der drei hier vertretenen Fächer, und es ist vielleicht kein Zufall, dass gerade sie die grösste Anpassungsbereitschaft zeigt. Aus hochschulpolitischer Sicht kann ich diese pragmatische Haltung nur unterstützen. Gerade kleine Fächer müssen sich ständig legitimieren, sei es gegenüber der Politik oder im Rahmen universitärer Verteilungskämpfe. Strategische Kooperationen, eine gewisse Offenheit und Flexibilität sind für sie überlebenswichtig.

Ansonsten muss ich gestehen, dass ich viel Sympathie für einen selbstbewussten Auftritt der Geisteswissenschaften am Arbeitsmarkt habe. Es ist ja auch gar nicht so, dass geisteswissenschaftliches Fachwissen für die Berufswelt irrelevant wäre, im Gegenteil: Für eine ganze Reihe von Berufen, für Lehrer, Journalisten oder Theologen, bildet die geisteswissenschaftliche bzw. theologische Bildung den Kern der Berufsausbildung.

Aber auch wenn sich eine Absolventin oder ein Absolvent neu orientiert, ist dies kein Grund, das Gelernte gering zu schätzen. Die Erfahrung scheint mir vielmehr zu zeigen, dass Zusammenarbeit – zwischen verschiedenen Disziplinen ebenso wie zwischen der Akademie und der Berufswelt – vor allem dann fruchtbar ist, wenn die kooperierenden Partner aus einer starken Position spezifischer Kompetenz heraus agieren und nicht von vornherein ihre Eigenheiten verwischen. In diesem Sinne ermuntere ich uns alle zu einem gesunden Selbstvertrauen, das freilich auch den Wert kluger politischer Entscheidungen und sinnvoller Partnerschaften kennt.

### **Anmerkung**

- 1 Die Geisteswissenschaften in der Privatwirtschaft: Berufs- und Erfolgchancen, Master of Advanced Studies in Applied History, 17.11.2011. [www.mas-applied-history-uzh.ch/veranstaltungen.html](http://www.mas-applied-history-uzh.ch/veranstaltungen.html)



# Arbeitsmarktfähigkeit von Geistes-, Kultur- und Sozial- wissenschaftlerInnen

*Barbara Haering*

Sie haben mir vier konkrete Fragen gestellt – und die werde ich auch beantworten können. Doch vorerst möchte ich Ihnen den Kontext vorstellen, der meine Antworten prägen wird. Ich wurde angefragt für diesen Input in meiner Funktion als Managing Partner der Firma econcept AG in Zürich.

econcept ist ein marktwirtschaftlich funktionierendes Unternehmen. Unser Geschäftsfeld lässt sich mit «forschungs-basiertem Consulting» umschreiben. Wir finanzieren uns über Mandate – primär öffentlicher Verwaltungen und Institutionen. Unsere Firma ist 17 Jahre alt und beschäftigt knapp 30 Mitarbeitende. Es sind IngenieurInnen, UmweltnaturwissenschaftlerInnen, ÖkonomInnen, Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen sowie Juristinnen. So beschäftigen wir zurzeit insbesondere:

- 4 ÖkonomInnen
- 4 PolitologInnen
- 2 Psychologinnen, wobei die eine der beiden zusätzlich noch einen Bachelor in Soziologie mitbringt
- 1 Juristin

Unsere Mandate liegen an den Nahtstellen von Nachhaltiger Entwicklung und NPM (New Public Management) einerseits, im Bereich von Evaluationen andererseits, und überdies umfassen sie zunehmend das Management strategischer Prozesse, insbesondere für Forschungs- und Bildungsinstitutionen. Die Fragestellungen der von uns bearbeiteten Projekte verlangen stets eine interdisziplinäre Bearbeitung. Lassen Sie mich drei prototypische Projekte skizzieren, bei denen wir Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen einsetzen:

- **NFA** (Neugestaltung des Finanzausgleichs und der Aufgabenverteilung zwischen Bund und Kantonen) **im Umweltbereich**: Wir begleiten das BAFU seit mehreren Jahren bei der Umsetzung der NFA im

Umweltbereich. Dabei ging es zuerst um die Konzeption, um das Testen sowie um das Evaluieren einer output- und programmorientierten Subventionspolitik samt den entsprechenden Controllingprozessen im Rahmen von Pilotprojekten. Erarbeitet wurden anschliessend mehrjährige Leistungsvereinbarungen zwischen Bund und Kantonen für bisher neun Bereiche der Umweltpolitik. Darauf aufbauend waren über 230 Vertragsverhandlungen zwischen Bund und Kantonen vorzubereiten, zu unterstützen und auszuwerten. Zurzeit planen wir die Abschlussevaluation der ersten vierjährigen Programmperiode. Das Mandat verlangt breite Umweltkenntnisse, konzeptionelles Wissen zu New Public Management, Erfahrung bezüglich der Identifikation von Indikatoren, Kenntnisse zu Verwaltungsabläufen, Kompetenzen zu politischen Prozessen sowie Evaluationsknowhow. Das Projektteam besteht aus zwei Naturwissenschaftlerinnen, einem Ökonomen und einer Sozialpsychologin.

- **Evaluation der SUK-Projekte:** Im Auftrag der Schweizerischen Universitätskonferenz (SUK) evaluieren wir die mit projektbezogenen Mitteln unterstützten Kooperations- und Koordinationsprojekte. Die Evaluation verlangt fundierte Kenntnisse der Wissenschaftslandschaft Schweiz, breite Evaluationskompetenzen sowie ein interdisziplinäres Projektteam, um von möglichst vielen der zu evaluierenden Projekte auch wissenschaftlich etwas zu verstehen. Es arbeiten zwei Politologinnen, eine Ökonomin, eine Biologin und eine Naturwissenschaftlerin an diesem Projekt mit.
- **Forschungsschwerpunkt 2000-Watt-Gesellschaft Stadt Zürich:** Im Auftrag der Stadt Zürich unterstützen wir gemeinsam mit Partnern während der nächsten zehn Jahre die Umsetzung der 2000-Watt-Gesellschaft in der Stadt Zürich. Im Fokus stehen zwei Forschungsprogramme zur Förderung von Gebäude-sanierungen und zur Förderung von energieeffizientem bzw. -sparendem Verhalten in den Zürcher Haushalten. Das Projekt verlangt energietechnisches und energieökonomisches Wissen sowie psychologisches Knowhow

und Kompetenzen der empirischen Sozialforschung. In diesem Projekt arbeiten Ingenieure, Ökonomen sowie Sozial- respektive Umweltpsychologinnen.

Soweit ein kleiner Einblick in unsere Firma sowie in die von uns bearbeiteten Projekte – die stets interdisziplinäre Ansätze verlangen und zunehmend prozessintegriert sind.

Wenn wir auf die Entwicklung unserer Projekte der letzten fünfzehn Jahre zurückblicken, so fällt auf, dass wir heute vermehrt Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen einsetzen. Dachten wir früher lediglich bei Projekten mit sozial- oder gesellschaftspolitischen Themen an SoziologInnen, so integrieren wir heute Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen auch in umwelt- und technikbezogene Projekte, da diese Projekte heute stets auch soziale, gesellschaftliche und kulturelle Fragestellungen umfassen. Und: Wir nutzen die methodischen Kenntnisse der empirischen Geistes-, Kultur- und Sozialforschung insbesondere bei der Bearbeitung von Evaluationen. **Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen sind bei uns die SpezialistInnen für empirische Forschung und für institutionelle Prozesse.** Vor diesem Hintergrund kann ich die vier Fragen, die Sie mir gestellt haben, wie folgt beantworten:

### **1. Gibt es heute spezifische Erwartungen an die Employability von Geisteswissenschaftlern?**

Wir erwarten von Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen, dass sie methodisch sattelfest sind und ein breites Interesse zeigen für die «Grand Challenges», die sich unserer Welt heute stellen. Und zudem, dass sie in relativ kurzer Zeit lernen, zielgerichtet und budgetorientiert zu arbeiten sowie kundinnen- und kundenorientiert zu formulieren und aufzutreten. Dieses unternehmerische Verständnis der eigenen Arbeit erwarten wir selbstredend auch von den NaturwissenschaftlerInnen und IngenieurInnen in unserer Firma.



## **2. Unterscheiden sich diese Erwartungen von denen von vor zwanzig Jahren massgeblich? Falls ja: Wie sehen diese Unterschiede aus?**

Ich erkenne drei Unterschiede:

- Erstens: Angesichts der Tatsache, dass wir Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen heute für breite Themenfelder einsetzen, erwarten wir von ihnen jetzt auch ein entsprechend breiteres Themeninteresse.
- Zweitens: Wir achten verstärkt auf ihre methodischen Kenntnisse und auf die mit entsprechenden Studienarbeiten oder Praktika ausgewiesenen methodischen Erfahrungen und Kompetenzen. Ein studienrelevantes Praktikum zwischen Bachelor und Masterstudium ist bei einem Bewerbungsverfahren von Vorteil.
- Drittens: Und wenn wir vor zwanzig Jahren alle Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen quasi über einen Leisten schlugen, so unterscheiden wir heute präziser, ob wir für ein Projektteam eine «Makro-» oder eine «Mikro»-Spezialistin benötigen – und ebenso, ob wir einen quantitativen oder einen qualitativen Ansatz wählen werden. Mit anderen Worten: Wir haben selber von Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen gelernt und damit unsere Erwartungen geschärft.

## **3. Können die AbsolventInnen geisteswissenschaftlicher Fächer diese Erwartungen bedienen? Wo gibt es Stärken, wo gibt es Schwächen?**

Was die methodischen Kenntnisse anbelangt, so haben Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen in den letzten zehn Jahren eindeutig zugelegt. Das ist gut, denn ihre Arbeitsmarktfähigkeit wird durch solides und erprobtes Handwerk gestärkt. Was die thematischen Interessen anbelangt, so stolpern wir in Bewerbungsverfahren allerdings immer wieder über Masterarbeiten mit eher exotischen Fragestellungen. Fragestellungen, die zwar politisch interessant sein mögen, aber eher Ausdruck individueller Selbstfindung zu sein scheinen,

als dass sie aktuelle Herausforderungen der relevanten Arbeitsmärkte reflektieren. Solche «bewegte NGO-Themen» interessieren mich allenfalls politisch – nicht aber als Unternehmerin und Arbeitgeberin.

#### **4. Gibt es spezifische Veränderungsforderungen an die universitäre Ausbildung von Geisteswissenschaftlern mit Blick auf den ausseruniversitären Arbeitsmarkt?**

Gerne gebe ich den Fakultäten und den ProfessorInnen vier Hinweise auf den Weg:

- Erstens: So, wie wir Natur- und IngenieurwissenschaftlerInnen seit Langem und zu Recht verpflichtet werden, uns im Verlaufe unseres Studiums auch mit Sozial- und Geisteswissenschaften auseinanderzusetzen, erwarte ich, dass die Studienanforderungen für Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen auch eine kompetente und im Studiengang verbindlich institutionalisierte Auseinandersetzung mit Natur- oder Ingenieurwissenschaften enthalten. Ich wünsche mir Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen, die wissen, was ein Labor, eine Turbine oder eine geologische Formation ist – und dies selbst wenn sie sich im Berufsleben ganz auf Sozialpolitik konzentrieren werden.
- Zweitens: Auch Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen sollten im Verlaufe ihres Studiums zu einem Praktikum verpflichtet werden. Sie erfahren dadurch, in welchen beruflichen Kontexten Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften heute gebraucht werden – und welche Qualifikationen dabei wichtig sind. Wünschenswert wäre überdies, dass dieses Praktikum in den Studiengang integriert und von der Studienleitung auch betreut würde – so wie dies beispielsweise bei den UmweltnaturwissenschaftlerInnen der ETH Zürich der Fall ist.
- Drittens: Kanalisieren Sie die Forschungsinteressen Ihrer Masterstudierenden auf Fragestellungen, die auch die ausseruniversitären Arbeitsmärkte interessieren. Dies eröffnet breite Themenfelder. Und: Das

heisst nicht, dass diese Fragestellungen politisch weniger attraktiv sein müssen.

- Viertens: Unterstützen Sie Ihre Studierenden darin, auch mal einen Punkt zu setzen. Ausserhalb der Universität gilt: «Wie genau ist genau genug?» Das heisst, genau genug, um der Auftraggeberin einen soliden und evidenzbasierten Entscheid zu ermöglichen. Ein solches Abwägen bedeutet nicht, wissenschaftlich ungenau zu arbeiten, sondern die richtigen Prioritäten im Rahmen begrenzter zeitlicher und finanzieller Budgets zu setzen. Die wissenschaftlich korrekte Reduktion von Komplexität ist eine grosse methodische Kunst!

## Zusammenfassung

Wir brauchen Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen, die sich auch mit Themen der Natur- und Ingenieurwissenschaften auseinandersetzen und die an wirtschaftlichen Prozessen interessiert sind. Und überdies: Sie sollen ihr Studium durchaus als Suche nach Wahrheit, aber gleichermassen als Ausbildung für unterschiedliche und vielfältige Berufswege auffassen – und darin von ihren ProfessorInnen entsprechend unterstützt werden.

# Situation politique des sciences humaines

*Jacques Neiryndck*

Les discussions lors de la loi sur l'encouragement des hautes écoles ont tenté d'introduire un concept d'«employabilité» des diplômés pour justifier l'attribution des budgets. C'est une conception étroite de la formation, qui néglige l'aspect éminemment désintéressé de l'Université. Dès lors, toutes les sciences ne sont pas égales aux yeux du politique. Lors de la répartition du budget fédéral domine un triple non-dit: la technique rapporte; la médecine coûte mais elle est malheureusement indispensable; les sciences humaines seraient, à des degrés variables, plus ou moins inutiles. Sur les 726 millions de francs de subsides accordés en 2010 par le Fonds national, seuls 173 vont aux sciences humaines et sociales, soit 24 pour cent, même pas le quart. Cela ne donne pas lieu à de grandes controverses parlementaires, la cause est entendue, les dépenses en matière de formation ne se conçoivent que comme un investissement dans l'économie; il faut gaspiller le moins possible pour la philosophie, l'anthropologie, la sociologie, la psychologie, la théologie.

La mainmise budgétaire des sciences naturelles découle de leur prestige, en partie usurpé certes, mais qui repose sur un dogme: la Physique permet de prédire les conséquences d'une action; ni la Sociologie ni l'Economie ne le peuvent, tout en le feignant. C'est là que se situe tout le malentendu. A quoi peut bien servir l'Economie si elle ne parvient ni à éviter les crises ni à les résoudre. Pire si elle prétend y arriver, elle induit en erreur et cause des catastrophes politiques.

## **L'illusion de Laplace**

Le *noyau dur* des sciences naturelles est constitué par certains chapitres de la Physique. Au-delà de la Chimie, les sciences de la Nature comme la Biologie, la Géologie ou la Cosmologie fournissent des résultats de moins en moins sûrs. Et au-delà des

sciences de la Nature, les sciences humaines existent souvent à l'état de projet, mais jamais au sens fort des premiers chapitres de la Physique.

Il faut rappeler une citation célèbre de Laplace, datant du début du dix-neuvième siècle:

«Nous devons donc envisager l'état présent de l'univers comme l'effet de son état antérieur, et comme la cause de celui qui va suivre. Une intelligence qui pour un instant donné connaîtrait toutes les forces dont la nature est animée et la situation respective des êtres qui la composent, si d'ailleurs elle était assez vaste pour soumettre ces données à l'analyse, embrasserait dans la même formule les mouvements des plus grands corps de l'univers et ceux du plus léger atome: rien ne serait incertain pour elle et l'avenir comme le passé serait présent à ses yeux.»

Ce texte a servi de base au scientisme. Il constitue un programme très ambitieux qui postule que toute la Nature serait à la fois *modélisable*, *déterministe* et *prévisible*. La superposition de ces trois propriétés est caractéristique des phénomènes du *noyau dur*.

En fait, Laplace est ébloui par la réussite de la mécanique céleste de Newton et il s'imagine que toute la Nature (et pourquoi pas les hommes qui en font partie) serait descriptible par la même méthode scientifique que celle qui a si bien fonctionné en cosmologie. Etrange et douloureuse illusion. Insidieusement la thèse de Laplace laisse entendre que la Nature serait un automate qui fonctionne imperturbablement jusqu'à la consommation des siècles. Les conséquences philosophiques de cette supposition sont évidemment lourdes: si l'homme fait partie de la Nature selon Laplace, il est dénué de toute liberté de choix. Et s'il n'est pas soumis à la loi de Laplace, pourquoi et comment cela est-il possible alors qu'il est constitué de matière?

## L'extrapolation de Comte

L'illusion de Laplace fut systématisée par Auguste Comte, selon qui l'humanité passe par un état théologique, puis un état philosophique avant d'atteindre son état ultime, *positiviste*, fondé sur une application tous azimuts de la science. En

d'autres mots, Comte s'est imaginé sérieusement, au milieu du dix-neuvième siècle, que tout était déterministe et qu'un jour l'Economie ou la Sociologie constitueraient des corps de doctrine aussi puissants que la Physique.

Or, les phénomènes économiques ou sociaux sont aux antipodes de la Physique. Le sondage effectué avant une élection ne prédit pas le résultat de celle-ci parce que les électeurs, au courant du sondage, peuvent modifier leur vote en fonction de celui-ci. La Sociologie ne traite pas de phénomènes *prévisibles* ou *déterministes*. De même l'Economie serait bien incapable de prévoir les mouvements de Bourse parce que, si elle le faisait, les positions prises dès l'ouverture de celle-ci par les opérateurs renseignés annuleraient la prévision. L'Economie s'occupe de grandeurs qui sont *quantifiables*, mais pas *modélisables* au sens fort du terme

En un mot l'homme n'est pas *modélisable* parce qu'il est apparemment libre de ses décisions et que celles-ci seraient bien évidemment influencées par la connaissance de ce très hypothétique modèle, qui serait invalidé au moment même où il serait connu. Et puisqu'un modèle n'existe même pas, les phénomènes humains ne sont certainement pas *reproductibles*, *déterministes* ou *prévisibles*. En fait, les sciences humaines traitent, quand elles sont sérieuses, de certains phénomènes *quantifiables* d'une certaine façon, fut-ce de façon statistique par des enquêtes sociologiques. Mais ceci ne veut pas davantage dire que toute la réalité soit *observable* et *quantifiable*.

## La réticence du politique

Ces considérations épistémologiques expliquent la différence des projets entre sciences naturelles et humaines, mais elles ne signifient en rien qu'il existe une hiérarchie entre elles lorsqu'elles sollicitent l'appui du politique que ce soit dans le soutien de l'enseignement tertiaire ou dans les projets de recherche. Les sciences humaines ont un effet sur la société qui n'est pas plus mesurable ou quantifiable que celui de la culture. Il faut les prendre au sérieux, sans en exagérer la portée. Les sciences humaines ont une employabilité pourvu que l'on en connaisse les limites et qu'on se garde de les outrepasser. Sinon on en arrive à les ignorer complètement.

Un contre-exemple frappant est l'incompétence juridique dans le travail du législatif. En partant du texte préparé par un juriste d'un département, la commission compétente se livre à une mise en pièce de ce travail. Tantôt on propose de supprimer un article, tantôt d'en rajouter. Les phrases les plus simples et les plus claires deviennent alambiquées par ajoute de précisions, de conditions, de cautèles. Les textes de lois sont encore malmenés au plenum du premier conseil puis dans le second conseil. Les divergences entre les deux conseils donnent lieu à des allers-retours qui se terminent par une conférence de conciliation. Si celle-ci échoue, la loi tombe dans une oubliette. Si elle réussit, c'est souvent par hasard ou par lassitude. Certaines lois sont vidées de leur substance initiale, d'autres sont durcies jusqu'à devenir inapplicables.

Ceci se situe évidemment à des années lumières du célèbre Code Napoléon, pierre angulaire du droit civil français et inspiration de maintes autres législations. La Convention élit le 22 avril 1794 une commission parlementaire composée de Cambacérès, Couthon et Merlin de Douai «chargée de rédiger en un code succinct et complet les lois qui ont été rendues jusqu'à ce jour, en supprimant celles qui sont devenues confuses».

En un mot élaborer une loi est un travail de juriste, tout comme prescrire un médicament est celui d'un médecin et construire un pont celui d'un ingénieur civil. Mais le travail législatif ordinaire ignore cette contrainte. En somme une science humaine, comme le Droit, serait à la portée de l'intuition et du bon sens de tout un chacun. Ce qui est vrai pour le Droit l'est tout autant pour l'Economie. On ne demande pas à un ministre des finances ou au directeur général d'une grande banque de témoigner de leur science. C'est sous-entendre qu'au fond celle-ci n'existe pas.

Il est une autre façon de concevoir la gestion de la cité. Elle consiste à comprendre, à admettre et à pratiquer le lien qui va du spirituel au culturel, de celui-ci à la politique, de celle-ci à l'économie, de celle-ci à la technique et à la science. Le terreau de la politique, ce sont les sciences de l'homme par définition. Mais si celles-ci sont réputées molles, aléatoires, critiquables, faibles, sans résultats et sans rigueur, alors on peut effectivement feindre de les ignorer et se fier aux idéologies, aux croyances, aux opinions.

# Der Stellenwert des «Employability»- und des «Bologna»-Diskurses für die Geisteswissenschaften – Kommentare aus der Sicht der Hochschulforschung

*Ulrich Teichler*

## Die doppelte Provokation

Die Geisteswissenschaften an deutschsprachigen Universitäten sind seit einigen Jahren durch fachübergreifende Hochschulreformansätze einer doppelten Provokation ausgesetzt:

- Mit der Bologna-Erklärung von 1999 wurde ein Prozess der europaweiten Einführung eines konvergenten Systems gestufter Studiengänge und -abschlüsse in Gang gesetzt. Wenn dieser Reformansatz auch primär mit dem Ziel begründet wird, internationale studentische Mobilität zu erleichtern, geht es doch in besonderem Masse um die Erleichterung einer Ausweitung von Studienabschlüssen nach kurzen Studiengängen und um eine wachsende Akzeptanz von kurzen Studiengängen als gesellschaftlich wertvoll.
- Parallel zum Bologna-Prozess, aber nur begrenzt direkt verbunden, werden die Hochschulen in Europa unter dem Stichwort «Employability» stärker als zuvor aufgefordert, über die Relevanz ihrer Studienangebote für die spätere berufliche Tätigkeit nachzudenken und diese Beziehung gegebenenfalls gezielter zu gestalten.

Diese Diskussion ist für die verschiedenen Disziplinen in unterschiedlichem Masse provozierend. Wir können die Disziplinen in ihrem Verhältnis von Studium und Beruf generell und spezifisch in der Stufung von Studiengängen und Berufsbereichen in drei Gruppen unterscheiden:

- Fächer im Kontext einer relativ feingliedrigen Hierarchie von Bildungsabschlüssen und Berufsebenen: z.B. Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften. Hier sind



die beiden Diskussionsstränge leicht zu absorbieren.

- Fächer, bei denen das universitäre Studium auf eine Profession zuführt und andere Berufe im gleichen Bereich kaum eine Rolle spielen oder als in grossem Abstand befindlich wahrgenommen werden: z.B. Medizin und Lehrerbildung. Hier wird die Reflexion der beruflichen Relevanz für selbstverständlich gehalten, der Sinn eines durchlässigen gestuften Studiensystems aber weithin bezweifelt.
- Fächer, die nicht auf bestimmte Berufsbereiche zugeschnitten sind: z.B. Geisteswissenschaften, Soziologie und Mathematik. Hier herrscht weitgehend in beiderlei Hinsicht Skepsis, dass ein vermehrter Übergang in den Beruf nach einem kurzen Studium in Frage kommt und dass die Studiengänge bewusst im Hinblick auf ihre berufliche Relevanz gestaltet werden sollten.

Daher kann es zunächst einmal nicht überraschen, dass in der letztgenannten Gruppe von Disziplinen die Diskussion über Reformen von Struktur und Substanz der Studienangebote aufgeregter und kontroverser verläuft als in anderen Disziplinen. Jedoch werden die zur Diskussion stehenden Probleme nur verständlich, wenn sie auch fächerübergreifend und fächervergleichend und nicht allein fachgruppenspezifisch bedacht werden.

## **Die quantitativ-strukturellen Beziehungen von Studium und Beschäftigung**

Seit fünf Jahrzehnten ist der Wandel der Beziehungen von Studium und Beruf im Zuge der Hochschulexpansion ein zentrales Thema der Hochschulpolitik in den ökonomisch fortgeschrittenen Ländern, wie z.B. die Diskussionen im Rahmen der OECD belegen. Dabei werden immer wieder zwei völlig konträre Vorstellungen artikuliert:

- Zum einen wird eine Zunahme von Studienanfängerquoten für wünschenswert erklärt, um wirtschaftliches Wachstum und gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern.
- Zum anderen wird immer wieder darauf hingewiesen, dass ein bemerkenswerter Anteil der Hochschul-

absolventen – in verschiedenen Ländern wird von Größenordnungen bis zu etwa 40 Prozent gesprochen – Probleme hat, eine ihrer Qualifikationsebene angemessene berufliche Tätigkeit zu finden, und somit eher für eine allenfalls geringe Hochschulexpansion plädiert.

Um die Diskussionen der jüngsten Zeit über die Beziehung von Studium und Beruf zu verstehen, ist ein Blick auf die Studie «Redefining Tertiary Education» der OECD (1998) angebracht. Dort wird erstens die These vertreten, dass ökonomisch fortgeschrittene Länder mit relativ hohen Hochschulabsolventenquoten in den vorangehenden Jahren im Durchschnitt ein höheres Wirtschaftswachstum hatten als Länder mit geringen Absolventenquoten. Zweitens wird für das 21. Jahrhundert erwartet, dass drei Viertel aller Jugendlichen ein Studium im tertiären Bildungsbereich aufnehmen werden. Drittens wird es für «normal» gehalten, dass die Mehrheit der Absolventen nicht mehr in die Berufsbereiche übergehen wird, die in Berufsklassifikationen als Management- und professionelle Berufe bezeichnet werden und die in der Vergangenheit als die typischen Tätigkeitsbereiche von Hochschulabsolventen betrachtet wurden; fraglich sei damit auch, ob die Mehrzahl der Absolventen Einkommen erreichen würden, für die sich die individuellen Bildungsinvestitionen in der Regel lohnten.

Die den Bologna-Prozess tragende Politik geht von einer weiteren Hochschulexpansion und einer nicht in gleichem Umfange erfolgenden Expansion traditioneller Akademiker-Berufe aus und plädiert dafür, dass nicht nur die Fachhochschulen und andere tertiäre Bildungsinstitutionen die Träger der weiteren Expansion des tertiären Bereichs und die Lern-Orte für eine zukünftige berufliche Tätigkeit in mittleren Berufspositionen, d.h. «unterhalb» der zuvor üblichen Berufsbereiche, sein sollen. Solange die Vorbereitung auf diese Bereiche als die primäre Aufgabe von Fachhochschulen, anderen tertiären Institutionen und anderen Bereichen der Berufsausbildung verstanden wurde, waren dort fast nur Ausbildungsgänge und Fachrichtungen anzutreffen, die einen engen Zuschnitt auf bestimmte Berufsbereiche haben. Die Einführung von Bachelor-Studiengängen an Universitäten eröffnet den Geisteswissenschaften also überhaupt erst die Chance, an der weiteren

Expansion weiterführender Bildung teilzuhaben – sieht man von mehr oder weniger geglückten Akzidenzien ab.

## **Die substanzialen Beziehungen von Studium und Arbeit**

In den verschiedenen Disziplinen an Universitäten gibt es sehr unterschiedliche Konventionen, in welchem Masse die Studienangebote nach der Logik der Wissenschaft und in welchem Masse nach dem vermeintlichen Bedarf an beruflichen Kompetenzen der Absolventen in bestimmten Berufsbereichen gestaltet werden. Für die Geisteswissenschaften gilt – soweit hier nicht die Lehrerbildung andere Akzente setzt – eher eine Orientierung an der vermeintlichen Logik der Wissenschaft.

Wir können feststellen, dass in den meisten Ländern das durchschnittliche berufliche Einkommen von Hochschulabsolventen aus denjenigen Fächern höher ist, deren Studiengänge beruflich zugeschnitten sind, als das von Absolventen der Fächer, die nicht beruflich zugeschnitten sind. Das hat allerdings in den deutschsprachigen Ländern in den vergangenen Jahrzehnten nicht dazu geführt, dass die Motivation zum Studieren geisteswissenschaftlicher Fächer seitens kompetenter Studierender dramatische Einbrüche erlebt hat. Auch ist festzustellen, dass eine nicht unbeträchtliche Zahl von Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer ausserhalb von Schule und Hochschule durchaus «Karriere gemacht hat».

Jedoch ist an den Universitäten in den letzten Jahren allgemein die Erwartung – es lässt sich auch sagen: der Druck – gestiegen, die berufliche Relevanz des Studiums zu bedenken und zu stärken. In den 1970er-Jahren wurde zum Beispiel in der Bundesrepublik Deutschland und in Schweden gesetzlich festgelegt, dass Studiengänge beruflich orientiert zu sein haben. Und zu Beginn des 21. Jahrhunderts erlebte der Begriff «Employability» Konjunktur.

Solche Erwartungen betreffen alle Fächer, sind jedoch besonders provozierend für diejenigen, die wenig auf berufliche Einsatzbereiche zugeschnitten sind, wie z.B. die Geisteswissenschaften. Als Gründe dafür werden vor allem genannt:

- Wie auch die Zunahme von Evaluations-Aktivitäten zeigt, ist das Vertrauen darauf, dass eine Konzentra-

tion der WissenschaftlerInnen und der Studierenden allein auf die «Sache» schon zu einem guten Resultat führt, gesunken; stattdessen scheint es so, als ob wir daneben «output awareness» und «outcome awareness» zur erfolgreichen Gestaltung von Forschung, Lehre und Studium benötigen.

- Mit der Hochschulexpansion ist der Anteil der Studierenden gestiegen, die soziale Qualifikationen und andere Schlüsselkompetenzen nicht einfach «von zu Hause mitbringen»; damit fällt den Hochschulen die explizite Kompetenzförderung auch in Bereichen zu, wo sie sich zuvor en passant ergeben sollte.
- Mit der Hochschulexpansion geht ein wachsender Teil von Absolventen in solche Berufsbereiche über, in denen eine direkte Berufsvorbereitung traditionell vorherrschend ist. Von daher haben sie sicher eher dort Berufschancen, wo sich die Vorbereitung auf den Beruf nicht auf das «Ins-kalte-Wasser-Werfen» beschränkt.
- Insgesamt scheinen wachsende ökonomische Nützlichkeitserwartungen das gesellschaftspolitische Klima zu beeinflussen.

Innerhalb der Universitäten hat dies ein kontroverses Echo gefunden. Verbreitet sind – häufig in den Geisteswissenschaften, aber auch in anderen Fächern – die Kritiken, dass hier das wissenschaftliche Lernen völlig unter Anwendungs- und Nützlichkeitsanforderungen des Beschäftigungssystems subordiniert werden solle. Dazu trägt zweifellos auch der unglückliche Begriff «Employability» bei: Er wird in der Arbeitsmarktpolitik und -forschung eigentlich für Fälle gebraucht, in den fast nicht beschäftigungsgeeignete Personen doch noch irgendwie für den Arbeitsmarkt gerettet werden, und er gibt das falsche Signal, dass es um «Beschäftigung» – Einkommen, Urlaub, Arbeitszeit usw. – ginge, obwohl in Wirklichkeit die Beziehungen von Lernen, Kompetenz und «Arbeit» zur Diskussion stehen. Ein zweifellos geeigneter Begriff wie «berufliche Relevanz» lässt sich allerdings nicht ins Englische übersetzen.

Für eine vermeintlich intendierte Subordination lassen sich natürlich immer markante Äusserungen solcher Subordi-

nations-Apologeten zitieren. Aber – um ein Beispiel zu nennen – die zunächst aufgeregte Diskussion in Deutschland über die Berufsorientierung des Studiums, wie sie im Hochschulrahmengesetz von 1976 verankert worden war, legte sich nach einigen Jahren, als allen Beteiligten klar geworden war, dass es dabei darum geht, dass bei allen Studiengängen seitens der Verantwortlichen die Beziehungen von Studium und Beruf – je nach den unterschiedlichen Bedingungen der Studienfächer und Berufsbereiche – zu bedenken seien und dies auch den Studierenden während des Studiums vor Augen zu führen sei, jedoch nicht um einheitliche enge Berufsvorbereitungen nach vorherrschenden Bedarfspostulaten. Dem entspricht auch, dass die Bologna-Erklärung lediglich fordert, das Bachelor-Studium solle nicht nur als eine Etappe des Studiums gestaltet werden, sondern auch als eine Eingangsqualifikation in den Beruf, aber nicht zu einer Unterordnung unter bestimmte Nützlichkeitsvorstellungen aufruft.

Zur Frage, was die berufliche Relevanz des Studiums erhöhen könnte, gibt es von Land zu Land unterschiedliche Diskurse. Diese sind von den jeweils vorherrschenden Verständnissen von Beruf sowie von den davon auch beeinflussten Einschätzungen über die bisherigen Stärken und Schwächen der Hochschulen des Landes für die berufliche Qualifizierung geprägt. So wird in Grossbritannien sehr häufig eine Stärkung der Fachqualifizierung, in Deutschland dagegen sehr häufig eine bessere Vermittlung von «Schlüsselqualifikationen» gefordert.

Hier geht es jedoch um Stärken und Schwächen der Qualifizierungsleistungen von Studienfachrichtungen. In der Vergangenheit war – im deutschsprachigen Raum, aber nicht nur dort – in den Geisteswissenschaften die Einschätzung verbreitet, dass die AbsolventInnen ohne grosse Hilfe durch die Hochschulen «ins Wasser gestossen» werden und dann schon «schwimmen» könnten. Gerade wenn sie sich nun beim Zugang zu mittleren Positionen in Konkurrenz zu fachlich spezialisierten Absolventen anderer Fächer behauptet haben, wäre sicher «Problemlösungsfähigkeit» praxisnah zu stärken.

## Chancen der Bachelors in den Geisteswissenschaften

Welche Chancen ein Bachelor der Geisteswissenschaften auf dem Arbeitsmarkt hat, kann heute nur bedingt gesagt werden. Es liegen bisher nur begrenzt Erfahrungen vor; im Beschäftigungssystem ist ohnehin ein Gewöhnungsprozess nötig; auch ist nicht klar, wieweit die Bachelor-Absolventen, die berufstätig werden, tatsächlich ein hinreichend berufsrelevantes Studienangebot erhalten hatten.

Trotz dieser Einschränkungen lohnt sich ein Blick auf vorliegende Erfahrungen. In Deutschland liegen aus dem «Kooperationsprojekt Absolventenstudien» (KAOB), das das Kasseler Internationale Zentrum für Hochschulforschung der Universität Kassel (INCHER-Kassel) koordiniert, die Aussagen von Absolventen der Jahrgänge 2007-09 aus dem Bereich der Geisteswissenschaften von ca. 50 Universitäten vor. Demnach, so die Angaben der etwa 1½ Jahre nach dem Studium befragten berufstätigen Bachelor-Absolventen (ausschliesslich derjenigen, die neben der Berufstätigkeit weiter studieren),

- haben die Absolventen der Geisteswissenschaften im Durchschnitt nur 3,1 Monate ihre Beschäftigung gesucht (im Vergleich zu 3,3 Monaten im Bereich der Sozialwissenschaften, 3,1 Monaten im Bereich der Wirtschaftswissenschaften und 3,7 Monaten im Bereich der Rechtswissenschaften);
- beträgt das Brutto-Monatseinkommen der Geisteswissenschaftler im Durchschnitt etwa ein Sechstel weniger als das der Sozialwissenschaftler und noch deutlich weniger als das der Absolventen anderer Fachrichtungen;
- sind jeweils etwa ein Drittel der Geistes- und Sozialwissenschaftler unbefristet beschäftigt, dagegen mehr als vier Zehntel der Wirtschafts- und mehr als die Hälfte der Rechtswissenschaftler;
- sagen 37 Prozent der ersten Fachrichtungsgruppe gegenüber 41, 40 und 52 Prozent der anderen, dass sie ihre im Studium erworbenen Qualifikationen beruflich in hohem Masse verwenden können;
- sagen 72 Prozent im Vergleich zu 80, 77 und 84 Prozent, dass ihre berufliche Position der Ebene ihres Bildungsabschlusses entspreche;

- äussern sich 49 Prozent zufrieden über ihre berufliche Situation im Vergleich zu 51, 59 und 63 Prozent.

Zweifellos deutet dies – trotz aller sichtbaren Probleme – darauf hin, dass sich die berufliche Situation der Bachelor-Absolventen aus dem Bereich der Geisteswissenschaften weitaus besser entwickelt, als das nach den verbreitet negativen Einschätzungen zu erwarten gewesen wäre.

### Abschliessende Überlegungen

Ein Blick auf die Forschung zur quantitativ-strukturellen Entwicklung der Hochschulsysteme und zu den Beziehungen von Studium und Beruf in wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern macht deutlich, dass der Bologna-Prozess und die jüngste Diskussion über «Employability» in ein bestimmtes Stadium von «mass higher education» einzuordnen ist: ein Stadium, in dem nur noch die Minderheit der Absolventen mit Positionen im Bereich von Management und Professionen rechnen, die traditionell als adäquat für Hochschulabsolventen gegolten hat.

Die Einführung gestufter Studiengänge eröffnet den Universitäten überhaupt erst die Möglichkeit, an dieser Expansionsstufe beteiligt zu sein und «Lieferant» von Absolventen für mittlere Berufspositionen zu werden; andernfalls wäre es konsequent, dass die Expansion ausschliesslich auf Fachhochschulen und weitere tertiäre Berufsausbildungen beschränkt bliebe.

In diesen erweiterten Berufsbereichen hat im deutschsprachigen Raum bisher eine stärker fachlich spezialisierte Berufsvorbereitung vorgeherrscht, als das in den typischen Akademiker-Berufen überwiegend der Fall ist. Auch sind Geisteswissenschaften so gut wie gar nicht vertreten. Daher erscheint es kaum vorstellbar, dass dort Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer einfach «ins Wasser gestossen» werden und «schwimmen» könnten. Hinzu kommt, dass für alle Studienfächer die Erwartung wächst, die berufliche Relevanz des Studiums zu reflektieren und gegebenenfalls zu steigern. Die Geisteswissenschaften müssen sich dabei nicht zu Opfern der selbst postulierten Horrorszenen einer erzwungenen Subordination unter einseitige Konzepte des vermeint-

lichen Qualifikationsbedarfs des Beschäftigungssystems machen. Sie können selbst aktiv Wege entwickeln, wie ihre Studierenden stärker problemlösungsfähig und praxisnah mit nur begrenzt antizipierbaren beruflichen Aufgaben umgehen können.

### **Literatur: Ausführliche Analysen und Kommentare des Autors**

- Bürger, S. und Teichler, U., «Besondere Komponenten der Studiengangentwicklung. Zur berufsstrategischen Gestaltung von Studiengängen», in: *Benz, W., Kohler, J. und Landfried, K. (Hg.): Handbuch Qualität in Studium und Lehre. Evaluation nutzen – Akkreditierung sichern – Profil schärfen*, Berlin: Raabe 2004, Teil E 3.1.
- Schomburg, H. und Teichler, U., «Potentiale der professionellen Relevanz des universitären Bachelor – einige Überlegungen auf der Basis des internationalen Vergleichs», in: *Das Hochschulwesen*, 55. Jg., 2007, H. 1, S. 25-32.
- Schomburg, H. und Teichler, U. (Hg.), *Employability and Mobility of Bachelor Graduates in Europe: Key Results of the Bologna Process*, Rotterdam und Taipei: Sense 2011.
- Teichler, U., «Gestufte Studiengänge und -abschlüsse in den Geistes- und Sozialwissenschaften», in: *Deutscher Akademischer Austauschdienst und Hochschulrektorenkonferenz (Hg.): Bachelor und Master in den Geistes-, Sprach- und Kulturwissenschaften*, Bonn: DAAD 1999 (Dokumentationen und Materialien, 33), S. 37-141.
- Teichler, U., *Hochschule und Arbeitswelt. Konzeptionen, Diskussionen, Trends*, Frankfurt am Main und New York: Campus 2003.
- Teichler, U., *Hochschulsysteme und Hochschulpolitik. Quantitative und strukturelle Dynamiken, Differenzierungen und der Bologna-Prozess*, Münster: Waxmann 2005.
- Teichler, U., «Gestufte Studiengänge und -abschlüsse. Deutsche Diskussionen und internationale Erfahrungen», in: *Handbuch Hochschullehre*, Bonn: Raabe 1998, Teil J 2.7.
- Teichler, U., «Der Jargon der Nützlichkeit. Zur Employability-Diskussion im Bologna-Prozess», in: *Das Hochschulwesen*, 56. Jg., 2008, H. 3, S. 68-79.



Teichler, U., «Wissenschaftlich kompetent für den Beruf qualifizieren», in: Neuhaus, P.A., Mager, D. und Martini, P. (Hg.): Neue Anforderungen an die Lehre in Bachelor- und Master-Studiengängen. Bonn: HRK 2009 (Beiträge zur Hochschulpolitik, 1/2009), S. 30-52.

# Lehre im Zeichen der Employability – Aussenansichten

*Karl-Heinz Minks*

Wenn Geisteswissenschaften mit dem Begriff «Employability» konfrontiert werden, dann wird das von denen, die drinnen sind, in der Regel als äussere Einmischung angesehen. Die einen halten das für unzulässig, andere – wohl eine Minderheit – begrüssen es, wenn die Outcomes des Studiums der Geisteswissenschaften und die Anforderungen der beruflichen Realität ausserhalb des Wissenschaftsbetriebs einander gegenübergestellt werden. Die Binnensicht kennt traditionell nur ein Learning Outcome des Studiums: die Fähigkeit zu forschen – ein durchaus komplexes Lernergebnis, das auf jeden Fall wesentlich zur Employability beiträgt: an Universitäten und Forschungseinrichtungen, aber wohl auch weit darüber hinaus als Kollateralnutzen des «hidden curriculum». «Aussenansichten» auf «Lehre im Zeichen der Employability» sind beinahe notwendig mit externen *Erwartungen* an die Geisteswissenschaften verknüpft. Wer sind die Erwartungsträger? Zuerst das Beschäftigungssystem, im umfassenden Sinn auch das Bildungssystem (die Schule) und die Gesellschaft resp. die Politik.

## **Berufsverbleib von GeisteswissenschaftlerInnen**

Employability wäre hier vermutlich kein Thema, wenn es nur um die Fähigkeit ginge, das «Kerngeschäft» der Geisteswissenschaften zu betreiben – die Forschung. Aber die ganz überwiegende Mehrheit der AbsolventInnen der Geisteswissenschaften in Deutschland verbleibt nach dem Studium und auch nach der Promotion in Berufsfeldern ausserhalb des Wissenschaftsbetriebs. Zehn Jahre nach ihrem Magisterabschluss haben 16 Prozent eine Promotion abgeschlossen, 6 Prozent sind noch dabei, ganze 10 Prozent arbeiten noch in Forschungseinrichtungen oder Hochschulen. Der grosse Teil der AbsolventInnen in Deutschland verteilt sich auf verschiedenste Bereiche

des Dienstleistungssektors jenseits der Wissenschaft (Fabian, Gregor und Briedis, Kolja [2009], *Aufgestiegen und erfolgreich. Ergebnisse der dritten HIS-Absolventenbefragung des Jahrgangs 1997 zehn Jahre nach dem Examen*, HIS: Forum Hochschule Nr. F02/2009, Hannover).

Verteilung von GeisteswissenschaftlerInnen (Magister und Bachelor) auf typische und untypische Berufe und Branchen (%)		
Berufstypen von Geisteswissenschaftlern	Traditionelle Branchen	Nicht traditionelle Branchen
Magister 2005		
Typische Berufe	52	14
Untypische Berufe	10	24
Bachelor 2009		
Typische Berufe	44	9
Untypische Berufe	17	34
HIS-HF-Absolventenbefragungen 2005 und 2009, befragt ca. ein Jahr nach dem Studium		

Bild 1

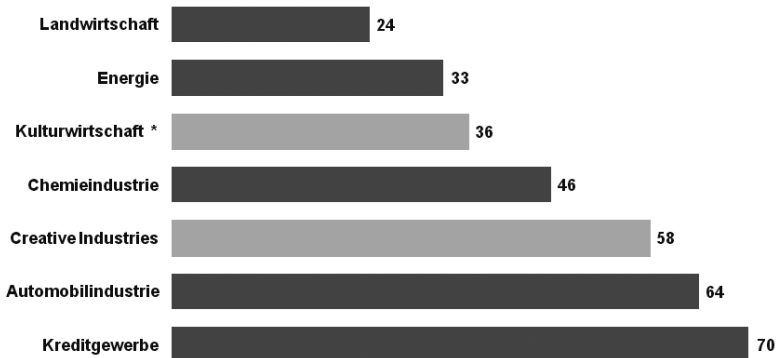
#### Beispiele für traditionelle und nicht traditionelle Branchen, in denen Geisteswissenschaftler(innen) beschäftigt sind:

<b>Traditionelle Branchen</b>	Verlage, Presse, Rundfunk, Fernsehen, Kunst, Kultureinrichtungen, Hochschulen, Forschungseinrichtungen
<b>Nicht traditionelle Branchen</b>	Land.-/Forstwirtschaft, produzierendes und verarbeitendes Gewerbe, Sonstige Dienstleistungen, Handel, Berufs-, Wirtschaftsverbände, <i>Parteien, Vereine, internationale Organisationen</i> (kursiv: abhängig von der Zielsetzung der Organisation ggf. auch «traditionelle Branchen»)

Bei Bachelor-AbsolventInnen der Geisteswissenschaften zeigen sich erstmals klare Konturen neuer Tätigkeitsfelder: Es sind Tätigkeiten im Marketing und in verschiedenen Feldern des Organisationsmanagements – beide zum Teil in den Creative Industries, die neben der Kulturwirtschaft einen hohen und stabil wachsenden Anteil an der Bruttowertschöpfung in Deutschland aufweisen (s. Bild 2).

## Wirtschaftsfaktor Kultur

## Bruttowertschöpfung in Deutschland nach Branchen (in Mrd. €)



\* Ohne staatlichen Kultursektor (= 6 Mrd. €)

Quelle: Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ 2007

## Employability an Hochschulen

Etliche Universitäten in Deutschland haben angesichts der anhaltend hohen Attraktivität geisteswissenschaftlicher Studiengänge früh darauf reagiert, dass ein erheblicher Teil der AbsolventInnen geisteswissenschaftlicher Fächer in den tradierten Tätigkeitsfeldern keine Beschäftigung findet, indem sie spezielle Programme oder Angebote aufgelegt haben – so z.B. die Universität München («Student und Arbeitsmarkt» seit Mitte der 1980er-Jahre) oder die Universität Hannover («Mit Leibniz zu Bahlsen» seit 1996). Überwiegend geht es bei diesen Programmen um den Erwerb von BWL- und IT-Kenntnissen sowie um die Stärkung von Soft Skills. In die Kernbereiche der Lehre waren solche Anstrengungen in der Vergangenheit nur ausnahmsweise eingebunden.

Oft sind es auch die Hochschulen selbst, die zu Missverständnissen über die Reichweite des Begriffs Employability beitragen. Zwei Textbeispiele:

*«Die Praxis gibt Inhalt und Massstab vor: Welche fachlichen wie überfachlichen Anforderungen werden an Absolventen gestellt, welche Erfahrungen, Kenntnisse und Soft Skills sind gefragt? Unsere Dozenten kommen aus der Praxis und wissen, was man für den erfolgreichen Berufseinstieg im Gepäck haben muss.»*

(Programm der Leibniz-Universität Hannover: *Mit Leibniz zu Bahlsen*, <http://www.career.uni-hannover.de/de/zusatzqualifikationen/mit-leibniz-zu-bahlsen/inhalte-und-aufbau/>)

*«Es gebe [...] kein festes Berufsbild für sie, sagt [D. E.], der Studenten an der Universität München bei der Jobsuche berät [...]. Absolventen müssen sich daher besonders gut verkaufen können, wenn sie sich auf eine Stelle bewerben. Daran hapert es aber bei vielen von ihnen.»*

(Süddeutsche Zeitung, Online-Ausgabe vom 1.6.2009, *Karrieretipps für Geisteswissenschaftler: Mit Soft Skills punkten*, <http://www.sueddeutsche.de/karriere/karrieretipps-fuer-geisteswissenschaftler-mit-soft-skills-punkten-1.445156>)

Nun richtet sich der Begriff der Employability weder bloss auf einen gelingenden *«Berufseinstieg»* noch darauf, sich *«gut verkaufen»* zu können.

Die ministeriellen Bologna-Dokumente ziehen nämlich eine andere, umfassendere und auf Nachhaltigkeit orientierte Definition von *«Employability»* vor: Sie wurde in den Bologna-Erklärungen – bei aller Interpretierbarkeit dieser Papiere (Prof. Teichler) – meist im Sinne nachhaltiger Kompetenzentwicklung zur langfristigen Sicherung von Beschäftigung eingeführt:

*«Ministers expressed their appreciation of the contributions toward developing study programmes combining academic quality with relevance to **lasting** [Hervorhebung durch den Autor] employability ...»* (Prager Kommuniqué 2001)

*«Im Anschluss an die Einführung der dreistufigen Struktur der Abschlüsse bitten wir die BFUG, eingehender zu*

*prüfen, wie die **Beschäftigungsfähigkeit im Hinblick auf diese drei Stufen sowie im Rahmen des lebenslangen Lernens** verbessert werden kann.»* (Londoner Kommuniké 2007)

*«Da auf dem Arbeitsmarkt zunehmend höhere Qualifikationen und übergreifende Kompetenzen verlangt werden, muss die Hochschulbildung den Studierenden das vertiefte Wissen, die **Fähigkeiten und die Kompetenzen vermitteln, die sie während ihres ganzen Berufslebens benötigen** [Hervorhebung durch den Autor]. Beschäftigungsfähigkeit erlaubt es Einzelnen, die Möglichkeiten, die ihnen der sich wandelnde Arbeitsmarkt bietet, voll auszuschöpfen.»* (Leuener Kommuniké 2009)

Weil der Begriff der Employability jedoch nach Belieben auch anders verwendet werden kann und wird, ist er, wie Herr Prof. Teichler ausführte, «unglücklich» gewählt; insbesondere ist er in seiner allzu wörtlichen Übersetzung als «Beschäftigungsfähigkeit» wenig geeignet, Tätigkeitsanforderungen an hoch Qualifizierte zu erfassen. Interpretationen der Vergangenheit folgend wird dieser Begriff nicht selten als Anpassungsqualifikation mit geringer Reichweite an gerade vorhandene Qualifikationsbedarfe des Beschäftigungssystems verstanden (s. Vortrag Prof. Teichler).

### **Das Spezifische der Kompetenzen von GeisteswissenschaftlerInnen**

Hochschulabsolventen handeln *«in Situationen der Unge-  
wissenheit, konkurrierender Deutungen und Normenkonflikte,  
zugleich aber auch des Zeitdrucks und Handlungszwanges»*  
(Pasternack, Peer [2009], *Zukunftsthemen der Hochschulfor-  
schung. Einige prognostische Blicke*, in: Das Hochschulwe-  
sen 5/2009). Junge GeisteswissenschaftlerInnen können in  
diesem Sinne mit eigenen Kompetenzen besser aufwarten als  
AbsolventInnen anderer Fachgebiete. Berichte aus der Praxis  
bestätigen dies. GeisteswissenschaftlerInnen sind wertvoll  
in interdisziplinären Teams und bringen die methodischen  
Kenntnisse für Evaluationen mit (s. Vortrag Dr. Haering).

Im Vergleich zu anderen Fachrichtungen zeigen sich bei GeisteswissenschaftlerInnen nach dem Studium überdurchschnittliche Kompetenzen in folgenden Aspekten:

- wissenschaftliche Methoden
- Methodenkompetenzen (= analytische Fähigkeiten, Problemlösung, Wissenslücken erkennen usw.)
- Präsentation
- fachübergreifendes Denken
- Einarbeiten in neue Fachgebiete
- andere Kulturen verstehen

(HIS-HF-Absolventenbefragung 2009, befragt ca. ein Jahr nach dem Studium)

Unsere langjährigen Beobachtungen belegen darüber hinaus, dass GeisteswissenschaftlerInnen, gerade wenn sie nicht in tradierten Berufen verbleiben, häufig die Funktion «kommunikativer Brückenbauer» innehaben, wo Prozesse zu gestalten sind (s. auch Vortrag Dr. Haering), zwischen Betrieb und Kunden, in Richtung Öffentlichkeit zu vermitteln ist und innerbetriebliche Kommunikation angestoßen und moderiert werden muss. (s. Bild 3).

<b>Besondere Anforderungsprofile verschiedener Berufsfelder von GeisteswissenschaftlerInnen (Magister/Diplom-Uni) (Werte 1+2 einer 5-stufigen Skala von 1=sehr wichtig bis 5=unwichtig)</b>		
	<b>Traditionelle Branchen</b>	<b>Nicht traditionelle Branchen</b>
<b>Typische Berufe</b>	Spezielles Fachwissen (64%)	Verhandlungsgeschick (78%) Analytische Fähigkeiten (74%)
<b>Untypische Berufe</b>	Organisationsfähigkeit (98%) Zeitmanagement (98%) Sich auf veränderte Umstände einstellen (98%) Schriftlicher Ausdruck (93%) Kooperationsfähigkeit (92%) Fachübergreifendes Denken (81%) Fremdsprachen (79%) Konfliktmanagement (71%)	Problemlösungsfähigkeit (94%) Schriftlicher Ausdruck (83%) Fremdsprachen (79%) Wirtschaftskenntnisse (50%)
Minks, Karl-Heinz und Schneider, Heidrun (2008), <i>Kompetenzanforderungen an junge Geisteswissenschaftler in nicht traditionellen Berufsfeldern</i> , in: Goschler, Constantin, Fohrmann, Jürgen, Welzer, Harald und Zwick, Markus (Hg.), <i>Arts and Figures. GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf</i> , Göttingen, Wallstein Verlag, S. 131-154		

## GeisteswissenschaftlerInnen in Gesellschaft und Politik

Etwas quer zum Thema «Employability» stellt sich die Frage der Rolle der Geisteswissenschaften in der Gesellschaft. Seit vielen Jahren ist von einer Identitätskrise der Geisteswissenschaften die Rede, begleitet von drohendem oder schon erfolgtem Rückbau an Universitäten. Geisteswissenschaften stehen im öffentlichen Ansehen hinsichtlich ihrer Relevanz und Nützlichkeit deutlich hinter anderen Fachrichtungen (Technik, Medizin) zurück. Anders als die «exakten» Wissenschaften gelten sie im praktischen Leben als mehr oder weniger nutzlos, weich, zufällig, kritisierbar, ohne Ergebnisse und Strenge. Ihr möglicher Beitrag zu einer rationalen Politik wird unterschätzt (Vortrag Prof. Neiryneck). Zugleich wird anderen Wissenschaften (Technik, Naturwissenschaften) nicht zuletzt wegen ihrer (vermeintlichen) Exaktheit und Berechenbarkeit eine übertragende wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung zugemessen.

Diese Sichtweisen erscheinen in mehrfacher Hinsicht verengt: Technik ist nicht so exakt wie behauptet (Prof. Neiryneck); im nicht technischen Dienstleistungsbereich, in der Kulturwirtschaft und in der Kreativwirtschaft finden heute *die* stabilen Wachstumsprozesse statt. In diesen Feldern spielen AbsolventInnen der Geisteswissenschaften eine wichtige Rolle als Impulsgeber und Katalysatoren. Gleichwohl fehlen Professionalisierung und – in Deutschland – eine angemessene Vergütung. Das Image der Geisteswissenschaften zumindest im deutschsprachigen Raum lebt vom «Glanz der alten Meister» des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Geisteswissenschaften müssen sich aus der romantischen Tradition (mit der damals vielleicht zwei Prozent der Bevölkerung in Berührung kamen) emanzipieren, wenn sie als gesellschaftlich relevante Kraft überleben wollen.



## Literatur

- Fabian, Gregor und Briedis, Kolja (2009): *Aufgestiegen und erfolgreich. Ergebnisse der dritten HIS-Absolventenbefragung des Jahrgangs 1997 zehn Jahre nach dem Examen*, HIS: Forum Hochschule Nr. F02, Hannover.
- Fischer, Lars und Minks, Karl-Heinz (2010): *Die internationale Positionierung der Geisteswissenschaften in Deutschland*. Projektbericht. [www.his.de/publikation/archiv/X\\_Pub/index\\_html?reihe\\_nr=U1123](http://www.his.de/publikation/archiv/X_Pub/index_html?reihe_nr=U1123) [Letzter Aufruf 22.1.2012].
- Minks, Karl-Heinz und Schneider, Heidrun (2008), *Kompetenzanforderungen an junge Geisteswissenschaftler in nicht traditionellen Berufsfeldern*, in: Goschler, Constantin, Fohrmann, Jürgen, Welzer, Harald und Zwick, Markus (Hg.), *Arts and Figures. GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf*, Göttingen, Wallstein Verlag, S. 131-154.
- Deutscher Bundestag (2007): *Schlussbericht der Enquete-Kommission: «Kultur in Deutschland»*, Drucksache 16/7000. 16. Wahlperiode 11.12.2007. <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/16/070/1607000.pdf> [Letzter Aufruf 22.1.2012].
- Pasternack, Peer (2009), *Zukunftsthemen der Hochschulforschung. Einige prognostische Blicke*, in: *Das Hochschulwesen* 5/2009.
- Communiqué of the meeting of European Ministers in charge of Higher Education in Prague on May 19th 2001, *Towards the European Higher Education Area*, [http://www.bologna-bergen2005.no/Docs/00-Main\\_doc/010519PRAGUE\\_COMMUNIQUE.PDF](http://www.bologna-bergen2005.no/Docs/00-Main_doc/010519PRAGUE_COMMUNIQUE.PDF) [Letzter Aufruf 22.1.2012].
- Kommuniqué der Konferenz der europäischen Hochschulministerinnen und -minister am 18. Mai 2007, *Auf dem Wege zum Europäischen Hochschulraum: Antworten auf die Herausforderungen der Globalisierung*, [http://www.bmbf.de/pubRD/Londoner\\_Kommunique\\_Bologna\\_d.pdf](http://www.bmbf.de/pubRD/Londoner_Kommunique_Bologna_d.pdf) [Letzter Aufruf 22.1.2012].
- Kommuniqué der Konferenz der für die Hochschulen zuständigen europäischen Ministerinnen und Minister, Leuven/Louvain-la-Neuve, 28. und 29. April 2009, *Bologna-Prozess 2020 – der Europäische Hochschulraum im*

*kommenden Jahrzehnt*, [http://www.bmbf.de/pubRD/leuener\\_communique.pdf](http://www.bmbf.de/pubRD/leuener_communique.pdf) [Letzter Aufruf 22.1.2012].

Programm der Leibniz-Universität Hannover: *Mit Leibniz zu Bahlsen*, <http://www.career.uni-hannover.de/de/zusatzqualifikationen/mit-leibniz-zu-bahlsen/inhalte-und-aufbau/> [Letzter Aufruf 22.1.2012].

Süddeutsche Zeitung, Online-Ausgabe vom 1.6.2009, *Karrieretipps für Geisteswissenschaftler – Mit Soft Skills punkten*, <http://www.sueddeutsche.de/karriere/karrieretipps-fuer-geisteswissenschaftler-mit-soft-skills-punkten-1.445156> [Letzter Aufruf 22.1.2012].



# Hochschulsteuerung im Zeichen von Qualität und Leistung | Pilotage des hautes écoles sous le signe de la qualité et la performance

## Innenansichten | Perspectives internes

«Mehr Qualität und Leistung in der Lehre»

- Sehen Sie Handlungsbedarf, um Qualität und Leistung in der geisteswissenschaftlichen Lehre zu heben? Wo?
- Welche Instrumente und Massnahmen halten Sie für geeignet, um diese Anhebungen zu erreichen?
- Hat sich Ihre Position zur Qualitäts- und Leistungsmessung durch Ihre institutionelle Leitungsfunktion verändert? Wie?

«Mehr Qualität und Leistung in der Forschung»

- Sehen Sie Handlungsbedarf, um Qualität und Leistung in der geisteswissenschaftlichen Forschung zu heben? Wo?
- Welche Instrumente und Massnahmen halten Sie für geeignet, um diese Anhebungen zu erreichen?
- Hat sich Ihre Position zur Qualitäts- und Leistungsmessung durch Ihre institutionelle Leitungsfunktion verändert? Wie?

Einleitendes Statement

## Aussenansichten | Perspectives externes

«Wie wollen und sollen die Geisteswissenschaften Qualität und Leistung messen und steuern?»

- Wie wollen und sollen die Schweizer Geisteswissenschaften (ausgehend vom derzeitigen Erkenntnisstand Ihres Projekts) Qualität und Leistung möglichst sinnvoll steuern?
- Welcher Massnahmen bedarf es, um die nötigen Steuerungsinstrumente zu implementieren?
- In welchem Verhältnis stehen die neu angedachten Qualitätsinstrumente zur bereits bestehenden Qualitätskultur der Geisteswissenschaften (Peer Review etc.)
- Worin liegt der spezifische Leistungsgewinn der neuen Qualitätsinstrumente?

«Why measure counts!»

- Warum bedarf es einer neuen Kultur der Qualitätsmessung in den Geisteswissenschaften?

- In welchem Verhältnis stehen die «Transaktionskosten» einer neuen Qualitätsmessungskultur zu den darüber tatsächlich erzeugten Qualitätsgewinnen?

«Qualitäts- und Leistungssteuerung in den Geisteswissenschaften:  
Absichten, Wirkungen und Nebenwirkungen»

- Welche empirischen Gründe lassen sich angeben für die Forderung nach einer (neuen) Qualitäts- und Leistungssteuerung in den Geisteswissenschaften?
- In welchem Verhältnis stehen die (neuen) Qualitätsmassnahmen zu diesen Gründen?
- Welche Wirkungen und Nebenwirkungen von Qualitäts- und Leistungsmaßnahmen lassen sich empirisch nachweisen?

# Mehr Qualität und Leistung in der Lehre

*Doris Wastl-Walter*

## **Hochschulsteuerung im Zeichen von Qualität und Leistung: Innenansichten**

Wäre dieser Beitrag nicht Teil eines von einer kompetenten Vorbereitungsgruppe klar strukturierten und durchgeplanten Sammelwerkes, müsste ich wohl mit einer Diskussion der Thematik «Qualität in der Lehre» bzw. «Leistung in der Lehre» beginnen, die zu klären versucht, was man darunter versteht, wie dies operationalisiert und evaluiert werden kann, und zuletzt, warum und wie man zu einem «Mehr» kommen kann und was dies im aktuellen europäischen Hochschulkontext bedeutet. Wollen wir die Universitäten tatsächlich einem «Immer-mehr, immer-besser und immer-schneller»-Diskurs unterwerfen? Oder sollten wir uns nicht gerade für die Geisteswissenschaften in kritischer Reflexion üben und einem vordergründigen Utilitarismus und Maximierungsansprüchen mit Vorsicht begegnen?

Da darüber an anderen Stellen der Tagung bzw. des Bandes nachgedacht wird, limitiere ich meine Ausführungen streng auf die drei Fragen, die vorbereitend zur Tagung an mich gestellt worden sind:

1. Sehen Sie Handlungsbedarf, um Qualität und Leistung in der geisteswissenschaftlichen Lehre zu heben?
2. Welche Instrumente und Massnahmen halten Sie für geeignet, um diese Anhebungen zu erreichen?
3. Hat sich Ihre Position zur Qualitäts- und Leistungsmessung durch Ihre institutionelle Leitungsfunktion verändert?

Die erste Frage nach Qualität und Leistungen der geisteswissenschaftlichen Lehre und einem allfälligen Handlungsbedarf zur Steigerung sowohl der Qualität als auch der Leistungen wird seit Jahren in den wissenschaftspolitischen Diskussionen gestellt und kann nicht immer scharf von der

allgemeinen Debatte über die Position der Geisteswissenschaften, deren Rolle und deren Wirkung in den Hochschulen und in der Gesellschaft getrennt werden. Nicht selten drehen sich die Argumentationen unter einer ökonomischen Perspektive vor allem um den (kurzfristigen) Nutzen der Leistungen und um die Rechtfertigung von Ressourcen, welche die öffentliche Hand für die Geisteswissenschaften zur Verfügung stellt und die während des Budgetprozesses, also meist ebenfalls in kurzfristiger Sichtweise, ausgehandelt werden.<sup>1</sup> Verlangt wird in der Folge, in einem, meiner Ansicht nach, höheren Ausmass als in etlichen anderen Wissenschaftsbereichen, ein klarer Nachweis des Nutzens, der sich aus der Bewertung der Leistungen der geisteswissenschaftlichen Lehre und Forschung für die Gesellschaft ergibt, wobei im Sinne einer direkten Messbarkeit entsprechende transparente Parameter zur Verfügung stehen müssen. Obwohl die Investitionen in die geisteswissenschaftliche Lehre pro Studierende geringer sind als diejenigen etwa für die naturwissenschaftlichen oder medizinischen Fachbereiche, scheinen gerade die Leistungsfähigkeit und die Verdienste der Geisteswissenschaften immer wieder in Frage gezogen zu werden.<sup>2</sup> Auf die internen und externen Ansprüche und die oft mangelnde Anerkennung ihrer Leistungen reagieren Vertreterinnen und Vertreter der Geisteswissenschaften nicht selten mit der Einforderung einer langfristigen Optik und individueller Freiräume, aber auch mit dem Hinweis auf die Implikationen heutiger Lebenssituationen für den Einzelnen und die Gesellschaft. So hat beispielsweise der Rektor der Universität Bern M. Täuber am Dies academicus vom 3. Dezember 2011 auf die mannigfachen Herausforderungen hingewiesen, vor die uns die Fortschritte in der Medizin stellen, und dazu aufgerufen, diese über einen akademisch-wissenschaftlichen, stark vernetzten trans- und interdisziplinären Ansatz zu erforschen, um danach so erarbeitete mögliche Lösungswege der Öffentlichkeit zur Meinungsbildung und Diskussion vorlegen zu können.<sup>3</sup>

Während kritisches Denken und intellektuelle Freiheit in allen Wissenschaftsbereichen Voraussetzung für das Hervorbringen von innovativem Wissen sind, kommt es vor allem den Geisteswissenschaften zu, sich mit Fragen der kulturellen Entwicklung und Identität zu befassen, aufzuzeigen, was Menschsein bedeutet und welche Werte die Gesellschaft prägen, sowie Wissen zu tradieren, immer wieder neu zu interpretieren und

auch zu spiegeln. Dies sind zentrale Aufgaben, welche in der geisteswissenschaftlichen Lehre umgesetzt werden sollen. Wichtig scheint mir zudem, dass sowohl die Lehrenden als auch die Studierenden die Standards in der Lehre hoch setzen. Ansätze zur Erarbeitung von Konzepten guter Qualität der Lehre sind im vergangenen Jahrzehnt im Zusammenhang mit der Bologna-Reform entwickelt worden, deren Ziel es u.a. ist, die europäische Zusammenarbeit in der Qualitätssicherung und Evaluation zu fördern.

Wenn die geisteswissenschaftliche Ausbildung vom Ergebnis her betrachtet wird, können beispielsweise die regelmässig durchgeführten Absolventenstudien des Bundesamts für Statistik oder daraus abgeleitete Analysen wie die kürzlich von A. Diem und S. C. Wolter veröffentlichte Studie erste Aussagen darüber liefern, wie die Absolventinnen und Absolventen geisteswissenschaftlicher Richtungen ihr Studium rückblickend bewerten und den Einstieg in die Berufswelt gefunden haben.<sup>4</sup> Die auf zahlreiche Indikatoren gestützte Absolventenstudie berücksichtigt einige der Grundsätze, die die Bologna-Reform zur Umsetzung eines europäischen Hochschulraums verfolgt, wie etwa die Arbeitsmarktfähigkeit.<sup>5</sup> Ein Hauptanliegen der Reform ist es, die Studierenden ins Zentrum zu stellen. Diesen sollen auch detaillierte Informationen über die zu erwerbenden Kompetenzen zur Verfügung gestellt werden. An der Bologna-Ministerkonferenz in Bergen (2005) wurde von den Bildungsministern ein Qualifikationsrahmen für den europäischen Hochschulraum verabschiedet, der generische Deskriptoren enthält, die auf Lernergebnissen und Kompetenzen beruhen. Der Qualifikationsrahmen für die Schweizer Hochschulen (nqf.ch-HS) besteht seit Ende 2009; am 30. Juni 2011 wurde er von der Schweizerischen Universitätskonferenz (SUK) für die universitären Hochschulen genehmigt, womit er für die Gestaltung der Studiengänge eingesetzt werden kann.<sup>6</sup> Auch wenn die Umsetzung des Outcome-basierten Qualifikationsrahmens noch nicht abgeschlossen ist, so liegen doch mit den Studien des Bundesamts für Statistik bereits Aussagen von Absolventinnen und Absolventen über ihr Studium (allerdings noch nicht in jedem Fall in den neuen Studienstrukturen) und die erworbenen Fähigkeiten und Kompetenzen vor, welche mit ersten Berufserfahrungen verknüpft werden.



K. Huber und J. Friedli haben für die Universität Bern die für ihre eigenen Absolventinnen und Absolventen vorliegenden Daten des Bundesamts für Statistik ausgewertet und dabei feststellen können, dass das Studium im Allgemeinen eine gute Grundlage für den Berufseinstieg, für die Erfüllung der Arbeitsaufgaben oder für weiterbildende Ausbildungen bietet.<sup>7</sup> Die Absolventinnen und Absolventen betrachten zudem ihr Studium im Rückblick in recht hohem Mass als eine gute Basis für die persönliche Entwicklung. Wenn die Zufriedenheit mit der Studienrichtung und der Universität Bern auch recht hoch ist, so liegt der Prozentsatz der positiven Antworten von Geisteswissenschaftlern im Vergleich mit demjenigen anderer Fachbereiche deutlich tiefer, und etwa ein Viertel der Absolventinnen und Absolventen der Geisteswissenschaften würden eine andere Studienrichtung wählen, könnten sie mit dem Studium noch einmal beginnen. Allerdings ist gleichzeitig die Identifikation mit der Akademia stärker als in allen anderen Fachbereichen, haben doch über ein Viertel der Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler ihr Masterstudium mit dem Gedanken an eine mögliche akademische Karriere aufgenommen. Diese Erwartungen werden jedoch nicht nur nicht im Hinblick auf eine Laufbahn an einer Hochschule oft enttäuscht, sondern Absolventinnen und Absolventen geisteswissenschaftlicher Richtungen hatten mehr Schwierigkeiten als andere, eine adäquate Stelle zu finden:

Frage: Hatten Sie Schwierigkeiten, nach dem Abschluss eine Erwerbstätigkeit zu finden, die Ihren Erwartungen entspricht?

	Bachelor		Master/Lizentiate/Diplome	
	Ja	Nein	Ja	Nein
Geistes- + Sozialwissenschaften N(BA/Liz&MA)=16/360	63.5%	36.5%	55.9%	44.1%
Wirtschaftswissenschaften N(BA/Liz&MA)=16/166	20.1%	79.9%	19.4%	80.6%
Recht N(BA/Liz&MA)=5/207	33.0%	67.0%	16.4%	83.6%
Exakte + Naturwissenschaften N(BA/Liz&MA)=3/146	51.2%	48.8%	45.2%	54.8%
Medizin /Vetsuisse N(BA/Liz&MA)=0/203	-	-	14.3%	85.7%
Interdisziplinäre + andere N(BA/Liz&MA)=0/11	-	-	28.2%	71.8%
<b>Insgesamt N(BA/Liz&amp;MA)=40/1093</b>	<b>41.2%</b>	<b>58.8%</b>	<b>33.9%</b>	<b>66.1%</b>

Quelle: Huber und Friedli (2011), S. 26

Sie treten nach dem Abschluss auch häufiger Stellen an, die zu einem tieferen Anteil als andere eine Hochschulausbildung verlangen.

Frage: Wurde für Ihre jetzige Haupterwerbstätigkeit von Ihrem Arbeitgeber ein Hochschulabschluss verlangt?

	Hochschulabschluss verlangt	
	Bachelor	Master/Lizentiat/Diplom
Geistes- + Sozialwissenschaften N=17/407	16.8%	77.5%
Wirtschaftswissenschaften N=13/185	75.6%	84.1%
Recht N=5/206		93.7%
Exakte + Naturwissenschaften N=1/187		89.6%
Medizin /Vetsuisse N=0/227		95.9%
Interdisziplinäre + andere N=1/17		54.6%
<b>Insgesamt N=37/1229</b>	<b>37.4%</b>	<b>85.5%</b>

Quelle: Huber und Friedli (2011), S. 26

Sie suchen länger als andere nach einer Stelle, welche sie schliesslich mehrheitlich im öffentlichen Dienst finden. Die Schwierigkeiten bei der Stellensuche schreiben die Absolventinnen und Absolventen in erster Linie der Stellensituation im eigenen Fachbereich, in zweiter Linie der fehlenden Berufserfahrung zu. Bei den Absolventinnen und Absolventen der Geisteswissenschaften findet sich auch die grösste Gruppe derer, deren Erwerbstätigkeit keinen Bezug zu ihrem Studium oder früherer Erwerbstätigkeit hat.

Frage: Steht Ihre jetzige Erwerbstätigkeit in einem inhaltlichen Bezug zu Ihrem Studium und/oder einer früheren Erwerbstätigkeit?

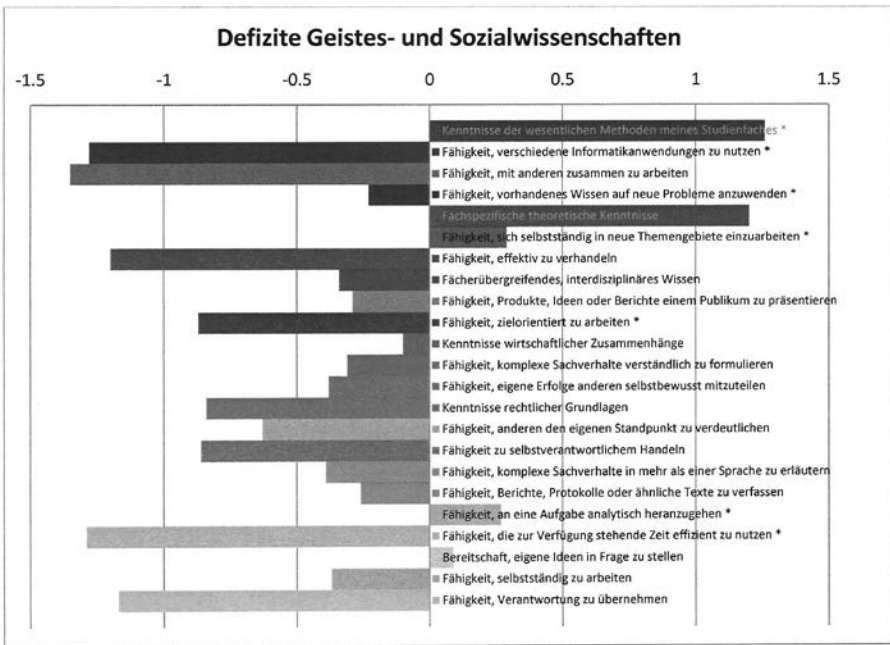
MA/Liz	In Bezug zu Studium und zu früherer Erwerbstätigkeit	In Bezug zu meinem Studium	In Bezug zu einer früheren Erwerbstätigkeit	Weder in Bezug zu Studium noch zu früherer Erwerbstätigkeit
Geistes- + Sozialwissenschaften (N=407)	47.9%	34.5%	7.4%	10.2%
Wirtschaftswissenschaften (N=185)	50.9%	41.2%	3.5%	4.4%
Recht (N=206)	43.2%	53.1%	1.8%	1.8%
Exakte + Naturwissenschaften (N=187)	35.1%	57.1%	2.4%	5.4%
Medizin /Vetsuisse (N=227)	28.3%	70.1%	0.0%	1.6%
Interdisziplinäre + andere (N=17)	63.5%	27.3%	0.0%	9.2%
<b>Insgesamt (N=1229)</b>	<b>43.1%</b>	<b>48.0%</b>	<b>3.5%</b>	<b>5.4%</b>

Quelle: Huber und Friedli (2011), S. 31

Aus diesem Komplex vielschichtiger Problematiken im Zusammenhang mit dem Berufseinstieg lassen sich Handlungsfelder herauschälen, die die Leistungen und die Qualität geisteswissenschaftlicher Lehre betreffen, darüber hinaus aber wohl auch mit der Anerkennung solcher Leistungen und den Kompetenzen von Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern zu tun haben. Hier sind also zahlreiche Reflexions- und Verbesserungsmöglichkeiten vorhanden.

Da die Absolventinnen und Absolventen über ihre Kenntnisse und Fähigkeiten befragt werden, stehen recht klare Einschätzungen betreffend das Ausmass, in welchem einerseits Kenntnisse und Kompetenzen im Studium angeeignet wurden und andererseits in der aktuellen Erwerbstätigkeit gefordert

werden, zur Verfügung.<sup>8</sup> Geisteswissenschaftler und ihre Kolleginnen verweisen dabei auf ihre Stärken bezüglich fachspezifischer Kenntnisse und Methoden sowie bezüglich der Fähigkeiten, Aufgaben analytisch anzugehen, selbstständig zu arbeiten und sich neue Themengebiete anzueignen. Verbesserungsmöglichkeiten bestehen hingegen bei etlichen überfachlichen Kompetenzen, wobei an erster Stelle Teamarbeit, ein effizientes Zeitmanagement, die Nutzung von Informatikanwendungen, effektives Verhandeln, das Übernehmen von Verantwortung oder selbstverantwortliches Handeln und zielorientiertes Arbeiten stehen.



Quelle: Huber und Friedli (2011), S. 41

Obschon sich die Diskrepanzen zwischen den erlernten und in der ersten beruflichen Position geforderten Kenntnissen und Kompetenzen gegenüber früheren Absolventenstudien in der Regel verkleinert haben, besteht hier weiterer Handlungsbedarf. Der Weg zu besseren Lernergebnissen führt über ein Überdenken der Inhalte der Lehre und der Gestaltung der Studienstadien.

Damit ist die zweite Frage, die mir gestellt wurde, bereits angeschnitten: Welche Instrumente und Massnahmen eignen sich dafür, Leistungen und Qualität der geisteswissenschaftlichen Lehre zu heben? Die Inhalte der Lehre sollten immer wieder mit Blick auf die Entwicklung des Fachbereichs in der Forschung auf ihre Aktualität, Relevanz und wissenschaftliche Qualität überdacht werden, daneben jedoch ebenso mit Blick auf die externen Ansprüche und die Aufgaben, die die Studierenden nach dem Abschluss ihrer universitären Ausbildung in der Gesellschaft übernehmen werden. Es geht also darum, das Studienangebot sowie die zur Anwendung kommenden Konzepte, Methoden und Formen der Lehre und des Lernens zu überdenken. Als Instrumente stehen uns in der Regel Analysen von Informationen und deren Bewertung zur Verfügung. Der Einbezug der eingehend besprochenen Absolventenstudie ist ein erster wichtiger Schritt, die Ausbildung vom Ergebnis her zu analysieren. Allerdings fehlt in den meisten Fällen hierzu noch die Perspektive der Arbeitgebenden, die den für die Lehre Verantwortlichen in der Universität zusätzliche Informationen liefern kann.

Innerhalb der Universität und der Fakultäten soll der Weg weiterverfolgt werden, der Lehre ein klares Profil zu geben. Im Rahmen des Bologna-Reformprozesses ist in diese Richtung schon viel geschehen, aber im Sinne einer dauernden Entwicklungsaufgabe muss ein vorhandenes Profil auf seinen Sinn und seine Aktualität von Zeit zu Zeit überprüft werden. Solche Überprüfungen, ob sie nun in der Form von Evaluationen oder auf andere Weise durchgeführt werden, sollen unbedingt auch die Studierenden einbeziehen – eine Forderung, die gerade vor dem Hintergrund der Bologna-Grundsätze nicht ausser Acht gelassen werden darf. An der Universität Bern ist dies nicht zuletzt deswegen wichtig, weil gerade die Studierenden an der Philosophisch-historischen Fakultät zu einem höheren Anteil als anderswo nach dem Bachelor-Abschluss kein Masterstudium beginnen. Damit sei auf den Interessensbereich hingewiesen, der die Studienbedingungen und das Verhalten der Studierenden während des Studiums zum Inhalt hat: Fragen um den Eintritt ins Studium, den Studienverlauf, die Dauer und Intensität des Studiums, Mobilität, die Chancengleichheit, Studienwechsel oder Abbrüche und viele weitere Fragenkomplexe, die im Zusammenhang mit dem Lehr- und Lernprozess zu bedenken sind.

Eine weitere Massnahme, die der Qualität der Lehre dient (nicht nur in den Geisteswissenschaften), betrifft die Betreuung und allenfalls die Verbesserung der Betreuungsverhältnisse. Denn dort, wo das Verhältnis zwischen den Dozierenden und den Studierenden nicht im Gleichgewicht ist, lässt sich die Lehre nicht wie gewünscht und vorgesehen durchführen. Nicht immer erlauben die finanziellen Gegebenheiten, auf der Personalseite eine Aufstockung vorzunehmen, weshalb auch alternative Lehr- und Lernmethoden in Betracht gezogen und ausprobiert werden müssen, um die in den Studiengängen und Studienplänen festgehaltenen Ziele zu erreichen.

Die Ergebnisse der Umfragen bei den Studierenden im Rahmen der Evaluation von Lehrveranstaltungen können betreffend eines Teils der Lehre ebenfalls Handlungsbedarf aufzeigen, denn sie können einiges darüber aussagen, was in didaktischer und pädagogischer Hinsicht zwischen den Dozierenden und den Studierenden geschieht und wie erfolgreich die angewandten Lehrformen und -methoden sind. Die Ergebnisse dieser Evaluationen, die im Übrigen seit mehreren Jahren den Dozierenden überwiegend gute Resultate ausstellen, dienen ausserdem dazu, für die Erweiterung des Angebots der Hochschuldidaktik Hinweise zu liefern. So wird der Fächer an Kursen den Bedürfnissen der Lehrenden angepasst und ein persönliches Coaching ermöglicht es, auf Anfragen individuell einzugehen.

Die dritte Frage, zur der ich Stellung nehmen sollte, lautet, ob und inwiefern sich meine Position zur Qualität- und Leistungsmessung durch meine institutionelle Leitungsfunktion verändert hat. Einerseits bin ich schon lange mit Fragen der internen und externen Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung vertraut, auch auf institutioneller Ebene. Insofern hat sich meine Position nicht grundlegend geändert. Andererseits hat sich innerhalb der Universität in den vergangenen Jahren viel bewegt, und bezüglich des Sinns der Qualitätssicherung und -entwicklung ist die Akzeptanz sicher gewachsen. Dazu beigetragen hat ein entsprechendes Konzept an der Universität Bern, welches die Qualitätssicherung in die Aktivitäten der Universität einbettet und den Fakultäten innerhalb eines relativ weit gesetzten Rahmens den nötigen Spielraum für eine eigene sinnvolle Steuerung belässt, nicht unähnlich dem Ansatz der Qualitätssicherungsrichtlinien der Schweizerischen Univer-

sitätskonferenz.<sup>9</sup> Das neue Hochschulförderungs- und Koordinationsgesetz, welches voraussichtlich 2014 in Kraft treten wird, wird die bisherigen Quality Audits durch institutionelle Akkreditierungen ablösen. Die vor Kurzem abgeschlossene Akkreditierung der medizinischen Studiengänge zeigt, dass solche Verfahren anderen Bedingungen unterworfen sind als Audits. Zudem sind die Kriterien für die Akkreditierung erweitert worden um Themen wie etwa Nachhaltigkeit. Allerdings ist der Nachweis von guter Qualität in Lehre und Forschung weiterhin die entscheidende Voraussetzung dafür, dass öffentliche Gelder in die Universitäten fließen.

Meine Leitungsfunktion hat jedoch, und das sei mein Schlusswort, dazu beigetragen, dass ich noch mehr Vorsicht walten lassen möchte, wenn es um die Steuerung von Hochschulen geht: Wir dürfen uns nicht davon leiten lassen, nur noch das Messbare, das Sichere und das ökonomisch rasch Verwertbare zu unterstützen, denn wie die Ideengeschichte zeigt, können wir nicht voraussagen, in welchen Bereichen und Disziplinen erarbeitetes Wissen schliesslich seine Wirkung entfaltet und zu Innovationen beiträgt. Dies gilt für mich auch und insbesondere für die Lehre. Wissen entsteht relational und Innovationen entstehen in einem Kontext, der eine kritische und autonome Auseinandersetzung mit Bestehendem ermöglicht. In diesem Sinn sehe ich den Weg zu «Mehr Qualität und Leistung in der Lehre» in einer Hochschulsteuerung, die möglichst optimale Rahmenbedingungen schafft, Lehrende und Lernende bei ihrer Arbeit unterstützt und hohe Standards einfordert.

## Literatur

- Bate, Jonathan (2011), «Finding Public Value», in *Oxford Today* 24, 1, Michaelmas 2011, Oxford: University of Oxford. Abrufbar unter: <https://www.oxfordtoday.ox.ac.uk/page.aspx?pid=1399>
- Bologna-Monitoring (2010), *Bologna-Monitoring 2008-2011. Erster Zwischenbericht 2008/2009*, Bern: Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten, Bologna-Koordination.
- Bologna-Richtlinien (2003), *Richtlinien für die koordinierte Erneuerung der Lehre an den universitären Hochschu-*

len der Schweiz im Rahmen des Bologna-Prozesses (Bologna-Richtlinien) vom 4. Dezember 2003, 3. Auflage (Stand 1. August 2008), Bern: Schweizerische Universitätskonferenz.

Diem, Andrea und Wolter, Stefan C. (2011), *Beurteilung von Hochschulen anhand der Arbeitsmarktfähigkeit ihrer Absolventen und Absolventinnen – Eine Analyse der Schweizer Universitäten, SKBF Staff Paper 5*, Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung.

Huber, Kalinka und Friedli, Jürg (2011), *Absolventenbefragung 2009 des Bundesamts für Statistik. Auswertung für die Universität Bern*, Bern: Universität Bern 2011 (interner Bericht).

Lang, Loïc (2011), «Kosten der universitären Hochschulen 2009», *Bildung und Wissenschaft* 15, November 2011, Neuenburg: Bundesamt für Statistik, S. 9-17. Der Bericht ist elektronisch abrufbar unter: <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.html?publicationID=4289>

Täuber, Martin G. (2011), «Die Universität und ihre Medizin», in: *Dies academicus 2011. 177. Stiftungsfeier, 3. Dezember 2011*, Bern: Universität Bern, S. 3-7. Abrufbar unter: [http://www.diesacademicus.unibe.ch/unibe/generalsekretariat/dies/content/e3563/e4571/broschure\\_ger.pdf](http://www.diesacademicus.unibe.ch/unibe/generalsekretariat/dies/content/e3563/e4571/broschure_ger.pdf)

## Anmerkungen

- 1 In der heftigen Debatte, die betreffend der Finanzierung der geisteswissenschaftlichen Lehre und Forschung gegenwärtig in England geführt wird, lautete ein Argument auf die Frage nach dem Sinn, die Geisteswissenschaften mit öffentlichen Mitteln zu fördern: «If you believe knowledge is too expensive, try ignorance». Siehe dazu Bate (2011).
- 2 Der Kostenindikator I, «Kosten der Lehre für die Grundausbildung pro Studierenden», ergibt für die Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sowie die Rechtswissenschaften Kosten unter CHF 14 000, in den Exakten und Naturwissenschaften und der Medizin zwischen CHF 24 000 und CHF 41 000, wobei die Betreuungsverhältnisse ein wichtiger Faktor für dieses Verhältnis sind: s. Lang (2011).
- 3 Täuber (2011).
- 4 Lang (2011). Diem und Wolter (2011).
- 5 Die Präambel der Bologna-Richtlinien der SUK erwähnt die bessere Absicherung der Qualität der Studienangebote: vgl. Bologna-Richtlinien (2003).



- 6 Zum Qualifikationsrahmen siehe: [http://www.crus.ch/information-programme/qualifikationsrahmen-nqfch-hs.html?no\\_cache=1](http://www.crus.ch/information-programme/qualifikationsrahmen-nqfch-hs.html?no_cache=1)
- 7 Die Auswertung der Daten der Absolventenbefragung 2009 ist von der Qualitätssicherungs- und Qualitätsentwicklungskommission der Universität Bern (QSE-Kommission) in Auftrag gegeben und von dieser am 28. Oktober 2011 behandelt worden. Der Bericht liegt den Fakultäten intern zur weiteren Diskussion vor. Die Auswertungen des BfS-Datensatzes bezogen auf die Universität Bern sollen Aufschluss geben über den Studienverlauf und die Ergebnisse des Studiums, die Zufriedenheit der Absolventinnen und Absolventen mit der gewählten Studienrichtung und Universität, den Einstieg in die Berufswelt sowie die Arbeitsmarktfähigkeit der Absolventinnen und Absolventen.
- 8 In den Deskriptoren des Qualifikationsrahmens werden die Lernergebnisse den fünf Beschreibungskategorien Wissen und Verstehen, Anwendung von Wissen und Verstehen, Urteilen, Kommunikative Fertigkeiten und Selbstlernfähigkeit zugeordnet. Die Learning Outcomes gehören zu den Prioritäten der Umsetzung der Bologna-Reform: vgl. Bologna-Monitoring (2010), S. 8. Der Bericht für die Periode 2010/2011 soll im Frühjahr 2012 von der Rektorenkonferenz publiziert werden. Informationen und die Bericht zur universitären Lehre und der Bologna-Reform sind zu finden unter: <http://www.crus.ch/information-programme/bologna-lehre.html>
- 9 Richtlinien für die Qualitätssicherung an den schweizerischen universitären Hochschulen (Qualitätssicherungs-Richtlinien) vom 7. Dezember 2006: <http://www.cus.ch/wDeutsch/publikationen/richtlinien/D-443-06A-Quali-RL-VO.pdf>

# Für eine kulturelle Erneuerung der Geisteswissenschaften

*Antonio Loprieno*

## Wandel

Die europäischen Universitäten haben in den letzten Jahrzehnten einen epochalen Wandel erlebt, der das Verhältnis zwischen Akademie und Gesellschaft in einer neuen Perspektive erscheinen lässt. Die damit einhergehenden strukturellen Veränderungen haben eine Problematisierung der funktionalen Verortung, der «Rolle» der Universität zur Folge, die insbesondere auch die Geisteswissenschaften betrifft und die sich an drei Entwicklungen beobachten lässt.

Die seit Anfang der 90er-Jahre zunehmende Autonomie der Universitäten führt zu einer allmählichen Entstaatlichung der Universität, die mit einer gleichzeitigen Vergesellschaftung einhergeht. Die europäische Universität Humboldt'schen Zuschnitts basiert auf der Vorstellung, dass die Freiheit von Lehre und Forschung durch die Bindung an den Staatsapparat und dessen politische Führung garantiert ist, da nicht zuletzt durch die staatliche Finanzhoheit die Beeinflussung von dritter Seite ausgeschlossen ist. Dieses Modell wird zunehmend durch eine Pluralisierung der gesellschaftlichen Stakeholder verdrängt, die unter anderem in den Aufsichtsgremien Einsitz nehmen, welche die direkte administrative und politische Kontrolle durch staatliche Instanzen wie Erziehungsdepartemente abgelöst haben. Die in den meisten Fällen bewusst angestrebene Vergesellschaftung der Universität zielt nicht primär auf die Ablösung der Grundfinanzierung durch die öffentliche Hand. Sie hat vielmehr die Beteiligung der Zivilgesellschaft – Industrie, Medien, Kultur, Politik in all ihren Varianten – im Blick, welche nicht zuletzt die wachsende Bedeutung der Wissenschaft für die Innovation durch eine stärkere finanzielle Unterstützung mittragen soll. Durch die Autonomie und die daraus resultierende Ausrichtung auf die Zivilgesellschaft erlangen die Universitäten zwar einen grösseren Handlungsspielraum, gleichzeitig entstehen jedoch neue Abhängigkeiten,

was zur Folge hat, dass das Gewicht der Strategie einer Universität als Ganzes im gesellschaftlichen Verortungsprozess zunimmt, was sich auf die Autonomie der einzelnen Fachbereiche einschränkend auswirkt.

Dies lenkt den Blick auf die zweite grundlegende Entwicklung, welche eng mit dem Perspektivenwechsel verbunden ist, den die Bologna-Reform Ende der 90er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts angestoßen hat. Die in den Reformen des 19. Jahrhunderts verankerte Universität war nicht auf die Aneignung von unmittelbar anwendbaren Kenntnissen ausgerichtet, sondern auf das disziplinäre Erlernen wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Identität der Universität war damit auf die individuelle Entwicklung konzentriert, was sich in der individuellen Gestaltung des Studiums oder der Abhängigkeit von Qualitätsurteilen einzelner wissenschaftlicher Autoritäten und ebenso in der individuellen strategischen Positionierung einzelner Fachbereiche niederschlug. Mit Bologna wird dieses Modell derzeit durch eine auf die Befriedigung gesellschaftlicher Erwartungen orientierte Perspektive des universitären Studiums ersetzt. Dazu gehört insbesondere das Bestreben nach Transparenz im Hinblick auf die Anforderungen und die Ziele eines curricularen Angebots oder die Homologierung studentischer Leistungen über die Grenzen einer Institution hinaus.

Die dritte Entwicklung betrifft die bereits angesprochene Verschiebung des institutionellen Fokus von der Disziplin hin zur Gesamtuniversität. In der Tradition der europäischen Universität war die Zugehörigkeit zu einem Fach relevant – Germanistik, Mathematik, Medizin, Chemie usw. – und nicht jene zu einer bestimmten Universität. Im globalen *University*-Modell hingegen, das aus der angelsächsischen Tradition stammt, entspringt die Reputation der Institution selbst. Entscheidend ist nicht das Fach, sondern der Umstand, ob man eine Absolventin bzw. ein Absolvent von Harvard, Yale, Oxford oder Cambridge ist. Die gesellschaftliche Relevanz einer Universität in diesem Kontext entspringt also weniger der individuellen Leistung einzelner denn dem Ruf, den die Institution als solche auf der Basis aufgrund ihrer Gesamtleistung aufzubauen vermag. Es ist in diesem Zusammenhang durchaus legitim von der Kreation einer «Marke» zu sprechen, deren positiver Gehalt für Exzellenz auch ausserhalb der meist nur von Peers zu beurteilenden fachlichen Qualität steht. Die Autonomie der Uni-

versität, ihre Einbindung in gesellschaftliche Erwartungen, ihre Orientierung an studentischen Lernzielen oder ihre von namhaften Architekten entworfenen Gebäude werden in dieser Optik als verbindendes Konstrukt angesehen, in dem die Universität als eine auf gesellschaftlicher Verortung ausgerichtete Gemeinschaft von Forschenden und Lernenden erscheint.

### **Schweizer Merkmale**

Der geschilderte Wandel wirkt sich in der Schweiz zugunsten der exakten und Naturwissenschaften aus, hat aber gleichzeitige retardierende Effekte für die Geistes- und auch für die Sozialwissenschaften, solange sie sich an den geisteswissenschaftlichen Methoden orientieren. Dies lässt sich auf mehrere Faktoren im gesellschaftlichen und politischen Umfeld zurückführen. Die starke Föderalisierung der Bildungslandschaft, die sich bis in die kantonale Hoheit über die Universitäten erstreckt, gibt den Stakeholdern insbesondere aus dem ökonomischen Umfeld einen breiten Spielraum, der im Hinblick auf den Wissens- und Technologietransfer Naturwissenschaften und Technik favorisiert.

Im internationalen Kontext ist zudem die Sichtbarkeit der Exzellenz unabdingbar an das Vorhandensein einer kritischen Masse geknüpft. Diese wird in den Naturwissenschaften eher erreicht als in der oft kleinteiligen Vielfalt der Geisteswissenschaften, bei denen noch oft einzelne Professuren ganze Fachbereiche abdecken müssen. Dies bedeutet auch, dass in einem auf internationale Vergleichbarkeit ausgerichteten Umfeld «akademische Marken», mit denen ein klar umrissener Inhalt – sprich Spezialisierung – assoziiert werden kann, im Vorteil sind. In der Schweiz gilt dies insbesondere für die ETH, die EPFL oder die HSG, die in internationalen Rankings meist oben ausschwingen.

Die Geistes- und in vermindertem Masse auch die Sozialwissenschaften in ihrer traditionellen Ausprägung stellen die Entwicklung der letzten Jahre jedoch vor nicht zu unterschätzende Herausforderungen. Gerade die Geisteswissenschaften haben das auf Individualität ausgerichtete Modell der Universität in besonderem Masse verinnerlicht, was unter anderem in der grundlegenden, hermeneutisch ausgerichteten Methodik

begründet liegt. Eine vermehrt auf die gesellschaftliche Innovation ausgerichtete Wissenschaft favorisiert jedoch ein empirisches Vorgehen, sei es in der experimentellen Forschung der Naturwissenschaften oder in evidenzbasierten Untersuchungen in den Gesellschaftswissenschaften. Empirische Wissenschaft geht in der Regel über individuelle Ansätze hinaus und favorisiert gruppenorientierte Arbeitsweisen und Vernetzung, was dem Konzept der kritischen Masse entgegenkommt. Die Geisteswissenschaften bringen dagegen dem Konzept eine durchaus begründete Skepsis entgegen, da für sie in der «Masse» auch immer die «Verflachung» mitschwingt, welche den für die Hermeneutik zentralen Begriff der «Tiefe» bedroht. Dies führt unter anderem dazu, dass die Geisteswissenschaften nach wie vor die Kultur der Disziplinen der Identifikation mit der Institution vorziehen.

## Exzellenz

Die Entwicklung der letzten Jahre hat den Begriff der «Exzellenz» ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Im Sinne von Pierre Bourdieu kann Exzellenz mit all dem gleichgesetzt werden, was eine Person oder eine Institution auszeichnet. Das «Alleinstellungsmerkmal» wird damit zu einem wesentlichen Gradmesser von sichtbarer und hervorstechender Qualität. Die in Deutschland oder Frankreich geführten Exzellenzkampagnen illustrieren dies mit aller Deutlichkeit. Bleibt man im Kontext des von Pierre Bourdieu entwickelten Theorierahmens mit seiner Ausdifferenzierung des Begriffs «Kapital», so hat Exzellenz verschiedene Facetten. Zum einen ist sie rein ökonomisch zu verstehen, etwa als Fähigkeit, Projekte zu formulieren, die Drittmittel anzuziehen vermögen. Bezeichnenderweise ist der Kapitalgeber in den deutschen oder französischen Exzellenzinitiativen primär der Staat, was die Frage offenlässt, inwieweit diese staatlich gelenkten Massnahmen den mit der Öffnung auf den gesellschaftlichen Kontext verbundenen Wettbewerb fördern oder diesen nicht gerade behindern. Exzellenzinitiativen zielen über die Ökonomie hinaus auf die Bildung von sozialem und symbolischem Kapital, das die Förderung der Innovation auf gesellschaftlicher Ebene unterstützen und vor allem sichtbar machen soll.

Soziales Kapital bilden Universitäten etwa dann, wenn sie mit Projekten Einrichtungen und Werte schaffen, welche einen über die Institution hinausreichenden nutzbaren Wert erzeugen. Als Beispiele mögen hier das Rolex Center oder das Projekt Alinghi der EPFL stehen, die über das soziale Kapital hinaus auch symbolischen Mehrwert erzeugen.

Für die Bedeutung des symbolischen Kapitals stehen in der Exzellenzdiskussion beispielhaft die internationalen Rankings, die in den letzten Jahren eine zunehmende Rolle zumindest im öffentlichen Diskurs spielen. Ob der mit den Rankingresultaten verbundene Reputationsgewinn bzw. -verlust auch einen realen Wettbewerbsvorteil bringt, hängt davon ab, ob die akademische Welt bzw. das gesellschaftliche Umfeld dieser Art der Qualitätsmessung eine Deutungshoheit im Hinblick auf den Realitätsgehalt der Ranglisten zugestehen. Im Falle der Rankings ist diese Diskussion nicht entschieden. Es besteht ein weitverbreiteter Zweifel über die Objektivität der mit unterschiedlichen Methoden erhobenen Resultate. Trotzdem erfreuen sich die Rankings grosser Beliebtheit, was darauf verweist, dass das symbolische Kapital eine umkämpfte Kategorie ist, deren Bewirtschaftung differenzierte Kompetenzen erfordert.

Im Bereich der Universitäten ist zudem das akademische Kapital zu berücksichtigen, das für die Exzellenz einer Institution von wachsender Bedeutung ist, da der Aufbau von kritischen Massen in erster Linie von der Rekrutierung herausragender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler abhängt. Dieses Kapital lässt sich auf vielfältige Weise akkumulieren: durch herausragende Publikationen, durch den Gewinn prestigeträchtiger Preise, die Schaffung einer dominanten Stellung in einem Fachnetzwerk. Für die Universitäten wird bei anstehenden Berufungen das akademische Kapital zunehmend ökonomisch relevant, da das Gelingen einer hervorragenden Berufung je länger mehr von den einsetzbaren Mitteln abhängt.

## **Geisteswissenschaften**

Die Akkumulation von Kapital im Sinne von Pierre Bourdieu eröffnet auch Perspektiven zur Überwindung der strukturellen Nachteile, die den Geisteswissenschaften durch die Ent-

wicklung der letzten Jahre entstanden sind. So kann etwa auf ökonomischer Ebene die Akquisition von Drittmitteln aus der nationalen und internationalen Forschungsförderung oder auch von privater Seite gefördert werden. Voraussetzung dazu ist jedoch eine verstärkte Hinwendung zu Formen der Projektorganisation, wie sie auch im Bereich der empirischen Wissenschaften für die Forschung üblich sind. Damit ist für die traditionell auf individuelle Forschung ausgerichteten Geisteswissenschaften jedoch ein kultureller Wandel verbunden, der bewusst herbeigeführt werden muss. Dafür bieten sich mehrere Instrumente an. Die Einrichtung von *Doctoral Schools*, in denen der forschende Nachwuchs geprägt wird, ist sicherlich eines der wichtigsten Instrumente zur Etablierung einer neuen Forschungsmentalität. Werden diese Schools zudem selektiv angelegt, so sind sie auch geeignet, symbolisches Kapital zu generieren, das reputationsfördernd wirkt. Die das akademische Kapital stimulierende Begünstigung der Forschung in Programmen wie etwa den Nationalen Forschungsprogrammen oder gar Nationalen Forschungszentren kann einen weiteren wesentlichen Schritt zur Förderung des anzustrebenden Kulturwandels in den Geisteswissenschaften bedeuten. Die Hinwendung der durch die modernen Kommunikationsmittel begünstigten Vernetzung ist dafür allerdings Voraussetzung.

Für die Geisteswissenschaften kommt zudem der Äufnung von sozialem Kapital im Rahmen der Vergesellschaftung eine besondere Bedeutung zu. Das Beispiel der Arbeit der Bergier-Kommission zur Aufarbeitung der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg zeigt exemplarisch das Potenzial, das Geisteswissenschaften auch bei kontroversen Themen haben. Die Vergesellschaftung der Universität fordert die Geisteswissenschaften in ganz besonderer Weise. Die Legitimation der *Humanities* hängt zum grossen Teil von der Fähigkeit ab, einen Diskurs zu generieren, dessen Relevanz in der Verankerung in der Gesellschaft gründet und sich auch ausserhalb der reinen Wissenschaftsproduktion in der Öffentlichkeit bspw. in den Medien zu manifestieren weiss. Voraussetzung dazu ist allerdings die Aufgabe des Elfenbeinturms, der schon heute keinen Schutz mehr bietet und auch keinen exklusiven Hort der Exzellenz mehr darzustellen vermag.

# Ein Bericht für eine Akademie. Innenansichten aus der universitären Praxis in England

*Axel Stähler*

Aufgefordert, für die SAGW-Tagung «Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften?» ein einleitendes Statement zum Themenschwerpunkt «Hochschulsteuerung im Zeichen von Qualität und Leistung. Innenansichten» abzugeben, drängte sich mir der Gedanke an Rotpeter auf. Mir schwante, dass auch ich, Kafkas Affen gleich, in diesem Sinne der Aufforderung leider nicht würde nachkommen können. Im eingeschränktesten Sinne, und mit nicht weniger Freude als er, gedachte ich allerdings die Anfrage vielleicht doch zu beantworten – in der Form eines Praxisberichts. Schliesslich ist meine Innenperspektive, auf die Schweiz bezogen, zugleich Ausenperspektive. Es scheint mir, dass genau darin meine «Wertschöpfungsfähigkeit» im gegebenen Kontext liegt. Denn der Bericht aus der Praxis des englischen Universitätswesens, oft als potenzielles Modell evoziert, mag mit Blick auf die Situation in den deutschsprachigen Ländern in gewisser Hinsicht durchaus wie ein Bericht aus der Zukunft klingen. Als solcher mag er vielleicht einige utopische, vermutlich aber auch einige dystopische Züge tragen. In dieser Hinsicht, so denke ich, kann der Praxisbericht aus England einen Ausblick geben, fungiert zugleich aber auch als ein gewiss ernst zu nehmendes *caveat*.

In England gehört *QAE*, *quality assurance and enhancement*, mit ausgeklügelten Modellen verschachtelter Kontrollsysteme längst zum Alltag an den Hochschulen. Die jüngsten bildungspolitischen Entscheidungen der britischen Regierung haben nicht nur grosse Unsicherheit im Sektor der Hochschulbildung hervorgerufen, sondern erneut die Bedeutung, welche der *QAE* zugemessen wird, veranschaulicht. Insbesondere die Umwandlung der Universitäten in Unternehmen, die mit viel Nachdruck betrieben wird und die ihren deutlichen Niederschlag bereits 2009 in der Umbenennung des zuständigen Ressorts von *Department of Innovation, Universities and Skills* in *Department of Business, Innovation*



*and Skills* gefunden hat, hat Qualitätsmessung und -sicherung zu entscheidenden Kriterien im Wettbewerb unter den verschiedenen Einrichtungen im nationalen, aber auch im internationalen Kontext gemacht. (Es sei hier kurz daran erinnert, dass insbesondere *overseas students* durch weitaus höhere Studiengebühren zur finanziellen Sicherung der Hochschulen in England beitragen und aus diesem Grund gezielt geworben werden.)

Die hundertprozentige Streichung der Beiträge des *Higher Education Funding Councils for England* (HEFCE) für die Lehre in den Geisteswissenschaften und die deutliche Erhöhung der Studiengebühren haben diese dem Prinzip der (fast) freien Marktwirtschaft unterworfen, dem sich die Universitäten mit allen noch nicht abzusehenden Konsequenzen zum ersten Mal im kommenden akademischen Jahr stellen müssen. Die Rekrutierung von Studierenden, die gleichwohl weitgehend durch eine zentrale Studienplatzvergabe gesteuert ist, ist zur überlebensnotwendigen Aufgabe geworden. Insbesondere zukünftige Studierende mit hohen Zugangsqualifikationen werden zu einer heiss umworbenen Zielgruppe; nicht primär ihres akademischen Potenzials wegen, sondern vielmehr weil die strikte Quotenregelung für diese Klientel aufgehoben wurde und die Universitäten sich in diesem Bereich finanzielle Zuwachsmöglichkeiten erhoffen.

*Rankings* und *league tables*, von verschiedenen grossen nationalen Zeitungen, aber auch von offiziellen Stellen durchgeführt, beeinflussen nachweislich das Auswahlverhalten zukünftiger Studierender. Wesentliche Instrumente für die Formulierung dieser *rankings* sind der *NSS*, der *National Student Survey*, und, mit Blick auf die Zuweisung von Forschungsgeldern, das *REF*, oder *Research Excellence Framework*, ein System der *peer review*, welches im Jahr 2014 auf die 2008 durchgeführte *RAE*, *Research Assessment Exercise*, folgen wird. *QAE* als Determinante der Erhebungen ist damit sowohl mit Blick auf die Forschung als auch auf die Lehre in England zu einer alles beherrschenden Kontrollinstanz geworden.

Nun wird kaum jemand in Frage stellen, dass Forschung und Lehre von höchster Qualität sein sollten, noch etwa, dass es selbstverständlich in der Praxis qualitative Unterschiede gibt. Das Vertrauen darein allerdings, dass das universitäre System sich selbst zu regulieren vermag, scheint grundlegend

erschüttert: zumal ausserhalb der Universitäten, wo mit dem stetig wiederholten Hinweis argumentiert wird, dass eine so kostspielige Einrichtung ökonomisch und sozial messbaren Nutzen generieren müsse. Zugleich wird die angespannte wirtschaftliche Lage zum Menetekel, vor dessen Hintergrund der Rechtfertigungsdruck ins Unermessliche steigt. Wer zu paranoiden Verschwörungstheorien neigt und zynisch veranlagt ist, mag durchaus glauben, dass der *credit crunch* orchestriert wurde, um die akademische Freiheit endgültig zu beseitigen, oder dass er doch mindestens ein willkommener Vorwand ist, (eine neue) Ordnung in die finanziellen Verhältnisse des Bildungswesens zu bringen.

In der Praxis schlägt sich Qualitätsmessung und -sicherung in einem unendlichen Prozess des *monitoring* nieder, unter *peers* ebenso wie stratifiziert durch einander unter- und übergeordnete Kontrollinstanzen, intern und extern. Da den Universitäten innerhalb des durch die *QAA* (*Quality Assurance Agency for Higher Education*) vorgegebenen Rahmens gewisse Freiheiten bleiben, sind im Einzelfall kleinere Variationen möglich. Als ein Beispiel, wie *QAE* in der Praxis aussehen kann, möchte ich deshalb so knapp als möglich das an meiner Universität angewandte Verfahren skizzieren.

Durch die *QAA* sind für die Lehre in individuellen Disziplinen *benchmarks* vorgegeben, die durch die Konzeption von Studiengängen und die Umsetzung von Lernzielen zu erreichen sind. Die Konformität mit den *benchmarks* wird in regelmässigen Abständen von sechs Jahren in *Periodic Programme Reviews* von einer Kommission überprüft, die sich aus internen und externen Gutachtern zusammensetzt. Wie die Studiengangspezifikationen, werden auch die Spezifikationen eines jeden einzelnen Moduls sukzessive vier internen Gremien zur Akkreditierung vorgelegt. Jede dieser Instanzen kann das Formular zur Überarbeitung an seinen Urheber zurückverweisen. Besonderes Augenmerk gilt dabei den Lehrmethoden, dem Leistungsnachweis und, im Sinne der *employability*, den Lernzielen. Bis ein Modul in den Lehrbetrieb aufgenommen werden kann, vergeht in der Regel ein Jahr. Flexibilität und Vielfalt in der Lehre werden durch diese bürokratische Odyssee empfindlich beeinträchtigt.

Wird das Modul nun endlich unterrichtet, so müssen sämtliche schriftlichen Leistungen moderiert werden; das heisst,

ein Zweitkorrektor überprüft die Notengebung in einer vorgegebenen Anzahl von Fällen. Nicht genug damit: Ein externer Gutachter kontrolliert am Ende des akademischen Jahres alle Noten, die daraufhin im Rahmen einer grossen Notenkonferenz in Anwesenheit der externen Gutachter bestätigt werden. Der Aufwand, den ein solches Vorgehen erfordert, ist phänomenal.

In der Forschung, zu der übrigens während des *terms* keinerlei Zeit bleibt, ist das *peer review*-System des *REF* das zentrale Element der *QAE*, durch das die Vergabe von Forschungsgeldern reguliert wird. Das *REF* wird 2014 durchgeführt werden, doch bereits seit dem vergangenen Jahr sind in vielen Universitäten die ersten von verschiedenen Probeläufen im Gang, in denen Kollegen einander kritisch begutachten. Problematischer ist, dass die rigide Struktur des *REF* und die Notwendigkeit, ein überzeugendes und kohärentes Forschungsnarrativ für die einzureichenden Arbeiten innerhalb der vorgegebenen Strukturen vorzulegen, effektiv auf eine Kanalisierung der Forschung hinausläuft, was vielerlei Bedenken wecken sollte.

Hier, ebenso wie mit dem *NSS* und dem *ranking*-System, werden Abhängigkeiten geschaffen, die ostensiv durch Qualitätsmessung und -sicherung diktiert und reguliert werden, die allerdings bei genauerem Hinsehen akademische Qualität in Forschung und Lehre vielfach auf ihr Potenzial zur Vermarktung und ihre entsprechende Werbeträchtigkeit reduzieren. Es scheint mir durch diesen Wandel die Gefahr gegeben, dass, was ich als sehr positiv im englischen Universitätssystem erfahren habe, so etwa der enge und produktive Kontakt mit den Studierenden, die in der Praxis wenig ausgeprägte Stratifizierung der Hierarchie und das insgesamt hohe Niveau wissenschaftlichen Arbeitens, durch den Abraum zu vieler Kontrollinstanzen und externer Zwänge verschüttet werden wird.

Wenn in Forschung und Lehre Qualität gefordert wird, so ist demgegenüber nichts einzuwenden. Es muss intrinsisch als das Streben des Forschers verstanden werden, exzellente Forschung zu betreiben; ebenso sollte es selbstverständlich sein, dass in der Lehre die höchsten Ansprüche gestellt werden. Dissens herrscht allerdings darüber, welches die Kriterien für die Qualitätsbestimmung sind, wer diese festlegt, und auf welche Weise Qualität zu bemessen sei. Das englische Modell der Hochschulbildung, mindestens seit dem 19. Jahrhundert

durch ein vorwiegend utilitaristisches Verständnis geprägt, hat im Grossen und Ganzen zweifellos viele guten Seiten. Es bindet allerdings, mit Blick auf die Komplexität der Prozesse von Qualitätsmessung und -sicherung, gewaltige Ressourcen, die der «eigentlichen» Forschung und Lehre abgehen. Noch wichtiger ist, dass es von einem tiefen Misstrauen beseelt ist, das akademischen Lehrern ebenso wie Forschern ihre Eigenverantwortlichkeit streitig macht. Dies schlägt sich in einer Proliferation der Kontrollinstanzen nieder, die letztlich nicht produktiv, sondern lähmend ist. Befürwortern der *QAE* sollte das englische Beispiel, so scheint mir, nicht Glaubensgewissheit vermitteln, sondern Denkanstösse.



# Wie wollen und sollen die Geisteswissenschaften Qualität und Leistung messen und steuern?

*Michael Ochsner, Sven E. Hug und Hans-Dieter Daniel*

Die Messung von Forschungsleistungen trifft in den Geisteswissenschaften auf grosse Vorbehalte. Einerseits eignen sich die aus den Natur- und Lebenswissenschaften stammenden bibliometrischen Verfahren nur sehr bedingt, um geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen sichtbar zu machen, andererseits besteht unter Geisteswissenschaftlern grundsätzliche Skepsis gegenüber jeglicher Messung von Forschungsleistung. In mehreren Ländern wird derzeit versucht, fachspezifische und den Geisteswissenschaften angemessene Bewertungskriterien zu erarbeiten. Angesichts der unterschiedlichen Erwartungen der beteiligten Stakeholder – während in der Wissenschaftspolitik möglichst einfache Verfahren gewünscht werden, wird in den Geisteswissenschaften jede Messung als Übersimplifizierung wahrgenommen<sup>1</sup> – ist ein solches Unterfangen stets eine Gratwanderung. Im Folgenden werden zwei Verfahren vorgestellt, die sich der Herausforderung stellen, Umfang und Qualität der geisteswissenschaftlichen Forschung sichtbar zu machen. Darüber hinaus werden anhand dieser Beispiele Empfehlungen für die Evaluation geisteswissenschaftlicher Forschung formuliert.

## **Das Forschungsrating des Wissenschaftsrates (Köln)**

Der deutsche Wissenschaftsrat entwickelte 2004 im Auftrag von Bund und Ländern ein eigenes Instrument zur Beurteilung von Forschungsleistungen: das sogenannte *Forschungsrating*. Diesem liegt das Ziel zugrunde, «Universitäten und ausser-universitären Forschungseinrichtungen im Rahmen ihrer jeweiligen Mission und in Verbindung mit anderen Verfahren der Qualitätssicherung und strategischen Planung in ihren strategischen Entscheidungen und bei der Qualitätssicherung in der Forschung zu unterstützen und den Qualitätswettbewerb

zu fördern»<sup>2</sup>. Der Entwicklung ging eine Analyse bestehender nationaler und internationaler Ratings und Rankings voraus, aufgrund derer Empfehlungen für die konkrete Ausgestaltung des *Forschungsratings* formuliert wurden. *Erstens* soll das *Forschungsrating* keine Rangliste produzieren, denn Rankings geben eine Genauigkeit vor, die aufgrund der ungenügenden Datenlage und der Frage nach der Gewichtung nicht einzuhalten ist. *Zweitens* soll eine multidimensionale Bewertung realisiert werden, damit unterschiedlichen Nutzerinteressen Rechnung getragen werden kann. *Drittens* soll das Rating auf einer Verschränkung von Peer Review und quantitativen Indikatoren basieren.<sup>3</sup> Die multidimensionale Bewertung findet dabei auf Instruktionsebene statt. Sie erfolgt anhand von neun Rahmenkriterien, welche den drei Dimensionen Forschung, Nachwuchsförderung und Wissenstransfer zugeordnet werden (s. Tabelle 1). Dabei werden die Kriterien weder gewichtet noch zu einer Gesamtnote verrechnet. Die Interpretation der Bewertungskriterien und die Auswahl der Indikatoren werden von der Bewertungsgruppe vorgenommen, der bis zu sechs Fachwissenschaftler oder Fachwissenschaftlerinnen angehören und ausserdem eine fachferne Person beisitzt. So kann sichergestellt werden, dass fachliche Spezifika berücksichtigt werden.<sup>4</sup>

Tabelle 1

Bewertungsmatrix des Forschungsratings des Wissenschaftsrates (2004)		
Forschungsdimension	Kriterium	Bewertungsgrundlage (Auswahl)
I. Forschung	1. Qualität	z.B. Forschungsprodukte, begutachtete Drittmittel, wissenschaftliche Kooperationen
	2. Effektivität	z.B. Qualitätsgewichtete Publikationszahlen, ggf. Zitationsindikatoren
	3. Effizienz	Zähler: Qualitätsgewichtete Publikationszahlen, Nenner: Zahl der Wissenschaftler, eingesetzte Mittel inkl. Drittmittel
II. Nachwuchsförderung	1. Prozesse der Nachwuchsförderung	z.B. strukturierte Promotionsprogramme, extern finanzierte Stipendien
	2. Erfolg der Nachwuchsförderung	z.B. Verbleib von Promovierten, Postdoktoranden, Publikationen von Nachwuchswissenschaftlern
III. Wissenstransfer	1. Relevanz	Forschungsprodukte, Kooperationen
	2. Wirtschaftliche Umsetzung	z.B. Industriemittel, Lizenzen, Firmengründungen, Kooperationen
	3. Fort- und Weiterbildung	Beschreibung von Fort- und Weiterbildungsangeboten
	4. Forschungsbasierte Beratung, Wissenschaftskommunikation	Beschreibung von forschungsbasierten Beratungsleistungen und Aktivitäten der Wissenschaftskommunikation
<i>Anmerkung.</i> In Anlehnung an: Wissenschaftsrat (2004), <i>Empfehlungen zu Rankings im Wissenschaftssystem. Teil 1: Forschung</i> , Köln: Wissenschaftsrat, S. 48-49.		

Das *Forschungsrating* wurde in einer Pilotstudie in den Fächern Chemie<sup>5</sup> und Soziologie<sup>6</sup> erprobt. Aufgrund der Resultate der Pilotstudie stellte die Steuerungsgruppe fest, dass das *Forschungsrating* in zwei sehr unterschiedlichen Fächern durchführbar war, gleichwohl aber einige Verbesserungsmöglichkeiten bestehen, insbesondere im Hinblick auf eine Vereinfachung des Verfahrens. Die Steuerungsgruppe empfahl, das *Forschungsrating* anhand der Bewertung je eines Faches aus den Geistes- und Technikwissenschaften weiterzuentwickeln.<sup>7</sup>

Für die Technikwissenschaften wurde das Fach Elektro- und Informationstechnik, für die Geisteswissenschaften die Geschichtswissenschaft ausgewählt. Während im Fach Elektro- und Informationstechnik kaum Probleme auftraten, regte sich in der ausgewählten geisteswissenschaftlichen Disziplin heftiger Widerstand, der in der Verweigerung des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (VHD) kulminierte, am *Forschungsrating* teilzunehmen. Die Hauptkritikpunkte werden in der Stellungnahme des Verbandes aufgeführt und enthalten zusammengefasst *erstens* das Bedenken, mit dem Rating der Illusion Folge zu leisten, Wissenschaft sei parametrisch steuerbar, *zweitens* die Kritik, der Aufwand stehe in keiner Relation zum Ertrag, und *drittens* den Hinweis, man werde durch ein solches Rating der Heterogenität des Faches nicht gerecht.<sup>8</sup> Die Verweigerung des VHD verstärkte die sich in den letzten Jahren intensivierende Diskussion – nicht nur unter Historikerinnen und Historikern – über Möglichkeit, Sinn und Zweck vergleichender Bewertung von Forschungsleistungen in den Geisteswissenschaften. Die Argumentationslinien der befürwortenden und gegnerischen Stimmen sind im Band *«What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften»*<sup>9</sup> sowie im Forum *«Qualitätsmessung»*<sup>10</sup> der Website *«H-Soz-u-Kult»*<sup>11</sup> nachzulesen. Hier soll nur auf vier häufig vorgebrachte Kritikpunkte eingegangen werden. So argumentiert Werner Plumpe zum Beispiel, dass *«Forschung keine Güter [produziert], die zu ihren Marktpreisen erfasst und über marktpreisbewertete input-output-Schemata kalkuliert werden können»*<sup>12</sup> und weist somit darauf hin, dass Forschungsevaluationen Ausdruck einer Ökonomisierung von Forschung sind, die es aufzudecken und zu verhindern gilt. *Zweitens* bestehen unter Geisteswissenschaftlern grundsätz-



liche Vorbehalte gegenüber Quantifizierung im Allgemeinen. Es wird moniert, dass «jegliche «Qualitätsmessung», die mit Zitationen arbeitet, [...] tendenziell spektakuläre (aber unter Umständen falsche) Ergebnisse [bevorzugt], [...] prinzipiell zudem diejenigen [benachteiligt], die in entlegeneren Gebieten arbeiten»<sup>13</sup>. Martin Hose stellt somit infrage, dass quantitative Indikatoren sinnvolle Hinweise auf die Qualität von Forschungsleistungen geben können. Diese Vorbehalte gegenüber Quantifizierung werden *drittens* durch Ängste vor Dysfunktionalitäten untermauert. Der Publikationsdruck führe zu geringerer wissenschaftlicher Qualität, denn «[w]enn immer unausgegrenztere Beiträge publiziert werden müssen, weil zwischen Antragsbewilligung und Verlängerungsantrag gar keine nennenswerte Zeit mehr liegt, ist das ja ein [...] Trauerspiel»<sup>14</sup>. Schliesslich wird – selbstkritisch – ein Mangel an Konsens über Qualitätskriterien für die Forschung in den Geisteswissenschaften diagnostiziert: «In einigen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gibt es tatsächlich nicht nur keinen Konsens über die Kriterien für gute und schlechte Wissenschaft, es gibt auch keinen Konsens mehr über die Gegenstände der Wissenschaft und die sinnvollerweise zu verwendenden Methoden.»<sup>15</sup>

Nachdem der VHD eine Teilnahme am *Forschungsrating* abgelehnt hatte und angesichts der Vorbehalte auch aus anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen setzte der Wissenschaftsrat eine Unterarbeitsgruppe mit dem Auftrag ein, «Voraussetzungen für eine mögliche Bewertung geisteswissenschaftlicher Forschung zu formulieren, Empfehlungen zu geeigneten Rahmenbedingungen abzugeben und fachspezifische, den Geisteswissenschaften angemessene, Bewertungskriterien zu erarbeiten»<sup>16</sup>. Die Unterarbeitsgruppe empfahl unter anderem, dass die Bewertungen primär durch Peer Review stattfinden und quantitative Angaben nur zur Ergänzung beigezogen werden sollen. Zudem wurden die Bewertungskriterien und Bewertungsaspekte umbenannt und umstrukturiert.<sup>17</sup> Das Bewertungskriterium «Forschung» wird in «Forschungsqualität» umbenannt. Neben den Publikationen soll auch die Reputation als Bewertungsaspekt einfließen. Das Bewertungskriterium «Nachwuchsförderung» wird in «Forschungsermöglichung» umbenannt und enthält neben der Nachwuchsförderung auch Drittmittelaktivitäten als Bewertungsaspekt. Letzteres wird neu also nicht dem Bewertungs-

kriterium «Forschung», sondern dem Bewertungskriterium «Forschungsermöglichung» zugeordnet.<sup>18</sup>

Das revidierte *Forschungsrating* wird in Deutschland gegenwärtig in der Anglistik und der Amerikanistik erprobt. Die entsprechende Bewertungsgruppe hat bis Mitte 2011 das Verfahren des *Forschungsratings* an die Besonderheiten der Anglistik und der Amerikanistik angepasst. Zwischen Herbst 2011 und Frühling 2012 fand die Datenerhebung statt. Im Frühling 2012 wurden die Daten analysiert und ausgewertet, im Sommer wird die Bewertung stattfinden, welche voraussichtlich im Herbst 2012 kommuniziert werden wird. Tabelle 2 zeigt die Bewertungskriterien, Bewertungsaspekte und Daten, welche die Bewertungsgruppe für die Anglistik/Amerikanistik ausgearbeitet hat. Auffallend ist dabei zunächst, dass es neu vier Bewertungskriterien gibt: «Forschungsqualität», «Reputation», «Forschungsermöglichung» und «Transfer an ausseruniversitäre Adressaten». Das Bewertungskriterium «Forschungsermöglichung» wurde zudem um den Aspekt «Infrastrukturen/Netzwerke» erweitert. Die Daten bestehen zu einem grossen Teil aus Listen, welche qualitativ bewertet werden, es gibt aber auch einige Zählvariablen, wie z.B. die Anzahl der Publikationen oder die Höhe der Drittmittelausgaben.<sup>19</sup>

Tabelle 2

<i>Bewertungsmatrix: Forschungsrating Anglistik/Amerikanistik (Stand: Juni 2011)</i>		
Bewertungskriterium	Bewertungsaspekt	Daten (Auswahl)
I. Forschungsqualität	1. Qualität des Outputs	<i>qualitativ:</i> z.B. Exemplarische Publikationen, Publikationsliste nach Typen
	2. Quantität des Outputs	<i>quantitativ:</i> z.B. Anzahl wissenschaftlicher Publikationen nach Typen
II. Reputation	1. Anerkennung	<i>qualitativ:</i> z.B. Wissenschaftliche Preise und Auszeichnungen
	2. Professional Activities	<i>qualitativ:</i> z.B. Herausgeberschaften, Gutachtertätigkeiten, Ämter in Fachverbänden
III. Forschungsermöglichung	1. Drittmittelaktivitäten	<i>qualitativ:</i> z.B. Liste wissenschaftlich begutachteter Drittmittelprojekte <i>quantitativ:</i> z.B. Ausgabesummen wissenschaftlich begutachteter Drittmittel
	2. Nachwuchsförderung	<i>qualitativ:</i> z.B. Liste der abgeschlossenen Promotionen, Liste strukturierter Promotionsprogramme/Graduiertenkollegs

IV. Transfer an ausseruniversitäre Adressaten	3. Infrastrukturen und Netzwerke  1. Personaltransfer  2. Wissensvermittlung	<i>quantitativ</i> z.B. Anzahl der Promotionsprogramme, Anzahl der drittmittelfinanzierten Doktoranden <i>qualitativ:</i> z.B. Liste Sammlungen, Archive, digitaler Datenbanken <i>qualitativ:</i> z.B. Weiterbildungsangebote <i>qualitativ:</i> z.B. Medien und Öffentlichkeitsarbeit
<i>Anmerkung.</i> In Anlehnung an: Wissenschaftsrat (2011), <i>Bewertungsmatrix: Forschungsrating Anglistik/Amerikanistik (Stand: Juni 2011)</i> , Köln: Wissenschaftsrat.		

## Das Kooperationsprojekt der Universitäten Zürich und Basel «Entwicklung und Erprobung von Qualitätskriterien für die Forschung in den Geisteswissenschaften»

Aufgrund der Erkenntnis, dass die bestehenden Bewertungsverfahren die Wirkung von sozial- und geisteswissenschaftlicher Forschung auf die wissenschaftliche Gemeinschaft nur ungenügend zu erfassen vermögen, unterstützt die Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS) im Rahmen des Projekts «Mesurer les performances de la recherche» die Initiative «Entwicklung und Erprobung von Qualitätskriterien für die Forschung in den Geisteswissenschaften am Beispiel der Literaturwissenschaften und der Kunstgeschichte».

Die Initiative verfolgt das Ziel, Qualitätskriterien und Indikatoren zu entwickeln, welche die Forschungsleistungen in ausgewählten geisteswissenschaftlichen Disziplinen adäquat abbilden und die gleichzeitig von den Forschenden akzeptiert werden. Sie sollten zudem in unterschiedlichen sprachlichen, kulturellen und nationalen Kontexten anwendbar sein. Die Initiative, die von den Universitäten Basel und Zürich durchgeführt wird, ist in zwei Phasen gegliedert. In der Explorationsphase wurde mit Hilfe von Interviews, einer Literaturanalyse sowie einer vertieften Studie von etablierten Evaluationspraktiken ein erster Katalog adäquater Qualitätskriterien für die Deutsche Literaturwissenschaft, die Englische Literaturwissenschaft sowie für die Kunstgeschichte/-wissenschaft ermittelt. In der zurzeit laufenden Validierungsphase wurden diese Qualitätskriterien den Forschenden zur Modifikation, Ergänzung und Bewertung vorgelegt, um Qualitätskriterien

zu ermitteln, die von den Forschenden der drei Fächer akzeptiert werden. Um eine hohe Akzeptanz zu erreichen, wurde eine Konsensualisierung auf breiter Basis durchgeführt. Dies erfolgte im Rahmen einer international-europäischen Befragung mit der Delphi-Methode. Die Delphi-Methode ist für die Konsensfindung bestens geeignet, da in mehreren aufeinanderfolgenden Runden immer denselben Befragten die aggregierten Resultate der vorhergehenden Runde zugespielt und zur weiteren Beurteilung vorgelegt werden. Befragt wurden alle Professorinnen und Professoren der Deutschen Literaturwissenschaft, der Englischen Literaturwissenschaft sowie der Kunstgeschichte/Kunstwissenschaft der Schweizer Universitäten (ca. 150 Personen) sowie alle Professorinnen und Professoren der drei Fächer an denjenigen Universitäten, die Mitglied der League of European Research Universities (LERU) sind (ca. 450 Personen). Insgesamt wurden drei Befragungsrunden durchgeführt. Die erste Runde diente der Modifikation und Ergänzung des vorläufigen Kriterienkatalogs. Aufgrund des hohen Aufwands, den Fragebogen zu beantworten – die Bearbeitungszeit betrug zwischen 90 Minuten und 3 Stunden –, wurde sie als Teilerhebung ( $N=181$ ) konzipiert und im August 2010 abgeschlossen. Die Rücklaufquote betrug 28 Prozent. Im Hinblick auf die Zielgruppe und den immensen Aufwand, der mit der Beantwortung des Fragebogens verbunden war, ist der Rücklauf als sehr hoch einzuschätzen. Andere Professorenbefragungen – beispielsweise über (Lehr-)Meinungen deutscher Ökonomen<sup>20</sup> oder über fundamentale Erkenntnisse der Soziologie<sup>21</sup> – berichten über tiefere oder ähnlich hohe Rücklaufquoten, waren allerdings mit einem geringeren Arbeitsaufwand für die Befragten verbunden. Aus den Antworten der ersten Befragungsrunde wurde ein zweiter, modifizierter Kriterienkatalog bestehend aus 70 Bewertungsaspekten, die 19 Qualitätskriterien zugeordnet sind, zusammengestellt. Im April 2011 wurde dieser Katalog in einer Vollerhebung (ca. 650 Personen) bewertet. Die Befragten gaben für die 70 Bewertungsaspekte jeweils ihre Zustimmung bzw. Ablehnung auf einer sechsstufigen Antwortskala ab. An der zweiten Befragungsrunde beteiligten sich 30 Prozent der angeschriebenen Professorinnen und Professoren. Die Rücklaufquote ist wie in der ersten Runde als sehr hoch einzuschätzen. Die Zustimmung zu allen Bewertungsaspekten war mit wenigen Ausnahmen hoch (Mit-

telwerte zwischen 3.18 und 5.63 auf einer Antwortskala von 1 = «lehne ich völlig ab» bis 6 = «stimme ich voll und ganz zu»). Für jedes Fach wurden die konsensfähigen Bewertungsaspekte extrahiert. Ein Bewertungsaspekt wurde als konsensfähig erachtet, wenn ihn (a) mindestens 50 Prozent der Befragten mit 5 «stimme ziemlich zu» oder 6 «stimme voll und ganz zu» bewertet hatten und wenn er (b) von nicht mehr als 10 Prozent der Befragten abgelehnt wurde (Antwortstufen 1 bis 3). Für die konsensfähigen Bewertungsaspekte jedes Faches wurden aus der Literatur sowie aus Vorschlägen, die von den Professorinnen und Professoren in den Interviews der ersten Phase sowie in der ersten Delphi-Runde formuliert wurden, passende Indikatoren recherchiert. Aufgrund der enorm grossen Anzahl von Indikatoren mussten diese in Gruppen zusammengefasst werden, damit ein zumutbarer Fragebogen konstruiert werden konnte. Diese Indikatorengruppen wurden den Bewertungsaspekten zugeordnet, die sie potenziell messen könnten. Tabelle 3 zeigt einige Beispiele von Qualitätskriterien mit den entsprechenden Bewertungsaspekten und möglichen Indikatoren. Für 50 % der konsensfähigen Bewertungsaspekte konnten auf diesem Wege Indikatoren identifiziert werden. Die anderen Bewertungsaspekte sind lediglich dem Urteil von Peers zugänglich.

Tabelle 3

Beispiele von Qualitätskriterien, Bewertungsaspekten und Forschungsindikatoren des Kooperationsprojekts der Universitäten Zürich und Basel		
Qualitätskriterium	Bewertungsaspekt («Meine Forschungsleistung wird angemessen beurteilt, wenn berücksichtigt wird, ob...»)	Forschungsindikatoren
I. Wissenschaftlicher Austausch <sup>a</sup>	1. «ich mich an akademischen Diskussionen beteilige, die sich auf das eigene Fach beziehen (Fach austausch)»	z.B. Anzahl und Gewichtung von Publikationen für ein Fachpublikum; Anzahl und Gewichtung von Vorträgen vor Fachpublikum
II. Wirkung auf die akademische Gemeinschaft <sup>b</sup>	1. «ich neue Forschung anrege»	z.B. Anzahl und Gewichtung der Erwähnung meines Namens in Danksagungen
III. Offenheit gegenüber Ideen und Personen	1. «ich offen bin für andere, konkurrierende Ideen, Herangehensweisen, Theorien, Methoden oder solche anerkenne» 2. «ich offen bin gegenüber anderen Personen in der Wissenschaft und diese nicht ausschliesse (z.B. Studierende; Nachwuchs; emeritierte Forschende; Forschende, die anders denken; Forschende von anderen Institutionen, aus anderen Ländern)»	Nur dem Urteil von Peers zugänglich  z.B. Anzahl der Kooperationen oder Publikationen mit Forschenden aus reputationsschwachen Institutionen oder «wissenschaftlichen Entwicklungsländern»; Verfügbarkeit der Publikationen (z.B. Open Access)

IV. Wissenschaftlichkeit <sup>c</sup>	1. «ich stringent, nachvollziehbar und überzeugend argumentiere» 2. «ich die relevanten Belege präsentiere» 3. «ich eine klare und verständliche Sprache verwende» 4. «meine Texte oder Präsentationen klar strukturiert sind» 5. «ich meine Methode oder Methodenwahl reflektiere» 6. «ich mich an die Regeln wissenschaftlicher Redlichkeit halte»	Nur dem Urteil von Peers zugänglich  Nur dem Urteil von Peers zugänglich  Nur dem Urteil von Peers zugänglich  Nur dem Urteil von Peers zugänglich  Nur dem Urteil von Peers zugänglich
<p><i>Anmerkungen.</i></p> <p><sup>a</sup> Nicht in allen drei Fächern konsensfähige Aspekte dieses Kriteriums: internationaler Austausch; interdisziplinärer Austausch.</p> <p><sup>b</sup> Nicht in allen drei Fächern konsensfähige Aspekte dieses Kriteriums: Wirkung oder Einfluss auf die akademische Gemeinschaft; Abschluss einer Debatte; schulbildende Wirkung.</p> <p><sup>c</sup> Nicht in allen drei Fächern konsensfähige Aspekte dieses Kriteriums: intersubjektive Überprüfbarkeit; nachvollziehbarer Forschungsprozess; Thematisierung der Generalisierbarkeit; Reflexion der eigenen Beziehung zum Forschungsgegenstand.</p>		

Diese Indikatorengruppen werden in einer dritten und letzten Delphi-Runde der Gesamtstichprobe mit der Frage vorgelegt, ob die jeweilige Indikatorengruppe den Peers einen guten Hinweis auf den zugrunde liegenden Bewertungsaspekt (z.B. Anregung neuer Forschung) gibt. Diese Befragungsrunde wird im Januar 2012 beendet werden (liegt inzwischen vor, Anm. d. R.). Es zeichnet sich aber bereits jetzt ab, dass die dritte Befragungsrunde auf weniger Interesse stossen wird. Im ersten Monat antworteten lediglich 12 Prozent der befragten Professorinnen und Professoren. Demgegenüber war die zweite Runde nach einem Monat bereits abgeschlossen und erzielte eine Rücklaufquote von 30 Prozent. Dies weist darauf hin, dass Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler zwar an der Entwicklung von Qualitätskriterien interessiert sind, sofern die Fächer in den Prozess eingebunden werden, einer Messung von Forschungsleistung hingegen eher kritisch gegenüberstehen.

Allerdings kann zum jetzigen Zeitpunkt auch festgehalten werden, dass einige Bewertungsaspekte in allen drei untersuchten Fächern konsensfähig sind, die den folgenden Qualitätskriterien zugeordnet sind (die Reihenfolge impliziert keine Priorisierung durch die Befragten):

- Pflege des kulturellen Gedächtnisses
- Innovation, Originalität

- Gelehrsamkeit, Belesenheit
- Forschungsvision
- Wissenschaftlicher Austausch
- Wirkung auf die akademische Gemeinschaft
- Leidenschaft, Enthusiasmus
- Offenheit gegenüber Ideen und Personen
- Wissenschaftlichkeit

Um Forschungsleistungen in geisteswissenschaftlichen Fächern adäquat evaluieren zu können, muss demnach ein breites Spektrum von Qualitätskriterien berücksichtigt werden.

### **Empfehlungen zur Bewertung und Steuerung von Forschungsleistung des Wissenschaftsrates (Köln)**

Im November 2011 veröffentlichte der Wissenschaftsrat Empfehlungen zur Bewertung und Steuerung von Forschungsleistung. Damit reagiert er auf den Unmut, mit welchem «viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Verfahren der Leistungsmessung und die Formen der Mittelallokation [...] betrachten»<sup>22</sup>. Er anerkennt «die Koexistenz von legitimen Autonomieansprüchen der Wissenschaft und unabweisbaren externen Erwartungen an die Wissenschaft»<sup>23</sup>. Deshalb fordert er dazu auf, die Auseinandersetzungen zu versachlichen und ein Gleichgewicht der verschiedenen Interessen anzustreben. Folgende Empfehlungen<sup>24</sup> versuchen den Weg zu diesem Ziel aufzuzeigen:<sup>25</sup>

*Erstens* soll bezüglich Forschungsindikatoren der Begriff der Forschungsleistungen möglichst breit gefasst sein und eine fachinterne wissenschaftliche Verständigung über Qualitätsstandards stattfinden. Es soll zudem berücksichtigt werden, dass Forschungsindikatoren ab einem gewissen Punkt einer Sättigung unterworfen sind, demnach eine Steigerung des Indikators nicht mehr zu einer Qualitätssteigerung führt. *Zweitens* sollten Evaluationen stets als *informed peer review* durchgeführt werden. Die Bewertungskriterien und die Zusammensetzung der Gutachtergruppe sollten immer an den jeweiligen Evaluierungsgegenstand angepasst werden. Ferner ist auf eine grösstmögliche Verfahrenstransparenz zu achten und es sollten Partizipationsmöglichkeiten als Basis für Akzeptanz angebo-

ten werden. *Drittens* sollte bei der Bewertung von Individuen auf die Verwendung rein quantitativer Indikatoren verzichtet werden.

## Diskussion

Es wurden in diesem Beitrag exemplarisch zwei Verfahren zur Bewertung von Forschungsleistungen in den Geisteswissenschaften vorgestellt, nämlich das *Forschungsrating* des deutschen Wissenschaftsrates und das Kooperationsprojekt der Universitäten Zürich und Basel. Darüber hinaus wurden vor dem Hintergrund der Debatten über die Forschungsevaluation Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Neujustierung der Bewertung und Steuerung von Forschungsleistung vorgestellt. Ein Vergleich der vorgestellten Arbeiten lässt Gemeinsamkeiten erkennen, die in Form von Empfehlungen zur Beurteilung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen zusammengefasst werden können:

1. Das zugrunde liegende Qualitätsverständnis sollte im Fach ausgehandelt und explizit gemacht werden.
2. Es sollte ein breites Spektrum an Qualitätskriterien und Forschungsleistungen berücksichtigt werden.
3. Auch Qualitätskriterien, die nicht quantifizierbar sind (z.B. Innovation, Originalität), sollten berücksichtigt werden.
4. Evaluationsergebnisse sollten multidimensional präsentiert und auf ein Gesamtranking sollte verzichtet werden.
5. Die Leistungsbeurteilung sollte mittels *informed peer review* erfolgen.

*Informed peer review* wird auch in dem jüngst vorgestellten Bericht «*Quality Indicators for Research in the Humanities*»<sup>26</sup> einer Kommission der Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences als Königsweg für die Evaluation von Forschung in den Geisteswissenschaften empfohlen (vgl. den Beitrag von Wiljan van den Akker in diesem Band).



## Literatur

- Braun, Norman und Ganser, Christian (2011), «Fundamentale Erkenntnisse der Soziologie? Eine schriftliche Befragung von Professorinnen und Professoren der deutschen Soziologie und ihre Resultate», in: *Soziologie*, 40(2), S. 151-174.
- Frey, Bruno S., Humbert, Silke und Schneider, Friedrich (2007), «Was denken deutsche Ökonomen? Eine empirische Auswertung einer Internetbefragung unter den Mitgliedern des Vereins für Socialpolitik im Sommer 2006», in: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik*, 8(4), S. 359-377, doi:10.1111/j.1468-2516.2007.00256.x
- Herbert, Ulrich und Kaube, Jürgen (2008), «Die Mühen der Ebene: Über Standards, Leistung und Hochschulreform», in Lack, E. und Marksches, C. (Hg.), *What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt/New York: Campus, S. 37-51.
- Hohls, Rüdiger (2009), «Qualitätsmessung: Editorial (Qualitätsmessung, Evaluation, Forschungsrating. Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaften?)», in: *H-Soz-u-Kult*, 12.5.2009, Zugriff am 13. Januar 2012, unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1098&type=diskussionen>
- Hose, Martin (2009), «Qualitätsmessung: Glanz und Elend der Zahl», in: *H-Soz-u-Kult*, 8.6.2009, Zugriff am 13. Januar 2012, unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1115&type=diskussionen>
- Lack, Elisabeth und Marksches, Christoph (Hg.) (2008), *What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt/New York: Campus.
- Plumpe, Werner (2009), «Qualitätsmessung: Stellungnahme zum Rating des Wissenschaftsrates aus Sicht des Historikerverbandes», in: *H-Soz-u-Kult*, 18.5.2009, Zugriff am 13. Januar 2012, unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1101&type=diskussionen>
- Plumpe, Werner (2010), «Der Teufel der Unvergleichbarkeit. Über das quantitative Messen und Bewerten von Forschung», in: *Forschung und Lehre*, 17(8), S. 572-574.
- Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences (2011), *Quality Indicators for Research in the Humanities*,

- Amsterdam: Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences.
- Wissenschaftsrat (2004), *Empfehlungen zu Rankings im Wissenschaftssystem. Teil 1: Forschung*, Hamburg: Wissenschaftsrat.
- Wissenschaftsrat (2008a), *Bericht der Steuerungsgruppe zur Pilotstudie Forschungsrating Chemie und Soziologie*, Köln: Wissenschaftsrat.
- Wissenschaftsrat (2008b), *Pilotstudie Forschungsrating Chemie. Abschlussbericht der Bewertungsgruppe*, Köln: Wissenschaftsrat.
- Wissenschaftsrat (2008c), *Pilotstudie Forschungsrating Soziologie. Abschlussbericht der Bewertungsgruppe*, Köln: Wissenschaftsrat.
- Wissenschaftsrat (2010), *Empfehlungen zur vergleichenden Forschungsbewertung in den Geisteswissenschaften*, Köln: Wissenschaftsrat.
- Wissenschaftsrat (2011a), *Bewertungsmatrix. Forschungs-rating Anglistik/Amerikanistik (Stand: September 2011)*, Zugriff am 19. Januar 2012, unter <http://www.wissenschaftsrat.de/arbeitsbereiche-arbeitsprogramm/forschungsrating/dokumente/>
- Wissenschaftsrat (2011b), *Empfehlungen zur Bewertung und Steuerung von Forschungsleistung*, Halle: Wissenschaftsrat, Zugriff am 13. Januar 2012, unter <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/1656-11.pdf>

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences (2011), *Quality Indicators for Research in the Humanities*, Amsterdam: Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences, S. 10; Plumpe, Werner (2009), «Qualitätsmessung: Stellungnahme zum Rating des Wissenschaftsrates aus Sicht des Historikerverbandes», in: *H-Soz-u-Kult*, 18.5.2009, Zugriff am 13. Januar 2012, unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1101&type=diskussionen>
- 2 Wissenschaftsrat (2004), *Empfehlungen zu Rankings im Wissenschaftssystem. Teil 1: Forschung*, Hamburg: Wissenschaftsrat, S. 43.
- 3 Vgl. Wissenschaftsrat (2004: iii, 29-33).
- 4 Vgl. Wissenschaftsrat (2004: 50-52).
- 5 Vgl. Wissenschaftsrat (2008b), *Pilotstudie Forschungsrating Chemie. Abschlussbericht der Bewertungsgruppe*, Köln: Wissenschaftsrat.

- 6 Vgl. Wissenschaftsrat (2008c), *Pilotstudie Forschungsrating Soziologie. Abschlussbericht der Bewertungsgruppe*, Köln: Wissenschaftsrat.
- 7 Vgl. Wissenschaftsrat (2008a), *Bericht der Steuerungsgruppe zur Pilotstudie Forschungsrating Chemie und Soziologie*, Köln: Wissenschaftsrat, S. 5-8.
- 8 Vgl. Plumpe (2009).
- 9 Lack, Elisabeth und Marksches, Christoph (Hg.) (2008), *What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt/New York: Campus.
- 10 Hohls, Rüdiger (2009), «Qualitätsmessung: Editorial «Qualitätsmessung, Evaluation, Forschungsrating. Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaften?»», in: *H-Soz-u-Kult*, 12.5.2009, Zugriff am 13. Januar 2012, unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1098&type=diskussionen>
- 11 Die Website «H-Soz-u-Kult» ist unter folgendem Link erreichbar: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>
- 12 Plumpe, Werner (2010), «Der Teufel der Unvergleichbarkeit. Über das quantitative Messen und Bewerten von Forschung», in: *Forschung und Lehre*, 17(8), S. 572-574, hier S. 574.
- 13 Hose, Martin (2009), «Qualitätsmessung: Glanz und Elend der Zahl», in: *H-Soz-u-Kult*, 8.6.2009, Zugriff am 13. Januar 2012, unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1115&type=diskussionen>
- 14 Herbert, Ulrich und Kaube, Jürgen (2008), «Die Mühen der Ebene: Über Standards, Leistung und Hochschulreform», in Lack, E. und Marksches, C. (Hg.), *What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt/New York: Campus, S. 37-51, hier S. 39.
- 15 Herbert und Kaube (2008: 45).
- 16 Wissenschaftsrat (2010), *Empfehlungen zur vergleichenden Forschungsbewertung in den Geisteswissenschaften*, Köln: Wissenschaftsrat, S. 2.
- 17 Die Steuerungsgruppe benennt auch die Struktur des *Forschungsratings* neu. Aus den Dimensionen werden Bewertungskriterien und aus den Kriterien werden Bewertungsaspekte. Um die Verständlichkeit zu erleichtern werden im Folgenden nur noch die revidierten Begriffe *Bewertungskriterium* (ursprünglich *Dimension*) sowie *Bewertungsaspekt* (ursprünglich *Kriterium*) verwendet.
- 18 Vgl. Wissenschaftsrat (2010: 23-30).
- 19 Vgl. Wissenschaftsrat (2011a), *Bewertungsmatrix. Forschungsrating Anglistik/Amerikanistik (Stand: September 2011)*, Zugriff am 19. Januar 2012, unter <http://www.wissenschaftsrat.de/arbeitsbereiche-arbeitsprogramm/forschungsrating/dokumente/>
- 20 Vgl. Frey, Bruno S., Humbert, Silke und Schneider, Friedrich (2007), «Was denken deutsche Ökonomen? Eine empirische Auswertung einer Internetbefragung unter den Mitgliedern des Vereins für Socialpolitik im Sommer 2006», in: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik*, 8(4), S. 359-377, doi:10.1111/j.1468-2516.2007.00256.x, hier S. 360.
- 21 Vgl. Braun, Norman und Ganser, Christian (2011), «Fundamentale Erkenntnisse der Soziologie? Eine schriftliche Befragung von Professorinnen und Professoren der deutschen Soziologie und ihre Resultate», in: *Soziologie*, 40(2), S. 151-174, hier S. 155.
- 22 Wissenschaftsrat (2011b), *Empfehlungen zur Bewertung und Steuerung von Forschungsleistung*, Halle: Wissenschaftsrat, Zugriff am 13. Januar 2012, unter <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/1656-11.pdf>, S. 5.
- 23 Wissenschaftsrat (2011b: 13).

24 Aufgrund des beschränkten Umfangs dieses Beitrages wird nur eine Auswahl der Empfehlungen wiedergegeben. Es wurden dabei jene Empfehlungen ausgewählt, die einerseits die Empfehlungen des Wissenschaftsrates möglichst vollständig zusammenfassen und andererseits dem Thema dieses Beitrages entsprechen. So wurde z.B. auf die Wiedergabe detaillierterer Empfehlungen zu Evaluationsverfahren oder zur Mittelallokation verzichtet.

25 Vgl. Wissenschaftsrat (2011b: 38-47).

26 Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences (2011).



# Yes we should; research assessment in the Humanities

*Wiljan van den Akker*

A shorter version of the “Humanities Attitude” towards research assessment could be: “We don’t want it, because we don’t have to, because we don’t need it, because we are not like the others, and therefore we don’t like it, and they shouldn’t force us, because they don’t know us, because they don’t understand us, because they don’t love us.” The image of the humanist working in solitude in the attic is still alive and kicking.

The humanities have developed several defense mechanisms against research assessment in general. 1. The argument of intuition: the quality of our research is not measurable, not quantifiable. We know quality when we see it. It is easy to see that this argument is highly irrelevant. One could turn it around and say: this makes research assessment only easier. 2. The second mechanism is: the humanities are different from all the other forms of science. This is not true. The humanities are made up of different disciplines and fields each with their own academic positions. Some are very familiar to empirical physics, like linguistics, some to social sciences, like some historical disciplines. Parts of philosophy claim the same domain as mathematics. 3. It is impossible to compare us to other parts of the body of knowledge. Not a strong argument, since it also holds true for what we call the *sciences*. Just think of the social sciences where the anthropological and the empirical approach are highly competing with each other.

## **Courage to play the game**

These defense mechanisms are not effective for today’s world and especially not for the future of the humanities. We cannot and should not insist on being “different” just to shy away from any form of research assessment. If we continue doing that, we

will be the young sister or brother who is tolerated at the dining table, at the mercy of the food that the rest of the family thinks it can spare and always looked down upon.

In the near future, in a world that increasingly asks for justification of public funds, in a world where at the same time public money becomes scarcer and less amounts have to be distributed among more players, in a world where research funds are being concentrated and distributed on a highly competitive basis, we as humanists have to take the stand and declare that we are grown-ups and want to play the game.

### **Seven aspects of research assessments within the humanities**

In discussing research assessment within the humanities, we are dealing with a complicated matter. I will name seven aspects.

- 1) There are substantial differences in scientific *practice* between the several disciplines within the humanities and they will have consequences for the selection of quality indicators. There are areas where groups of scholars work together on a common project and therefore publish together in journals. An analysis of citations can be useful. In other areas individuals work on topics and therefore publish individually. An analysis of citations can be less useful.
- 2) Contrary to other fields of science, much of what humanists produce can have an effect in the long(er) run and will not be outdated within two or three years.
- 3) The goals and products of research are different in different areas of the humanities. Research in the humanities often has the societal intention or assignment to guard, disclose, save and interpret (inter)-national heritage. If *we* don't do it, who else will? The products of research will be the construction of databases and data collections, or exhibitions with catalogues, or excavations of archeological sites. Data collections, including books, are laboratories for the humanities.
- 4) The target group of the humanities is diverse. On the one hand peers, on the other hand a large, non-aca-

- demical audience. One of the problems is to define this wider group, and to justify our relations with it.
- 5) The publication channels of the humanities will vary. Books will be written next to articles in journals.
  - 6) A highly controversial aspect is the language of our research. Often there is a nationalistic side to the discussion. Because of the linguistic nature of the field of study, there have to be journals in a language other than English. Tied to this is the more *sentimental* reasoning: a country has its own cultural heritage and academia should honor the uniqueness of it, by allowing scholarly work to be written in the mother language. First it is a mistake to think that most scholarly work is written in English. It looks and sounds like English, but it is not. It is at best Scholarly English, like Latin was centuries ago. The language of the object of research has nothing to do with the language in which we scholarly communicate about it. The one reason for the relation between the language of the object and the language skills of the scholar is the mastering of the skills to read the relevant documents. Nationalism is a killer in the world of science, also in the humanities. I am fully aware of the new nationalism that spreads its bad seeds all over Europe.
  - 7) Finally there is the level of organization within the humanities. Or the lack of it. More and more organization becomes a substantial factor. Several fields could and should be well or better organized: the field of the discipline or subdiscipline, the field of the managerial organization – departments, schools, research institutes — the field of the faculties of humanities within the university, the field of the national endowments of the humanities, the European field such as the European Science Foundation and the European Research Council. With regard to the humanities, some fields are highly successful and well organized at the same time, like archeology, linguistics and social-economic history. It is no coincidence that these disciplines are working with laboratories and large data collections. We should not automatically copy this for all the disciplines within the humanities, but we definitely need



more research projects, more research institutes within the universities. We should stop telling the world that we are only *different*. The most important thing is: let's take the lead ourselves.

## Conclusion

The recognition of the humanities as a distinct member of the body of academic knowledge leads to the conclusion that humanists should take the steering wheel in developing adequate forms of research assessment themselves. If we leave it to others, the humanities will look like arms attached to the feet.

# Qualitäts- und Leistungssteuerung in den Geisteswissenschaften: Absichten, Wirkungen und Nebenwirkungen

*Uwe Schimank*

Ich möchte in aller Kürze drei Thesen zur Qualitäts- und Leistungssteuerung der Forschung an Hochschulen zur Diskussion stellen. Es handelt sich dabei jeweils um allgemeine Erkenntnisse oder Vermutungen, die man dann versuchsweise auf die Situation der Geisteswissenschaften beziehen kann. Da es sich um einen Diskussionsbeitrag handelt, werde ich meine Punkte möglichst zugespitzt vorbringen, auch wenn sicher an vielen Stellen mehr differenziert werden müsste – siehe dazu auch die aktuellen Empfehlungen des deutschen Wissenschaftsrates (2011) zur «Bewertung und Steuerung von Forschungsleistungen».

1. Die Absichten der Qualitäts- und Leistungssteuerung bestehen generell, also auch mit Blick auf die Geisteswissenschaften, vornehmlich darin, erstens knapper gewordene Finanzmittel effizienter zu verteilen sowie zweitens bestimmte Effektivitätsvorteile zu erzielen. Zu Letzteren zählt neben der Schaffung eines allgemeinen Qualitätsbewusstseins auch, dass man bestimmte Arten von Forschung stärken möchte. Hier werden insbesondere grössere Forschungsk Kooperationen, vor allem auch über Disziplingrenzen hinweg, sowie teilweise Forschungen mit deutlicheren ausserwissenschaftlichen Anwendungsbezügen genannt.

Die Leistungsträger werden belohnt, die Leistungsschwachen bestraft. Das ist die gleichermassen funktionalistische wie normative Programmatik von Massnahmen der Qualitäts- und Leistungssteuerung. Hieran kann man erst einmal nichts Verwerfliches entdecken. Es ist das gute Recht von Geldgebern, insbesondere in Zeiten der Finanzknappheit, darauf zu achten, dass ihr Geld möglichst nutzbringend eingesetzt wird.

Die Frage ist nur: Wo wird mit angedrohtem oder praktiziertem Entzug finanzieller Ressourcen bzw. mit für besondere Leistungen versprochenen zusätzlichen Ressourcen die grösste Wirkung erzielt? Bei den leistungsschwachen Wissenschaftlern und Forschungseinheiten bewirken finanzielle Anreize

nur dann etwas, wenn die Schwäche auf Faulheit zurückgeht; meistens dürfte es sich aber vornehmlich um fehlende Fähigkeiten handeln, die man durch Anreize oder Druck kaum herbeizaubern kann. Bei den Leistungsschwachen kann man also nur durch den tatsächlichen Entzug von dort vergeudeten Finanzmitteln etwas Positives in dem Sinne bewirken, dass die Mittel dann anderswo sinnvoller eingesetzt werden können. Bei den leistungsstarken Wissenschaftlern wiederum muss man aufpassen, dass man sie nicht – wozu eine stark leistungsabhängige Mittelallokation erst einmal tendiert – mit Geldern überschüttet. Zum einen haben sie dann irgendwann mehr, als sie überhaupt sinnvoll verwenden können, so dass man nur noch Mitnahmeeffekte erzeugt. Noch problematischer ist aber zum anderen, dass mehr Geld ja auch mehr oder grössere Projekte, damit in der Regel mehr Personal und mehr zu betreuende Nachwuchswissenschaftler bedeutet und dies früher, als man denkt, die Transaktionskosten des Projektmanagements und der sonstigen Leitungstätigkeiten schneller ansteigen lässt als den wissenschaftlichen Nutzen, der mit den zusätzlichen Mitteln verbunden ist (Jansen et al. 2007). Im schlimmsten Fall hält man exzellente Forscher dadurch völlig von dem ab, was sie am besten können. Am wirkungsvollsten sind finanzielle Anreize bzw. finanzieller Druck daher wohl so eingesetzt, dass als Zielgruppe Wissenschaftler auf mittlerem Leistungsniveau gewählt werden. Hier sind die meisten Motivationsreserven mobilisierbar.

Die Geisteswissenschaften weisen freilich – wie auch Teile der Sozialwissenschaften – im Vergleich zu den Naturwissenschaften eine deutlich weniger transparente Leistungsskala auf. Denn in den Geisteswissenschaften ist eine Konkurrenzvermeidung durch eine solche Art von Spezialisierung verbreitet, die Unvergleichbarkeit der Leistungen herstellt. Man kann sich durch thematische Esoterik seine eigene Spielwiese suchen, die einem niemand so schnell streitig macht; oder man kann eine Schulenburg betreiben, wodurch Themenfelder oder sogar ganze Fächer regelrecht balkanisiert werden können – von rein semantischen Spezialisierungen der Terminologie noch ganz abgesehen. Hinzu kommt, dass *peer-reviewed journals* noch weithin unbekannt sind und Monographien und Sammelbandpublikationen ohne ernsthafte Qualitätsprüfung die Publikationslandschaft prägen.

Dementsprechend «parteiisch» fallen Leistungsbeurteilungen aus. Zum einen sind sie dann eine Frage der Mikropolitik: Wer schafft es, dafür zu sorgen, von seinen Freunden beurteilt zu werden – wobei sich natürlich vermeintliche Freunde auch schon im entscheidenden Moment als Meuchelmörder entpuppt haben? Und wer schafft es, seine Feinde beurteilen zu können, um lästige Konkurrenz auszuschalten? Zum anderen können Leistungsbeurteilungen aber auch auf «garbage can decision making» (Cohen/March 1972) hinauslaufen: Wer gerade als Gutachter verfügbar ist, bringt seine höchstpersönlichen Vorlieben zur Geltung. Solche Ränkespiele und Willkürurteile dürften gerade für das mittlere Leistungsniveau besonders folgenreich sein. Die Grossmeister sind unantastbar; auch wer sie für völlig überschätzt hält, wagt es nicht, dies zum Ausdruck zu bringen. Über die völligen Versager herrscht Konsens. Die Leistungsabstufungen im Mittelfeld sind es, an denen einerseits Instrumente der Qualitäts- und Leistungssteuerung ansetzen müssten; doch andererseits stochert man hier am meisten im Nebel.

Die Geisteswissenschaften sehen diese Intransparenz der Leistungsskala als Konsequenz eines inhärenten Merkmals ihres Erkenntnisgegenstands: «Kultur» sei nun einmal komplexer und vieldeutiger als Naturvorgänge, und insbesondere seien heterogene je individuelle Befangenheiten der selbst kulturell geprägten Forscher niemals auszuschalten. Ohne beides gänzlich bestreiten zu müssen, kann man aber auch mit Stephan Fuchs (1992) argumentieren, dass es an der Art und Weise der Forschungsorganisation liegt, ob ein Fach ein «conversational field» ist, in dem kumulativer Erkenntnisfortschritt nicht möglich ist, und es dann auch an intersubjektiv geteilten Kriterien fehlt, anhand derer Beiträge zur Debatte in ihrer relativen Wertigkeit eingestuft werden können. Ob man freilich die Forschungsorganisation so weitreichend verändern könnte, dass z.B. Literaturwissenschaft wie Chemie betrieben wird, steht auf einem anderen Blatt. Denn der Impuls dazu müsste aus dem Fach selbst kommen, und das ist eher unwahrscheinlich, weil es sich ja mit der Konkurrenzvermeidung gut leben lässt – wenn nur der lästige Aussendruck nicht wäre!

2. Die tatsächlichen Wirkungen von Qualitäts- und Leistungssteuerung mit Blick auf die erwähnten Effizienz- und Effektivitätssteigerungen sind sehr unklar – teils, weil noch

gar keine ausgeprägten Wirkungen eingetreten sind, teils, weil man sehr genau hinschauen muss, was noch kaum geschieht.

Dennoch ist zu konstatieren, dass in der Tat überall dort, wo früher finanzielle Mittel nach dem «Giesskannenprinzip» oder als Fortführung von Besitzständen verteilt worden sind und nun Leistungskriterien die Höhe der zugeteilten Mittel zumindest mitbestimmen, eine bestimmte Art von Verschwendung knapper Mittel allmählich aufhört. Leistungsstarke Hochschulen, Fachbereiche, Institute und Professoren bekommen mehr Geld als leistungsschwache – seien es Ressourcen für ihre Arbeit, seien es persönliche Einkommen aufseiten der Professoren, wie es in Deutschland mit der W-Besoldung eingeführt wurde. Selbst die durch vielerlei Einschränkungen und Rücksichten gebremste Entfaltung dieses Leistungsprinzips im deutschen Hochschulsystem beginnt, erste Wirkungen zu zeigen – in einem Ausmass, wie es in der Kollegialität des traditionellen Governance-Regimes undenkbar war. Wenn beispielsweise nicht länger schematisch jeder Professor in einem Fachbereich Anspruch auf x wissenschaftliche Mitarbeiterstellen hat, sondern die Minimalausstattung abgesenkt wird, um erfolgreiche Forscher besonders unterstützen und belohnen zu können, oder wenn die Ausstattung eines einstmals in der Forschung sehr erfolgreichen Lehrstuhls, der nun – warum auch immer – nicht mehr viel vorzuweisen hat, zurückgefahren werden kann, weil das Geld anderswo besser eingesetzt ist, wirken Massnahmen der Qualitäts- und Leistungssteuerung genau so wie versprochen.

Weiterhin werden so nicht nur die Leistungsschwächeren von den Fleischtöpfen ferngehalten; es findet gleichzeitig auch eine zusätzliche Leistungsmotivierung derer statt, die noch Steigerungspotenzial haben. Ökonomisierungsdruck erhöht das Aktivitätsniveau, messbar etwa an der Anzahl von Drittmittelanträgen, Einreichungen von Manuskripten bei *peer-reviewed journals* usw. Manche Kritiker befürchten zwar einen Verdrängungseffekt derart, dass die intrinsische Motivation zu forschen durch übermässige extrinsische Anreize leidet, was die Hochschulen und ihre staatlichen Träger *in the long run* teuer zu stehen komme (Frey/Osterloh 2010). Aber zumindest diejenigen finanziellen Mittel, die nicht der persönlichen Einkommenssteigerung, sondern der Verbesserung eigener Forschungsbedingungen dienen, sind keine extrinsischen, sondern intrinsische Anreize.

Schliesslich ist festzuhalten, dass der Ökonomisierungsdruck mittels Leistungsindikatoren erfolgt, von denen niemand behauptet, sie seien völlig aus der Luft gegriffen. Bei aller berechtigten – und auch gleich noch zur Sprache kommenden – Kritik daran, wie einseitig und partiell unangemessen die Indikatoren sind: Wer würde bestreiten wollen, dass auch in den Geisteswissenschaften die erfolgreiche Drittmittelinwerbung oder die internationale Sichtbarkeit etwas über Forschungsqualität sagen – solange man diese Indikatoren nicht verabsolutiert, sondern etwa auch Monographien und «armchair research» gelten lässt! Wenn die Geisteswissenschaften sich darüber beschweren, dass sie mittels Indikatoren gemessen werden, die für ihre Art des Forschens und Publizierens nicht angemessen sind, wäre das erheblich glaubwürdiger, legten sie eine alternative – gegebenenfalls erheblich ausgeweitete – Liste von Indikatoren vor. Einfach zu dekretieren, die Leistungen von Geisteswissenschaftlern seien prinzipiell nicht in quantitativen Indikatoren messbar und jeder Geisteswissenschaftler sei ein unvergleichbares Individuum, wird weniger denn je den Geruch einer Schutzbehauptung los.

3. Erhebliche negative Nebenwirkungen der Qualitäts- und Leistungssteuerung werden behauptet – u.a. eine verstärkte Mainstream-Ausrichtung der Forschung, ein Verlust an thematischer Diversität, eine Orientierung an, auch ausserwissenschaftlichen, Moden oder suboptimale Publikationspraktiken wie der Trend zur «smallest publishable unit». Auch hier gilt es, genauer hinzuschauen.

Die entsprechenden Massnahmen entpuppen sich in der Tat als ein ausgesprochen heikles Unterfangen. Zwar kann man mittels einer Entfesselung von Ressourcenkonkurrenz anhand quantifizierter Leistungskriterien die quantitative und qualitative Produktivität wissenschaftlicher Wahrheitsuche wohl durchaus erst einmal ein Stück weit verbessern, indem Leistungsschwache zu erhöhter Anstrengung getrieben werden oder ihnen, sollte das nicht wirken, die Ressourcen entzogen werden und bei Leistungstärkeren bessere Verwendung finden. Insoweit liegen die Wissenschaftspolitiker und Hochschulleitungen richtig. Aber sehr schnell hat man diese Stellschraube zu stark angezogen, was dann die aufgelisteten Dysfunktionalitäten mit sich bringt.

Besonders zu betonen ist: Für die gute Nachricht, dass Faulpelzen – ja, die gibt es! – nicht länger im Sinne falsch verstandener «Kollegialität» das Geld nachgeschmissen wird, ist ein unter Umständen sehr hoher Preis zu entrichten. Genauso behandelt werden wagemutige Forscher, die abseits des sicheren Mittelwegs auch immer wieder mal scheitern. Dabei bedarf der kreative Wagemut der Wissenschaftler einer Unterstützung durch den forschungspolitischen Wagemut, immer wieder aufs Neue zu riskieren, aufs falsche Pferd zu setzen. Jedes Effizienzdenken ist bei dieser Grundsatzentscheidung unangebracht. Hier liegt vielleicht längerfristig die grösste Gefahr einer konsequenten Umsetzung von Qualitäts- und Leistungssteuerung im Wissenschaftssystem: dass man ein Effizienzniveau durchdrücken will, das bei der Herstellung von Autos oder Steuerbescheiden erreichbar ist, aber die Kreativität von Forschungsprozessen brachial abwürgt.

Die Problematik ist noch grundsätzlicher angelegt. In dem Moment, in dem Wissenschaftler es zulassen oder hinnehmen müssen, dass ihre Leistungen anhand von Kennziffern bewertet werden, die keiner weiteren Interpretation, wie sie nur Angehörige der betreffenden Disziplin selbst geben können, mehr zu bedürfen scheinen, gibt die Fachgemeinschaft einen essenziellen Garanten ihrer «occupational control» im Sinne einer «... collective capability of members of an occupation to preserve unique authority in the definition, conduct, and evaluation of their work ...» (Child/Fulk 1982: 155) auf. Wenn Wissenschaftler selbst die Qualität ihrer Kollegen anhand von Zitationsraten, Impact-Faktoren und Drittmittelsummen beurteilen und auf das Lesen und Abwägen verzichten zu können meinen, dürfen sie sich nicht wundern, wenn Forschungspolitiker, Rektoren, Kanzler oder die Administratoren der Förderorganisationen im Brustton der Überzeugung sagen: «Das können wir auch!»

Es ist eine gewisse Ironie der Geschichte, dass sich mit den Naturwissenschaften ausgerechnet diejenigen Disziplinen, die sich eine besonders gehärtete Wissenschaftlichkeit und damit auch Autonomie gegen ausserwissenschaftliche Einflüsse zusprechen, am weitesten auf diesen Weg begeben haben, während die Sozialwissenschaften noch zögern und die Geisteswissenschaften sich vehement verweigern. So geschehen beim Forschungsrating des deutschen Wissenschaftsrates: Die

Chemiker hatten wenig Probleme damit, standardisierte Kennziffern für sich sprechen zu lassen; die Soziologen beharrten hingegen darauf, noch Schriftproben der zu Beurteilenden zu lesen und diese Eindrücke neben und immer wieder auch gegen die Zahlen zu stellen; und die Historiker erklärten rundheraus, die Qualität ihrer Forschungen liesse sich nicht quantitativ-standardisiert vermessen, und nahmen am Rating nicht teil. Allerdings hat man inzwischen die Anglisten gewonnen, einen Probelauf für die Geisteswissenschaften zu absolvieren.

Nimmt man alle drei Punkte zusammen, gelangt man – unter besonderer Berücksichtigung der Geisteswissenschaften – zu einer differenzierten Abwägung:

1. Wissenschaftlicher Fortschritt war immer schon und ist auch weiterhin in erheblichem Masse konkurrenzgetrieben, und damit sind auch Leistungsbewertungen und daran orientierte Zuweisungen finanzieller Mittel prinzipiell förderlich für einen kumulativen Erkenntniszuwachs. Fächer und Fächergruppen, die sich dem entziehen, laufen Gefahr, das Rad immer wieder neu zu erfinden und sich in einer Beliebigkeit von Sichtweisen zu verlieren. Das ist das Grundproblem der Geisteswissenschaften, das die aktuellen Massnahmen der Qualitäts- und Leistungssteuerung nicht geschaffen, sondern nur sichtbar gemacht haben.
2. Konkurrenzdruck kann, richtig dosiert, positive Wirkungen hinsichtlich der Effizienz und Effektivität der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion entfalten. Und es ist überhaupt nicht einsichtig, dass das für die Geisteswissenschaften nicht gilt. Ganz im Gegenteil ist eher zu besichtigen, dass die in den Geisteswissenschaften verbreiteten Praktiken der Konkurrenzvermeidung suboptimale Forschungsergebnisse zeitigen.
3. Allerdings sollte der Konkurrenzdruck nicht so installiert werden, dass die Wissenschaft sich inkompetenten Schiedsrichtern überantwortet. Bürokratische Erbsenzähler können grossen Schaden anrichten. Das verkennen derzeit die Naturwissenschaften, und die Geisteswissenschaften wehren sich dagegen – richtig in der Sache, aber aus den falschen Gründen.



## Literatur

- Child, John und Fulk, Janet (1982), «Maintenance of Occupational Control. The Case of Professions», in: *Work and Occupations* 9, S. 155-192.
- Cohen, Michael D., March, James G. und Olsen, Johan P. (1972), «Ein Papierkorb-Modell für organisatorisches Wahlverhalten», in: March, James G., *Entscheidung und Organisation*, Wiesbaden, 1990: Gabler, S. 329-372.
- Frey, Bruno S. und Osterloh, Margrit (2010), «Motivate People with Prices», in: *Nature* 465 (7300), S. 871.
- Fuchs, Stephan (1992), *The Professional Quest for Truth. A Social Theory of Science and Knowledge*, Albany: SUNY.
- Jansen, Dorothea et al. (2007), «Drittmittel als Performanzindikator der wissenschaftlichen Forschung. Zum Einfluss der Rahmenbedingungen auf Forschungsleistung», in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 59, S. 125-149.
- Wissenschaftsrat (2011), *Empfehlungen zur Bewertung und Steuerung von Forschungsleistungen*, Köln: Drucksache 1656-11 des Wissenschaftsrates.

# Im Bermudadreieck wechselseitiger Ignoranz

*David Gugerli*

Dass die hohe Akademie einen Historiker darum bittet, ein kritisches Statement zur *Aussenperspektive* auf die Geisteswissenschaften abzugeben, entbehrt nicht einer gewissen Zirkularität der Perspektivierung. Wenn das Unterfangen nicht in der totalen Paralyse enden soll, ist also Radikalität in der Suche nach einem externen Beobachterstandpunkt gefragt. Dass sich die Geisteswissenschaften dank dem Auszug der Ökonomie, der Soziologie, der Politologie und der Psychologie auch gleich jeder handlungslegitimatorischen Funktion entledigt hätten, ist gewiss ein frommer Wunsch. Trotzdem liegt die wichtigste und vordringlichste Leistung geisteswissenschaftlicher Praxis in Lehre und Forschung im kritischen Denken. Wären die Historikerinnen, Romanisten und Kunstwissenschaftler nur nicht so selbstverliebt, dass sie die Anerkennung ausgerechnet jener suchten, denen kritisches Denken ein Dorn im Kopf bleiben muss. Meine ungeschönte, von ganz aussen formulierte These lautet deshalb: Das vertrackte Wechselverhältnis von Geisteswissenschaften, Indikatoren gestützter Beurteilungsprothetik und Wissenschaftspolitik, das die Akademie vermutlich ohne Kollateralschäden debattieren möchte, bildet ein Bermudadreieck, in dessen Strudel genau das zum Verschwinden gebracht wird, was Geisteswissenschaften eigentlich zu leisten vermögen und darum wohl auch vornehmlich tun sollten. Die Verantwortung dafür, dass dieser Strudel erzeugt wird, ist ungleich verteilt und nimmt von der Wissenschaftspolitik über die Erbsenzähler bis zu den Geisteswissenschaftlern selber ständig zu – je mehr sie über die Sache, um die es geht, Bescheid wissen müssten, desto unverantwortlicher scheint mir ihre offensichtliche Ignoranz bezüglich des eigenen Tuns und der Wirkmächtigkeit der andern institutionellen Akteure.

Beginnen wir also beim unschuldigsten Akteur, bei der Wissenschaftspolitik. Sie liefert den Geisteswissenschaften mit Quoten, Programmen und Sondermassnahmen einen recht brauchbaren Schutz gegen die Dominanz der Natur- und Inge-

nieurwissenschaften. Zwar versteht sie weder vom einen noch vom andern etwas, aber sie weiss, dass nur eine wohldosierte Knappheit der Schutzmechanismen den Kampf um die Ressourcen überhaupt in Schwung hält. Wäre der Schutz total, liesse sich nichts mehr spielen und auch nichts mehr steuern, wäre er ungenügend, bräuchte es keine Wissenschaftspolitik mehr und die Konkurrenz hätte ein Ende.

Damit diese Politik auch ohne Vertrautheit mit dem Gegenstandsbereich funktioniert, braucht sie eine Legitimation ihrer Strategien. Sie findet die gesuchte Hilfe in den methodenbewehrten Analysen der Evaluatoren. Mit ihnen lassen sich programmatische Schutzmassnahmen rechtfertigen, die Normalisierung des Geschäfts steuern und die eigene Beurteilungsinkompetenz kompensieren. Die Herren der Messverfahren und Objektivierungsinstrumente treten nach dem Rezept von Teddy Roosevelt auf: «Speak softly and carry a big stick.» Und in der Tat hat ihre Arbeit imperialistische Wirkung. Aus dem Versprechen, die Resultate angestrebten Nachdenkens bei geeigneter Formalisierung klassifizierbar und vergleichbar machen zu können, wird die Gewissheit, das Versprechen einer normalisierten Geisteswissenschaft sei längst eingelöst: *impact factors* seien tatsächlich ein Beurteilungsinstrument, Drittmittelquoten bildeten ein Leistungsmass, Publikationszahlen hätten etwas mit Produktivität zu tun. Der einzige Fehler des kategorischen Imperativs von Kant, so liesse sich polemisch anmerken, wäre dann sein fehlender *impact factor*. Darum blüht das Geschäft der *bean counters* mehr als die Wissenschaftspolitik selber, gerade weil sie sich mit den Instrumenten der Wissenschaftspolitik professionell beschäftigen und Projekte, Drittmittel und Artikelwirtschaft in den Rang relevanter, da quantifizierter wissenschaftspolitischer Steuerungsinstrumente erheben. Hier werden Karrieren möglich, die sich auf sozialwissenschaftliche Untersuchungsmethoden des systematischen Beurteilungersatzes stützen. Geübt haben sie bei den Chemikern und Biologen, den Geisteswissenschaftlern nähern sie sich erst jetzt und das auf besonders vorsichtige Weise – wie einem gereizten, überempfindlichen, aber noch nicht ganz zahnlosen Tiger, auf den man als Verhaltensobjekt besonders neugierig ist. Fast rührend kümmern sich deshalb die Erbsenzähler um die Geisteswissenschaften, machen ihnen Mut und geben Empfehlungen ab, wie man der von anderer

Seite empfohlenen Schlitzohrigkeit bei Forschungsanträgen am effektivsten nachlebt und die Erwartungen an die Tabellenformate, die die Evaluatoren an die Wissenschaftspolitiker zu senden gewohnt sind, erfüllen kann.

Und die Geisteswissenschaftler selber? Sie gefallen sich in der Rolle des edlen Opfers, pflegen ihre Selbststigmatisierung als Minderheit mit breitem, aber düsterem Horizont, begründen ihren ständigen Ignoranzvorwurf an die Wissenschaftspolitik, polemisieren gegen die Evaluatoren und betreiben eine scheinheilige *compliance* mit den formalen Anforderungen der Schutzmacht, in der Hoffnung, auf diese Weise noch ein paar Jahre der gemütlichen Pflege ihrer geschützten Werkstatt gewinnen zu können. Denn lieber so tun, als tue man das, was andere von einem verlangen, als nicht mehr das machen können, was man partout machen will.

Das symbiotische Verhältnis funktioniert einwandfrei. Die Wissenschaftspolitik schützt die Geisteswissenschaften, die Erbsenzähler machen Karriere, gewinnen an Einfluss und liefern die Legitimation für eine normalisierte geisteswissenschaftliche Praxis und für eine auf programmatische Effizienz, Nützlichkeit, Anwendungsorientierung und Umverteilung bedachte Wissenschaftspolitik, während die Geisteswissenschaftler selber, manchmal leise jammernd, oft auch laut protestierend, das Geld für den Betrieb ihrer Nischen und für ihre Kooperation entgegennehmen.



# Öffentlichkeiten im Zeichen der Nutzung | Les domaines publics sous le signe de l'utilisation

## Innenansichten | Perspectives internes

### Praxisbericht 1 | «Forschen und Publizieren für wen, wie?»

- Gibt es für Ihre Forschungspraxis spezifische Adressatengruppen und Vorstellungen über deren möglichen Nutzen? Wie würden Sie das Spektrum der im Rahmen Ihrer Forschungs- und Publikationspraxis anvisierten Öffentlichkeiten beschreiben?
- Wie prägen diese Öffentlichkeiten Ihr Forschungs- und Publikationshandeln?
- Gibt es aus Ihrer Sicht Öffentlichkeiten, die nicht in genügendem Masse Berücksichtigung finden im Forschungs- und Publikationshandeln der Geisteswissenschaften?
- Meinen Sie, dass alle geisteswissenschaftlichen Fächer mit denselben Öffentlichkeiten in derselben Form kommunizieren sollen? Gibt es fachspezifische Unterschiede?

### Praxisbericht 2 | «Forschen und Publizieren für wen, wie?»

- Gibt es für Ihre Forschungspraxis spezifische Adressatengruppen und Vorstellungen über deren möglichen Nutzen? Wie würden Sie das Spektrum der im Rahmen Ihrer Forschungs- und Publikationspraxis anvisierten Öffentlichkeiten beschreiben?
- Wie prägen diese Öffentlichkeiten Ihr Forschungs- und Publikationshandeln?
- Gibt es aus Ihrer Sicht Öffentlichkeiten, die nicht in genügendem Masse Berücksichtigung finden im Forschungs- und Publikationshandeln der Geisteswissenschaften?
- Meinen Sie, dass alle geisteswissenschaftlichen Fächer mit denselben Öffentlichkeiten in derselben Form kommunizieren sollen? Gibt es fachspezifische Unterschiede?

### «Wissenschaftspublika aus Sicht der Hochschulkommunikation.»

- Haben die Hochschulen als Institutionen einen spezifischen Kommunikationsauftrag? Falls ja, wie sieht dieser Auftrag aus und wer sind seine Adressaten?
- Welche Mittel halten Sie für geeignet, um diesem Kommunikationsauftrag nachzukommen?
- Welche Leistungen, Probleme und Desiderate lassen sich Ihres Erachtens derzeit ausmachen hinsichtlich der kommunikativen Kompetenz insbesondere der Geisteswissenschaften im Rahmen des hochschulkommunikativ Wünschbaren bzw. Notwendigen?

## Einleitendes Statement

## Aussenansichten | Perspectives externes

«Wissenschaftspublika der Geisteswissenschaften aus Sicht der Wissenschaftsforschung: Das Konzept imaginierter Nutzungsgemeinschaften»

- Was ist unter dem Konzept einer «imaginierten Nutzungsgemeinschaft» zu verstehen und was leistet das Konzept, um die Beziehungen zwischen wissenschaftsinternen und wissenschaftsexternen Steuerungsimpulsen zu verstehen?
- Welche Rückwirkungen haben imaginierte Nutzungsgemeinschaften auf die Identitätskonstruktionen von WissenschaftlerInnen und die daraus abgeleiteten Handlungsethiken?

«Wissenschaftspublika der Geisteswissenschaften aus Sicht der Presse»

- Welche Publika adressieren und erreichen die Geisteswissenschaften heute?
- Verhalten sich die Geisteswissenschaften gegenüber der nicht akademischen Öffentlichkeit erkennbar anders als andere Wissenschaften?
- Was könnten/sollten die Geisteswissenschaften tun, um ihren Platz in der Öffentlichkeit zu stärken?

«Der Nutzungskontext der Geisteswissenschaften in der paneuropäischen Wissenschaftsförderung»

- Wie können und sollen sich die Geisteswissenschaften in der europäischen Wissenschaftsförderung optimal platzieren?

# Wissenschaft für die Medienpraxis und für die Öffentlichkeit

*Stephan Russ-Mohl*

## Das European Journalism Observatory als Beispiel

Die Geistes- und auch die Sozialwissenschaften haben es in der Öffentlichkeit schwer, angemessen wahrgenommen zu werden. Soweit sich der Wissenschaftsjournalismus in den Redaktionen überhaupt als Spezialgebiet und eigenständiges Ressort herauskristallisiert hat, war es meist eingegrenzt auf die Natur- und Technikwissenschaften sowie auf die Berichterstattung über Medizin und Gesundheit. Geistes- und Sozialwissenschaften finden somit, wenn überhaupt, im Feuilleton statt – oder gelegentlich, aber eher zufällig, auch in allen anderen Ressorts sowie Umfrageergebnisse vorzugsweise im Vermischten.

Aber die mangelnde öffentliche Wahrnehmung war und ist vermehrt ein Problem der Wissenschaften selbst. Gerade weil die Redaktionen schrumpfen, weil vielerorts sich die Wissenschaftsressorts wieder aufgelöst haben, wird es wichtiger, dass Forschungseinrichtungen das tun, was Wirtschaftsunternehmen, Parteien, Ministerien und Nonprofitorganisationen seit Langem professionell betreiben: Sie müssen durch Öffentlichkeitsarbeit, insbesondere durch Medienmitteilungen, auf ihre Arbeit aufmerksam machen.

Eine Schlüsselstellung könnte dabei in der Zukunft jenen Studiengängen an den Hochschulen zukommen, die Journalisten und PR-Experten ausbilden: Gerade hier sollte der Nachwuchs lernen, wissenschaftliche Themen aufzugreifen und Forschungsergebnisse so darzustellen, dass ein spannender Beitrag entsteht, der auch Laien Information und Erkenntnisgewinn verheisst.

Aber auch Nachwuchswissenschaftler anderer Fächer, deren Forschungen ja meist aus öffentlichen Geldern finanziert werden, sollten frühzeitig lernen, dass sie der Öffentlichkeit und den Steuerzahlern gegenüber eine Bringschuld haben. Sie sind der Gemeinschaft gegenüber rechenschaftspflichtig.



tig, wofür Forschungsgelder verwendet werden und welche Erkenntnisse im Forschungsprozess entstehen.

Ergänzend zu den Beispielen, die in den folgenden Beiträgen vorgestellt werden, soll hier auf ein multilinguales Projekt aufmerksam gemacht werden, das im Bereich der Journalismus- und Medienforschung angesiedelt ist – also eines Forschungsfeldes, in dem sowohl Geistes- als auch Sozialwissenschaftler engagiert sind. Das inzwischen zehnsprachige European Journalism Observatory ([www.ejo.ch](http://www.ejo.ch)) lebt exemplarisch vor, wie sich Forschungserkenntnisse in der neuen, vom Internet bestimmten Medienwelt an Medienpraktiker und an ein breiteres, an Medien und Journalismus interessiertes Publikum herantragen lassen.

Das Misstrauen vieler Medienpraktiker gegenüber den Elfenbeinturm-Wissenschaftlern ist noch immer notorisch. Deshalb halten nicht nur viele Journalisten gebührend Abstand zum Forschungsbetrieb. Die «praxisnahen» Journalistenschulen und innerbetrieblichen Ausbildungsstätten neigen dazu, sowohl die Vermittlung wissenschaftlichen Grundwissens über Journalismus und Medienbetrieb als auch Techniken, wie sich Forschungsergebnisse in Journalismus «übersetzen» und damit wissenschaftliche Erkenntnisse auch für Nicht-Wissenschaftler nutzbar machen lassen, zu vernachlässigen. Es mangelt vielen dieser Ausbildungsgänge – wie den meisten Redaktionen und Medienbetrieben – an *Aufnahmebereitschaft* von relevantem wissenschaftlichem Wissen.

Umgekehrt durchlaufen die meisten Wissenschaftler, ja noch nicht einmal die Medien- und Journalismusforscher, keine journalistische Ausbildung. Sie kennen deshalb Redaktionen nicht aus der Binnenperspektive. Die meisten Forscher sind gar nicht in der Lage, andere Klaviaturen als die des wissenschaftlichen Publizierens zu bespielen. Sie neigen deshalb dazu, die handwerkliche Seite des Journalismus unterzubewerten. Es gelingt ihnen nicht, die Relevanz ihrer Erkenntnisse Medienpraktikern nahezubringen. Auch die *Abgabebereitschaft* der Forscher, ihr Wille, Forschungsergebnisse in die Praxis zu transferieren und sie dort fruchtbar zu machen, ist merkwürdig unterentwickelt – und schon deshalb werden sie in der Öffentlichkeit und von der Medienpraxis kaum wahrgenommen (vgl. Russ-Mohl 2009: 42 ff; vgl. auch Groebel 2010: 160).

Die folgenden Realitäten erschweren den Transfer und die Kommunikation:

- Die Welt und auch die Medienkonzerne sind zwar Globalisierungsprozessen unterworfen – der Journalismus ist indes eine bemerkenswert «lokale» Veranstaltung geblieben. In aller Regel findet er innerhalb eines Sprachraums statt und fokussiert dort obendrein aufs regionale, inzwischen sogar vermehrt aufs lokale und hyperlokale Geschehen. In der Journalistenausbildung stösst deshalb der «Blick über den Tellerrand» der eigenen Journalismus-Kultur schnell an Sprachbarrieren, in den meisten Curricula bleibt er eine Kür.
- So wichtig Medien und Journalismus für unser Alltagsleben sind: Medienjournalismus – also die Berichterstattung über Medien und Journalismus – hat sich nur in wenigen Redaktionen eigenständig etablieren können. Meist sind das traditionelle Printmedien wie die *New York Times*, der *Guardian*, die *FAZ*, die *SZ* und die *Neue Zürcher Zeitung*. Bei vielen ist nach einer kurzen Blütezeit das Medien«ressort» wieder auf Einzelkämpfer geschrumpft oder, wie beim Zürcher *Tages-Anzeiger* oder bei der deutschen *Zeit*, sogar ganz abgeschafft worden. Schon wegen der Marktenge erscheint es somit wenig sinnvoll, im Berichterstattungsfeld «Medien und Journalismus» eigene Ausbildungsangebote – wie für die klassischen Ressorts Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport, Lokales – zu institutionalisieren, obschon es für ähnlich marktengere Felder wie den Wissenschafts- oder den Reisejournalismus solche Spezialisierungsangebote bereits seit Jahren gibt.
- Weder Forschungsförderungseinrichtungen noch Journalisten bemühen sich derzeit aktiv darum, Erkenntnisse der Sozial- und Geisteswissenschaften für die Praxis oder gar die Öffentlichkeit zugänglich und nutzbar zu machen. Forschung zielt selten unmittelbar auf Praxisrelevanz. Ihre Ergebnisse werden zunehmend in englischer Sprache publiziert, so dass für Medienpraktiker eine zusätzliche Perzeptionshürde entsteht.

Umso wichtiger dürfte es sein, die Dozenten und die Studierenden der vielen und vielfältigen vorhandenen Studienangebote, die zum Journalismus und zu verwandten Medienberufen hinführen, kontinuierlich mit Informationen über Trends im Journalismus, in der Medienbranche und über neue Erkenntnisse der Medienforschung auch aus anderen Ländern zu versorgen, andererseits aber auch, sie dazu zu bewegen, an solch einem Informationsaustausch aktiv mitzuwirken. Denn selbst wenn der Journalismus lokal bleibt oder sich allenfalls «glokal» weiterentwickelt, ist der Blick auf andere Journalismus-Kulturen wichtig:

- Erst die Distanz zum eigenen Kirchturm eröffnet *Vergleichsmöglichkeiten* und somit die Chance, eigene Stärken und Schwächen zu erkennen, anderswo etwas zu lernen und auch zu begreifen, dass es oftmals nicht nur den einen, gewohnten Trampelpfad gibt, um ein Ziel zu erreichen.
- Vor allem *Best Practices* lassen sich erst durch den Blick über den Tellerrand, durch internationalen Vergleich ermitteln: nur wer weltläufig ist, wird von Branchenführern anderswo etwas lernen («*Benchmarking*»). Es hat zum Beispiel sehr lange gedauert, bis sich im deutschen Sprachraum herumgesprochen hat, dass Medienunternehmen mit Kollateralprodukten wie Büchern, CDs, Videos und Wein Geld verdienen können, obschon das in Italien und Spanien längst gängige Praxis war. Auch beim Formatwechsel hätten deutsche und Schweizer Verleger von ihren britischen und skandinavischen Kollegen lernen und letztendlich viel Geld sparen können, hätten sie sich für Forschungsergebnisse interessiert. Und im Blick auf Fehlerberichtigung und *Correction Policies* warten wir in Europa noch immer darauf, dass die Erkenntnisse amerikanischer Forscher und die Erfahrungen von US-Medienpraktikern auch in Europa Gehör finden (Maier 2005; Porlezza/Russ-Mohl/Zanichelli 2010). Das könnte dem Sinkflug entgegenwirken, in dem sich die mediale Glaubwürdigkeit seit Jahren befindet.
- Auch bei der journalistischen Recherche reicht nicht allein die Suchmaschine. Um realistisch einschätzen

zu können, wie (un)zuverlässig journalistische und andere Quellen sind, sollten Journalisten andere Journalismus-Kulturen kennen.

Es wäre deshalb sinnvoll, den Medienjournalismus – also die Berichterstattung über Medien- und Journalismusforschung (ebenso wie die Berichterstattung über andere Geistes- und Sozialwissenschaften) zu einem festen Bestandteil praxisnaher Journalismus-Curricula zu machen, auch wenn diese Berichterstattungsfelder in der realen heutigen Medienwelt weitgehend eine Kümmerexistenz fristen.

Im Berichterstattungsfeld Medien- und Journalismusforschung lässt sich sogar «doppelt» lernen: sowohl Handwerk, *wie* zu berichten wäre, lässt sich aneignen, als auch Fachwissen *über* Journalismus und Medien könnten vertieft werden. Und womöglich bliebe ja sogar etwas hängen – und die nachfolgende Journalistengeneration müsse dann endlich dem Medienjournalismus sowie der Berichterstattung über Sozial- und Geisteswissenschaften die Bedeutung zu, die ihm im Blick auf wünschenswerte Transparenz von Journalismus und Wissenschaft gebührte.

## Dienstleister der Journalistenausbildung

Was lässt sich an einem Hochschulstandort wie Lugano mit einer kleinen, neu gegründeten Universität dazu beitragen, dass Journalistenausbildung so «innovativ, international und interdisziplinär» wird, wie das der als USP (unique selling proposition) gedachte, etwas vollmundige Selbstdarstellungsslogan der Università della Svizzera italiana verheisst?

Wir wollten von Lugano aus einen sinnvollen Beitrag zur Professionalisierung des Journalismus leisten. Das multikulturelle, mehrsprachige Umfeld der Schweiz erwies sich als geeigneter Nährboden für ein Vorhaben, das sich als Dienstleister des Journalismus, der Medienforschung und der Journalistenausbildung versteht und dabei doch zugleich auch selbst ein Stück weit Ausbildungs- und Wissenschaftstransferprojekt ist: das Europäische Journalismus-Observatorium (EJO).

## Das EJO als Dienstleister der Journalistenausbildung

Das Europäische Journalismus-Observatorium (EJO) beobachtet Trends im Journalismus, in der Medienbranche sowie in der Medienforschung. Es baut Brücken zwischen den Journalismus-Kulturen, vor allem in Europa und in den USA. Es will einen Beitrag zur Qualitätssicherung im Journalismus leisten.

Zunächst in Lugano beheimatet, ist es heute ein Netzwerk, in dem mehrere Partner in zwölf Ländern und elf Sprachräumen zusammenwirken: Im Westen Europas sind es neben der Schweiz Universitäten und Forschungsstätten in Deutschland, Italien und Österreich, in Ost-, Zentral- und Südosteuropa Albanien, Lettland, Polen, Rumänien, Serbien, Tschechien und der Ukraine. Hinzu kommt als zentrale Plattform ein englischsprachiges Angebot, das an der Universität Lugano erstellt wird.

Das EJO arbeitet praxisnah. Es möchte die Kluft zwischen der Medienpraxis und der Medien- und Kommunikationswissenschaft, insbesondere der Journalismusforschung, verringern und orientiert sich dabei an den Bedürfnissen von Journalisten, Redaktionsleitern und Medienmanagern. Es stellt aber auch Journalistenausbildern und Studierenden der Kommunikationswissenschaft Information bereit.

Artikel und Aufsätze von EJO-Mitarbeitern und EJO-Kooperationspartnern werden nicht nur in wissenschaftlichen Publikationen, sondern in Zeitungen und in der Fachpresse zugänglich gemacht. Eine erste Multiplikatorwirkung erzielen die Beteiligten somit oftmals über die klassischen Printmedien.

Gerade für fachliche Information gewinnt indes das Internet an Bedeutung. Während andere Fachmedien sich mit ihren Webauftritten noch erkennbar schwertun, hat sich das EJO von Anfang an als Online-Plattform verstanden. Auf [www.ejo.ch](http://www.ejo.ch) und [www.ejo-online.eu](http://www.ejo-online.eu) wird derzeit in zehn Sprachen versucht, den Erkenntnistransfer anzuschubsen. Weitere europäische Sprachversionen (Bulgarisch, Französisch, Spanisch) sind in Vorbereitung und werden realisiert, sobald sich Sponsoren gefunden haben. Um die englische Ausgabe zu verbessern, befindet sich das EJO weiter auf Partnersuche.

Das EJO wurde im Frühjahr 2004 als gemeinnütziges Zentrum der Università della Svizzera italiana gegründet. Es wird von der Fondazione per il Corriere del Ticino in Lugano, von

der Stiftung Pressehaus NRZ in Essen sowie vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert.

Die Forscherinnen und Forscher im EJO-Netzwerk bemühen sich aktiv um den *Transfer* ihrer Erkenntnisse in die Medienpraxis und an interessierte Publika ausserhalb der Scientific Community. Die Website soll dabei zunehmend zur Plattform ausgebaut werden, um zumindest einen Teil der vielfältigen Publikationen mehrsprachig online zugänglich zu machen.

Hinzu kommen *internationale Konferenzen, öffentliche Veranstaltungen und jährliche Workshops*. Letztere fördern in kleinem Kreis den Austausch von Ideen, Erkenntnissen und Erfahrungen. Bei diesem Veranstaltungszyklus, der bisher von der Universität Lugano, dem MAZ und dem Medienhaus Wien getragen wurde, legen die Veranstalter grossen Wert darauf, dass sich Forscher und Medienpraktiker sowie junge und bereits erfahrene Teilnehmer aus jeweils mehreren Ländern begegnen (vgl. Egli von Matt et al. 2006; Merkel et al. 2007, Fioretti/Foa 2008 und Fioretti/Russ-Mohl 2009).

## Ausbildungsprojekt

Das EJO ist somit zugleich ein internationales, mehrsprachiges Ausbildungsprojekt, das in den beiden kleinen, vernachlässigten Feldern Medien- und Wissenschaftsjournalismus Impulse gibt, aber eben – mangels Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt nach Medien- und Wissenschaftsjournalisten – nicht im Rahmen eines eigenen Studiengangs: Für talentierte Studierende ist das EJO-Netzwerk ein Sprungbrett in die Praxis. Sie haben die Möglichkeit mitzuarbeiten, bezahlte studentische Mitarbeiter sammeln im Team ihre ersten journalistischen Erfahrungen, die Editors sind meist Doktoranden und obendrein bereits versierte Journalisten, die weitere wissenschaftliche und praktische Erfahrungen sammeln. Alle Beteiligten werden von Profis, die sowohl im Journalismus als auch in der Wissenschaft «zu Hause» sind, angeleitet.

Viele der Beiträge, die auf der Website publiziert werden, sorgen für Stoff, der sich in der Journalistenausbildung verwenden lässt – und der auch online kommentiert werden kann. Von dieser Möglichkeit zum Diskurs wird bisher allerdings noch wenig Gebrauch gemacht.

Es werden hohe Ansprüche an die journalistische Qualität gestellt, und die Wissenschafts- und Medienberichterstattung erweist sich als doppelt vermintes und schwieriges Terrain: Zum einen sind bei der «Übersetzung» von wissenschaftlichen Aussagen in Alltagssprache hochentwickelte Skills der Komplexitätsreduktion erforderlich, wenn zugleich sichergestellt werden soll, dass Wissenschaftler-Aussagen nicht verfälscht oder trivialisiert werden (vgl. Russ-Mohl 1985; Göpfert/Russ-Mohl 2000, 4. Aufl.). Zum anderen sind bei Medienthemen stets Eigeninteressen der Journalisten und Medienunternehmen im Spiel (Russ-Mohl 2000; Beuthner/Weichert 2005; Weinacht 2009). EJO-Autoren müssen diese kennen, allerdings ohne sie zu bedienen. Kritische Distanz zu wahren, fällt hier besonders schwer – auch in anderen Branchen hackt ja keine Krähe der anderen die Augen aus, und Journalisten sind obendrein dafür bekannt, dass sie auf Kritik überempfindlich reagieren.

## **Beteiligung der Wissenschaftler**

Auf Sicht gesehen, kann das EJO nur dann einen erkennbaren Beitrag zum Forschungstransfer und zur Verbesserung des Medien- und Wissenschaftsjournalismus leisten, wenn es in jedem Sprachraum von mehreren Forschern bzw. Instituten mitgetragen wird, sich also wirklich zur Plattform entwickelt.

Eine Herausforderung besteht darin, Forscher-Kolleginnen und -Kollegen zum Mitmachen zu animieren: Die meisten Geistes- und Sozialwissenschaftler, auch die Journalismus- und Medienforscher, sind eben zuallererst Wissenschaftler – und sehr oft keine Journalisten. Ausserdem sind sie in erster Linie darauf geeicht, im Peer Review zu reüssieren: Was zählt, sind Publikationen in Fachzeitschriften und die Aufmerksamkeit einer oftmals verschwindend kleinen Forscheröffentlichkeit. Es fehlt an Anreizen, erzielte Forschungsergebnisse auch der Medienpraxis und einer breiteren Öffentlichkeit mitzuteilen.

Um Forschern den Einstieg zu erleichtern, haben wir mehrere Ebenen der Beteiligung vorgesehen:

- *Basis-Partizipation*: Gelegentliche Zulieferung von Texten, Links, Forschungsarbeiten, die praxisrelevant sind (gerne auch zur Zweitverwertung, sofern es keine Copyright-Probleme gibt).

- *Mittleres Engagement*: Betreuung eines EJO-Arbeitsfelds – Zulieferung eigener und Akquisition fremder Beiträge, z.B. zu Themen wie Politikberichterstattung oder Medienökonomie.
- *Intensive Kooperation*: Enge institutionelle Zusammenarbeit mit den EJO-Partnern in der Forschung, beim Forschungstransfer und bei internationalen Konferenzen. Aktive Partizipation am weiteren Ausbau des EJO (neue Sprachversionen, Fundraising).

Letztlich bleibt zu hoffen, dass die Forschungsförderungseinrichtungen umsteuern und Anreize zum Mittun schaffen: Wer öffentliche Gelder für seine Projekte erhält, sollte auch in die Pflicht genommen werden, die Öffentlichkeit an seinen Erkenntnissen teilhaben zu lassen. Nur so liesse sich wohl verhindern, dass weiterhin allzu viele Forschungsergebnisse in Bibliotheksregalen verstauben und Webrepositorien verschwinden, statt in der Praxis Früchte zu tragen.

## Literatur

- Beuthner, Michael und Weichert, Stephan A. (Hg.) (2005), *Die Selbstbeobachtungsfälle. Grenzen und Grenzgänge des Medienjournalismus*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Egli von Matt, Sylvia et al. (Hg.) (2006), *Media Journalism in the Attention Cycle: Problems, Perspectives, Visions*, Lugano/Milano: Gianpiero Casagrande.
- Fioretti, Natascha und Foa, Marcello (eds.) (2008), *Islam and the Western World: The Role of the Media*, Lugano/Milano: Gianpiero Casagrande.
- Fioretti, Natascha und Russ-Mohl, Stephan (2009), *Merging Media, Converging Newsrooms*, Lugano/Milano: Gianpiero Casagrande.
- Göpfert, Winfried und Russ-Mohl, Stephan (2000, 4. Aufl.), *Wissenschaftsjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*, München: List Verlag.
- Groebel, Jo (2010), *Märchenstoffe*, in: Pörksen, Bernhard und Kriskche, Wolfgang (Hg.) (2010), *Die Casting-Gesell-*



- schaft. Die Sucht nach Aufmerksamkeit und das Tribunal der Medien, Köln: Halem Verlag, 148-161.
- Maier, Scott (2005), Accuracy Matters: A Cross-market Assessment of Newspaper Error and Credibility, in: *Journalism and Mass Communication Quarterly*, 82(3), 533-551.
- Merkel, Bernd et al. (Hg.) (2007), A Complicated, Antagonistic & Symbiotic Affair: Journalism, Public Relations and their Struggle for Public Attention, Lugano/Milano: Gianpiero Casagrande.
- Porlezza, Colin, Russ-Mohl, Stephan und Zanichelli, Marta (2010), Fehler über Fehler..., in: *Journalistik-Journal*, Nr. 2/Okttober, 16-17.
- Russ-Mohl, Stephan (1985), Journalistik-«Wissenschaft» und Wissenschafts-Journalistik. Anmerkungen zu Theorie und Praxis des Wissenschaftsjournalismus, in: *Publizistik* Heft 2-3, 30. Jg., 265-279.
- Russ-Mohl, Stephan (2000), «Berichterstattung in eigener Sache: Die Verantwortung von Journalismus und Medienunternehmen» und «Selbstbespiegelung, Schleichwerbung und Konkurrenzbeschimpfung: Beispiele für missglückte Medienberichterstattung», in: Russ-Mohl, Stephan und Fengler, Susanne (Hg.), *Medien auf der Bühne der Medien. Zur Zukunft von Medienjournalismus und Medien-PR*, Berlin: Dahlem University Press, 17-38.
- Russ-Mohl, Stephan (2009), *Kreative Zerstörung. Niedergang und Neuerfindung des Zeitungsjournalismus in den USA*, Konstanz: UVK.
- Weinacht, Stefan (2009), *Medienmarketing im Redaktionellen. Medienthematisierungen als Instrument der Unternehmenskommunikation von Medienorganisationen*, Baden-Baden: Nomos.

# Geisteswissenschaften und die Medien / Forschen und publizieren für wen, wie?

*Reinhard Schulze*

Das eigenständige Erkenntnisprofil der Geisteswissenschaft wurde oftmals in einem historisch-hermeneutischen Grundanliegen gesehen, dessen idiographischer Deutungsvorgang prinzipiell von den nomothetischen Zielsetzungen der Naturwissenschaften abzugrenzen sei (Windelband 1894, auch Rickert u.a.). Die hieraus abgeleiteten Erkenntnisverfahren («individualisierend», «einzelne Sachverhalte in umfassender Weise beschreibend»), also die Trennung der «zwei Momente des menschlichen Wissens» (Windelband) prägten nachhaltig das Selbstverständnis der deutschsprachigen Geisteswissenschaften (bei Rickert Kulturwissenschaften). Durch Rückgriff auf Kants Wissenschaftsklassifikation erhielten die Geisteswissenschaften eine breit anerkannte Legitimationsgrundlage, indem sie als Ausdruck der Vernunft und der Urteilskraft von den analytischen Naturwissenschaften abgegrenzt wurden, die als Ausdruck des Verstandes interpretiert wurden. Die Geisteswissenschaften verfügten in ihrer klassischen Zeit (1900-1960) über grosse Anerkennung, die auch dazu beitrug, dass die alten im Positivismus nomothetisch ausgerichteten Sozialwissenschaften zum Teil in die Geisteswissenschaften reintegriert wurden (Weber, Mead). Die Ordnungsbegriffe «nomothetisch» und «idiographisch» galten fortan auch auf institutioneller Ebene, wurden aber – gerade im Fall der Psychologie (Lurija 1986) – keineswegs umfassend akzeptiert (Cassirer). Der v.a. in der Persönlichkeitspsychologie verbreitete Anspruch, nomothetische Erkenntnis auch auf den Einzelfall aggregieren zu können, zeigte schon bald die Grenze dieses Ordnungsschemas auf.

Nun hat vor allem die Kritik am idiographisch ausgerichteten Historismus, dann auch am positivistisch-nomothetischen Selbstverständnis der Sozialwissenschaften massgeblich dazu beigetragen, die Geltung dieser normativen Setzung einzuschränken. Ihr historisch-hermeneutisches Selbstverständnis

ist mehr und mehr auf die Rekonstruktion, Analyse und Deutung von Prozessen hin ausgerichtet. Ihr Gegensatz zu den Naturwissenschaften besteht somit vornehmlich darin, dass Letztere, wie Wolfgang Frühwald sagt, resultatorientiert sind.

Natürlich bleibt ein idiographischer Kernbestand. Wenn sich nun die Geisteswissenschaften eine Diffusion ihrer Erkenntnisse in die nicht akademische Öffentlichkeit zur Aufgabe machen, sprich: für die Öffentlichkeit publizieren, ergibt sich zwangsläufig ein Interessenskonflikt. Denn in der Öffentlichkeit erfreuen sich gerade solche komplexen theoretischen Verallgemeinerungen einer grossen Beliebtheit, die nur einen begrenzten Wirklichkeitsbezug aufweisen. Man denke nur an die Popularität von Grosstheorien wie «Kampf der Kulturen» oder um in meiner Disziplin zu bleiben an Setzungen wie «Der Islam kennt keine Trennung von Religion und Staat». Diese Theorien bilden einen hermeneutischen Hintergrund, der als Bollwerk die Diffusion geisteswissenschaftlicher Erkenntnisse deutlich erschwert. Hinzu kommt die öffentliche Erwartung, dass auch aus geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen prognostische Aussagen abzuleiten seien. Man will wissen: Hat die Demokratie in der arabischen Welt eine Chance? Steht nicht der Islam der Demokratie im Wege, da er Religion und Staat nicht trenne und die westlichen Freiheitsrechte nicht kenne?

Geisteswissenschaftliche Erkenntnisse unterlaufen eine solche Urteilsbildung. Die Geisteswissenschaften enttäuschen die Öffentlichkeit im doppelten Sinne: Zum einen können und wollen sie nicht die Erwartungen erfüllen, die in der Öffentlichkeit bestehen. Sie können zwar Prozesse beschreiben, in der die *conditio humana* der Wirklichkeitsdeutung zur Geltung kommt, sie können aber nicht prognostisch sein, es sei denn sie verschreiben sich einer nomothetischen Sichtweise oder postulieren Grosstheorien. Letzteres wäre der Fall, wenn in einem Interview der Geisteswissenschaftler auf die Frage, ob die Demokratie in der arabischen Welt eine Chance habe, antwortete: «Da die arabische Welt mehrheitlich islamisch ist, da der Islam keine Gewaltenteilung kenne und da die Gewaltenteilung ein westlicher Wert ist, hat die Demokratie in der arabischen Welt keine Chance.» Es mag sein, dass der eine oder andere Geisteswissenschaftler tatsächlich so antwortet, doch mehrheitlich würde die Antwort für die Öffentlichkeit enttäuschend ausfallen: Sie könnte zum Beispiel lauten: «Die

Gewaltenteilung ist inzwischen zumindest unter der jüngeren städtischen Elite in vielen arabischen Gesellschaften zu einem positiven Wert geworden, der nun auch positiv genealogisch auf den Islam zurückbezogen wird.» Diese Erkenntnisse veraten natürlich nichts über die Zukunft, obwohl das öffentliche Informationsbedürfnis gerade auf Zukünftiges hin ausgerichtet ist.

Zum anderen enttäuschen Geisteswissenschaftler gerne, indem sie manchmal süffisant darauf verweisen, dass die Öffentlichkeit sich in der Beurteilung einer Sache schlicht täuscht. Mein Lieblingsbeispiel hierfür ist die öffentliche Annahme, der Bauchtanz sei ein alter orientalischer Fruchtbarkeitstanz. Hier kann die Wissenschaft die Öffentlichkeit nur enttäuschen: Faktisch handelt es sich um einen gegen 1844 in Paris kreierten Modetanz. Die Tatsache, dass die Geisteswissenschaft die öffentliche Informationserwartung wegen ihrer eher idio-graphischen und historischen Erkenntnisgestaltung oftmals enttäuschen muss, wird aber dadurch kompensiert, dass sie der Öffentlichkeit neue Beurteilungsmöglichkeiten eröffnet. Dabei ist sie jedoch zu einer Komplexitätsreduktion gezwungen, die ihrem eigenen Anliegen oftmals widerspricht. Als Beispiel sei auch hier auf den Arabischen Frühling verwiesen. Die Öffentlichkeit sieht ihn als einen Gesamtprozess, der auch gesamthaft beurteilt werden soll. Tatsache hingegen ist, dass dieser Name für ein komplexes Geflecht neuer so-zialer Geltungsansprüche steht, die in mindestens sechs arabischen Ländern in sehr unterschiedlicher Weise zum Ausdruck gebracht werden und die selbst innerhalb der einzelnen Länder nicht als ein homogener politischer Prozess aufzufassen sind. Um also der Wirklichkeit publizistisch gerecht zu werden, müssten die Informationen, die die Geisteswissenschaft zu diesen Prozessen rekonstruiert, analysiert und gedeutet hat, so verallgemeinert werden, dass der Verallgemeinerungsgrad noch einen verlässlichen Wirklichkeitsbezug hat, dass die Informationen trotzdem nicht theoretisch über-abstrakt formuliert werden und dass dem Wunsch der Öffentlichkeit nach einer Gesamtbeurteilung dennoch entsprochen werden kann. Die Geisteswissenschaft muss dann also die gewohnte Ausgestaltung der Verallgemeinerung durch abstrakte Theorien durch Informationen, die zwar allgemein, zugleich aber konkret sind, ersetzen. Modellhafte Vereinfachungen, wie sie die Naturwissenschaft leisten kann, wenn sie zum Beispiel den Klimawandel in der Öffentlichkeit

anspricht, stehen der Geisteswissenschaft nur selten zur Verfügung, da sie eben keine Modelle der Wirklichkeit beschreibt. Sie rekonstruiert und deutet eben die Vielfalt der Mensch-Umwelt-Beziehung über Jahrtausende hinweg in einer grossen Varietät von Artikulationsformen. Daraus lassen sich zwar auch historische Prozesse modellieren, doch stehen dem idiographisch ausgerichtete Erkenntnisinteressen und machtvolle Verallgemeinerung oft im Wege. Als Beispiel hierfür möchte ich eine Beurteilung anführen, die Henryk M. Broder über den Islam durchgeführt hat. Er sagte 2006 in einem Interview mit der österreichischen Zeitung *Der Standard*: «Der Unterschied liegt darin, dass im Islam keine Säkularisierung stattgefunden hat. Es hat keine Neuinterpretation gegeben, keine Verweltlichung, keine Aufklärung. Es gab dort keinen Mendelsohn, keinen Luther und auch keine bibelkritische Auslegung, die die Schrift nicht wörtlich nimmt.» Diese Aussage ist beispielhaft für die Verbindung idiographischer Zuordnung, makrohistorischer Behauptung und konkretisierter Verallgemeinerung. Sie entspricht zwar der öffentlichen Wahrnehmung, ist aber historisch, sachlich wie interpretativ schlicht Unsinn. Nur dagegen anzuschreiben, setzt voraus, dass a) der Wirklichkeitsverweis, der hinter den Begriffen Säkularisierung und Aufklärung steht, zugunsten eines Modellbegriffs relativiert wird, b) der Islam nicht ahistorisch als unbedingtes normatives Urteilschema gefasst wird und c) idiographisch gefasste Einzelheiten (Luther, Mendelsohn) nicht als *pars pro toto* für etwas Gesamthaftes (hier der Westen) behandelt werden. Die von Broder vorgenommene Komplexitätsreduktion bedingt zwangsläufig ein normatives Urteil, das zwar medial gut zu verkaufen ist, aber mit Wissenschaft nichts mehr zu tun hat. Akademisch lässt sich nun wunderbar dagegen anschreiben. Der Sache nach ist das auch nicht besonders problematisch. Sehr viel schwieriger ist es aber, dies in der publizistischen Öffentlichkeit zu tun. Eine Gegenrede könnte lauten: «In literarischen und intellektuellen Milieus osmanischer, arabischer und persischer Tradition lassen sich seit der Frühen Neuzeit Prozesse des Aufbrechens einer homogen erscheinenden Transzendenzordnung und der damit einhergehenden Subjektivierung identifizieren, in denen zugleich die Autonomie der religiösen Sphäre und der weltlichen Sphäre als komplementäre Wissensordnung anerkannt wurde.» Eine solche hoch abstrakte Aussage lässt sich nun

kaum in einer Sprache formulieren, die ähnlich wie die von Henryk Broder funktioniert. Eine mögliche Komplexitätsreduktion könnte lauten: «In der frühen Neuzeit hat es in der islamischen Welt Prozesse gegeben, die durchaus Ähnlichkeiten mit dem aufweisen, was wir Aufklärung nennen.» Aus wissenschaftlicher Perspektive aber ist die Aussage so kaum zu rechtfertigen. Auch bietet sie im Grunde keine Möglichkeit, das normative Urteil, für das Broders Aussage steht, zu korrigieren, weil die Evidenz nicht mitgeteilt wird. Wollte man aber der Evidenz beispielsweise in einem Interview zum Arabischen Frühling Raum verschaffen, müsste man dem Interviewer erst einmal eine Einführung in die islamische Ideengeschichte der Neuzeit geben. Das ist natürlich im Tagesgeschäft ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Transposition der Wissenschaftssprache in eine publizistische Sprache scheitert so oft schon im Ansatz. Dennoch gibt es durchaus erfolgreiche Strategien, die aber immer auf einem Kompromiss beruhen: Je konkreter der Sachverhalt ist, der angesprochen wird, desto einfacher kann die Transposition erfolgen. Wenn zum Beispiel gefragt wird: «Werden die alten libyschen Clans im neuen Übergangsrat keinen Einfluss mehr haben?», dann kann zum Beispiel wie folgt geantwortet werden: «Das ist nicht einfach zu beurteilen. Der Übergangsrat bestand ja vor allem aus Leuten, die aktiv an der Revolution teilgenommen haben, während die am 22.11.2011 eingesetzte Regierung von Akademikern und Diplomaten dominiert wurde, die im Exil lebten. In der Regierung dürfte so der Einfluss der Stämme schwach sein, hingegen spielen sie im Exekutivrat gewiss eine Rolle. Da die Rolle jedoch nicht politisch ist, dürften die Stämme vor allem bei der Machtverteilung mitreden, nicht aber bei der zukünftigen politischen Ausrichtung des Landes.» Diese Antwort zeigt einen Rollenwechsel: Hier redet der Geisteswissenschaftler nicht als Wissenschaftler, sondern als Experte. Die Transposition ist also zugleich der Wechsel von einer wissenschaftlichen Sprachhaltung in eine Sprachhaltung, die Expertise zum Ausdruck bringt. Der Wechsel der Rolle des Geisteswissenschaftlers zu der eines Experten dürfte wohl den Modus beschreiben, in dem der Wissenstransfer aus der akademischen Welt in die Öffentlichkeit erfolgt. Als Experte nimmt der Wissenschaftler dann automatisch eine Mittelposition zwischen Wissenschaft und Poli-

tik ein. Er ist dann weder akademisch-wissenschaftlich noch politisch. Die Sprachhaltung als Experte bedingt zwangsläufig Kompromisse: Die gewohnte Kombination von theoriegeleiteter Verallgemeinerung, Prozessanalyse und idiographischer Differenzierung tritt dann zugunsten einer durch gute Beispiele belegten konkreten Verallgemeinerung in den Hintergrund. Das Grundanliegen der «Enttäuschung» bleibt aber selbst in einer Expertenrede bestehen. Eine apolitische Haltung des Expertentums kann hier durchaus hilfreich sein. Erst wenn sich das Expertentum eine eigenständige, apolitische Geltung verschafft, kann es auch Wissen so diffundieren, dass es in die politisch-öffentliche Urteilsbildung erfolgreich einfließt. Hier kann die Geisteswissenschaft durchaus von der Naturwissenschaft lernen. Ihr Erfolg, das Thema Klimawandel politikfähig zu machen, beruhte gerade auf der Strategie, wissenschaftliche Erkenntnisse in Form einer Expertise neu zu formulieren und dadurch eine Debatte zu gestalten, die seit dem Umweltgipfel 1992 in Rio de Janeiro globale Bedeutung erlangt hat.

So grosse Themen werden die Geisteswissenschaften jedoch kaum besetzen können. Aber in Teilbereichen scheint es mir sehr sinnvoll, wenn sich die Geisteswissenschaften die Chance der Rolle als Expertentum bewusst machen. Das bedeutet natürlich nicht, dass jede geisteswissenschaftliche Erkenntnis als Expertenwissen neu zu formulieren ist. Im Gegenteil: Die Intermediarität des Expertentums bedingt, dass die Geisteswissenschaften dann in die Rolle eines Expertentums eintreten, wenn es gilt, aus der wissenschaftlichen Bearbeitung von relevanten Sachproblemen, bedeutsamen Prozessen und normativer Urteilsbildung Erkenntnisse zu generieren, die in Form einer Expertise der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden sollten. Diese Expertise umfasst meist eine Umdeutung der Bedeutungskonventionen: Wenn zum Beispiel Geistes- und Sozialwissenschaftler die israelischen Siedlungen auf der West Bank nicht politisch, sondern als Problem der Landschaftsplanung deuten, wenn sie die palästinensische Flüchtlingssituation unter dem Aspekt der Integration statt aus staatsrechtlicher Perspektive interpretieren, wenn sie Jerusalem nicht als politisches Problem, sondern als Problem der Denkmalpflege behandeln, wenn also Wissenschaftler den israelisch-palästinensischen Konflikt als Experten entpolitisieren, dann besteht durchaus die Chance, dass

aus den Geisteswissenschaften heraus Debatten erwachsen, die auch politische Relevanz haben können. Doch diese Rolle will gelernt sein. Es geht nämlich nicht allein um die In-Wert-Setzung geisteswissenschaftlicher Erkenntnis, sondern um die Bestimmung von Diskursen, die eine solche Expertenrolle überhaupt erst möglich machen.





# Praxisbericht 2: «Forschen und publizieren für wen, wie?»

*Jean-Jacques Aubert*

- Gibt es für Ihre Forschungspraxis spezifische Adressatengruppen und Vorstellungen über deren möglichen Nutzen? Wie würden Sie das Spektrum der im Rahmen Ihrer Forschungs- und Publikationspraxis anvisierten Öffentlichkeiten beschreiben?
- Wie prägen diese Öffentlichkeiten Ihr Forschungs- und Publikationshandeln?
- Gibt es aus Ihrer Sicht Öffentlichkeiten, die nicht in genügendem Masse Berücksichtigung finden im Forschungs- und Publikationshandeln der Geisteswissenschaften?
- Meinen Sie, dass alle geisteswissenschaftlichen Fächer mit den selben Öffentlichkeiten in derselben Form kommunizieren sollen? Gibt es fachspezifische Unterschiede?

## **La recherche en sciences de l'Antiquité classique**

Les sciences de l'Antiquité classique traitent du monde antique méditerranéen dans la longue durée, soit près d'un millénaire et demi (depuis env. 800 av. J.-C. jusqu'au VI<sup>e</sup> siècle apr. J.-C., voire au-delà pour sa partie orientale), et dans tous ses aspects culturels, sociaux, économiques, politiques et religieux. A l'origine, le monde classique était défini par l'usage des deux langues anciennes que sont le grec et le latin, attestées dans des textes écrits, littéraires et documentaires. Cette définition a évidemment explosé sous l'effet de l'inclusion des cultures longtemps considérées comme marginales ou périphériques, mais dont on sait maintenant qu'elles ont été oblitérées moins par les pouvoirs dominants de l'époque que par le manque d'intérêt de la communauté scientifique à travers les âges.

La connaissance de ces autres cultures passe aussi – pour ne pas dire essentiellement – par les témoignages matériels

(archéologiques) et environnementaux, dont l'étude est en plein essor actuellement, mais dont il sera peu question dans ce qui suit, pour une raison historique, qui a consacré, et ce dès l'Antiquité, la primauté du texte sur l'objet et le milieu. Pendant des siècles, les érudits ont dépensé une énergie remarquable à découvrir ou redécouvrir des textes grecs et latins, pour ensuite les copier, les éditer et les commenter, alors que la culture matérielle était négligée, pour ne pas dire pillée. Et cette primauté historique du texte sur l'objet, qui tend à s'inverser actuellement, a certainement contribué à faire de la recherche en sciences de l'Antiquité classique une affaire d'initiés, en raison des compétences linguistiques requises pour y accéder et y participer.

### L'obstacle des langues

L'Antiquité nous a légué une masse considérable de textes, héritage qui augmente encore périodiquement grâce à la découverte et publication de nouveaux documents. L'utilisation et la mise en valeur de ces textes supposent la connaissance des langues. Outre le latin et le grec (dans toutes leurs variantes diachroniques, sociolinguistiques et dialectales), le chercheur doit aussi prendre en compte, selon ses intérêts, l'hébreu, l'égyptien (en particulier le démotique et le copte), le syriaque, l'éthiopique, l'arménien, voire l'arabe. Aux langues utilisées à l'époque, il faut ajouter six ou sept langues modernes de travail (l'allemand, l'anglais, le français et l'italien, de plus en plus l'espagnol, voire le hollandais et le russe).

Ce bagage linguistique est un prérequis, pour le chercheur comme pour son public, en particulier son lectorat scientifique. Par comparaison avec d'autres disciplines des sciences humaines et sociales, ce seul facteur s'avère fortement sélectif et exclusif dans la production comme dans la réception des résultats de la recherche. Il est aussi révélateur du caractère international, pour ne pas dire universel, de la discipline, et de son ancienneté.

Il existe bien sûr des traductions des sources primaires, voire d'une petite partie de la littérature secondaire ou scientifique. Le passage par une *lingua franca* – rôle joué longtemps par le latin, comme l'attestent encore les préfaces des éditions critiques de textes – se heurte à des résistances farouches de

la part des chercheurs européens, la prééminence de l'anglais étant évidente et mal vécue.

Pour ce qui est des sources primaires, les textes, le problème se pose en d'autres termes, car seul l'accès au texte original permet l'analyse critique, que ce soit dans une approche littéraire ou historique et, a fortiori, linguistique. De ce fait, les traductions en langues modernes, nombreuses et en constante augmentation, sont plus utiles comme commentaires interprétatifs que comme base de travail, quelles qu'en soient la précision et la qualité esthétique.

### **Le caractère universel des sciences de l'Antiquité classique**

L'effet marginalisant de ces exigences linguistiques est toutefois largement compensé par le caractère universel des sciences de l'Antiquité classique. Même si l'on a dû finir par admettre que l'intérêt pour la culture intellectuelle gréco-latine était le fait de l'eurocentrisme du monde académique pendant les périodes coloniale et post-coloniale, il n'en demeure pas moins que le monde moderne et ses modes de pensée sont largement tributaires de l'héritage classique. C'est ce qui vaut aux études classiques d'être représentées dans les universités du monde entier, y compris dans ses parties qui n'avaient historiquement aucun contact avec le monde méditerranéen antique (l'Amérique, le Japon et l'Asie du Sud-Est, l'Océanie).

La communauté scientifique actuelle est transnationale. Les chercheurs néo-zélandais, finlandais ou brésiliens ont des intérêts et des approches similaires à celles pratiquées dans les régions qui faisaient anciennement parties du monde gréco-romain. Cela n'a pas toujours été le cas. Il y eut un temps où les écoles nationales conditionnaient les approches comme les intérêts, voire la portée idéologique du discours scientifique. Finalement, le degré d'intensité et le niveau qualitatif de la recherche sont moins liés à la proximité géographique ou historique du monde antique qu'aux moyens engagés et à l'attitude générale face aux sciences humaines. C'est ce qui explique l'engouement pour les sciences de l'Antiquité, philologie classique, histoire ancienne et archéologie, sur les continents américains ou en Afrique du Sud.

## L'accessibilité de la matière première

La recherche se pratique donc à l'échelle planétaire. Se pose alors la question de l'accessibilité du matériel de base, en l'occurrence les textes littéraires et documentaires, ainsi que leur support matériel premier, qu'il s'agisse de papyrus, de tablettes de bois recouvertes de cire, de parchemin, ou d'autres matériaux durables, comme la pierre, le métal ou l'argile (ostraca). Jusqu'à une époque récente, les chercheurs dépendaient de bibliothèques ou de musées dont les collections étaient très inégales. Une bonne recherche ne pouvait se faire que dans les grands centres. Avec l'arrivée de la numérisation des données, les disparités ont commencé à se résorber. Il faut dire que les antiquisants ont été des pionniers en la matière, ce qui peut paraître paradoxal étant donné la réputation de conservatisme qui affecte depuis longtemps le domaine de la philologie classique. Mais le fait qu'un certain David W. Packard ait commencé sa carrière avec une thèse de doctorat intitulée *A Concordance to Livy* (diss. Harvard University, 1968) n'est pas tout à fait étranger à ce fait.

Depuis les années 1980, les antiquisants ont élaboré et construit de larges banques de données, compilées à partir de textes publiés sous forme de livres. L'existence et la mise à disposition gratuite en ligne de ces banques de données changent drastiquement la vie des chercheurs, permettant non seulement une publication rapide mais aussi une constante mise à jour, par addition et par correction, de la matière première que sont les sources textuelles. Je prendrai deux exemples, le premier dans le domaine du droit romain, le second dans celui de la papyrologie documentaire.

### Droit romain

Lors d'un premier séjour en 2004 à l'Université de Hawaïi at Manoa, j'ai dû constater que la bibliothèque de droit romain – la seule à disposition dans l'Etat – se limitait à un rayon d'étagère. Grâce au *Iustinianus Project* (*The Roman Law Library*, <http://webu2.upmf-grenoble.fr/Haiti/Cours/Ak/>) développé à l'Université de Grenoble par Yves Lassard et Alexandre Koptev, cette insuffisance a été plus que comblée. Tous les

textes juridiques antiques connus, en latin et en grec, sont disponibles sur ce site, parfois dans plusieurs éditions différentes, en principe assez anciennes pour éviter des problèmes de droits d'auteur. On y trouve aussi des traductions et une bibliographie régulièrement mise à jour.

## Papyrologie documentaire

Toutefois, en matière d'accessibilité, la palme revient sans doute aux papyrologues, qui depuis un quart de siècle ont développé des bases de données des textes documentaires, liées les unes aux autres.

L'expérience a débuté dans les années 1980 avec le *Duke Data Bank of Documentary Papyri* ([idp.atlantides.org/trac/idp/wiki/DDBDP](http://idp.atlantides.org/trac/idp/wiki/DDBDP)), produit d'une simple numérisation de documents publiés depuis la fin du XIX<sup>e</sup> siècle.

Ces documents ont été ensuite répertoriés selon un masque de saisie plus élaboré, qui permet des recherches à différents niveaux grâce au *Heidelberger Gesamtverzeichnis der griechischen Papyrusurkunden Ägyptens*, dont le *Hauptregister* ([www.rzuser.uni-heidelberg.de/~gv0/gvz.html](http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~gv0/gvz.html)) recense actuellement 58 792 entrées:

Comme la vérification des transcriptions s'avère vitale non seulement pour les papyrologues dans leur travail d'édition et de commentaire, mais également pour les historiens qui utilisent ces documents comme sources historiques, il a paru utile d'assortir un grand nombre de ces documents d'images digitalisée sur APIS ([www.columbia.edu/cu/lweb/projects/digital/apis/index.html](http://www.columbia.edu/cu/lweb/projects/digital/apis/index.html)).

Selon les statistiques de 2007, ce ne sont pas moins de 28 677 entrées (= textes), doublées de 18 670 images digitalisées, de textes grecs (grande majorité) et latin (petite minorité), dont certains sont encore inédits, qui sont mis gratuitement à la disposition des chercheurs.

Toutes ces ressources, et d'autres encore (*Trismegistos*, *Bibliographie papyrologique*, *Checklist of Greek, Latin, Demotic and Coptic Papyri, Ostraca and Tablets*: [papyri.info/resources.html](http://papyri.info/resources.html)) sont regroupées en un portail unique ([www.papyri.info/](http://www.papyri.info/)).

A travers ces deux exemples, on constate l'importance accordée à la mise à disposition des sources primaires (= données), car c'est sur la base de celles-ci que, dans le domaine de la philologie classique comme dans celui de l'histoire ancienne, tout discours scientifique se construit.

## Domaines voisins

Des domaines voisins, comme l'épigraphie grecque et latine, la papyrologie littéraire, la codicologie et la paléographie, suivent le même chemin, mais avec un peu de retard. Outre l'accessibilité accrue du corpus de sources primaires, c'est aussi son élargissement qui est en jeu. Chaque année, on trouve des textes nouveaux, essentiellement des inscriptions grecques ou latines, voire dans d'autres langues anciennes, des papyrus, des ostraca ou des tablettes. Au fil du temps, les textes classiques même connus depuis longtemps font l'objet de nouvelles éditions, dont la vocation est d'offrir le texte le plus fiable possible, c'est-à-dire le plus proche de son état original.

À l'échelle des données à disposition des sciences humaines et sociales au sens large, l'apport peut paraître microscopique, mais il est parfois révolutionnaire. Je citerai rapidement un exemple emprunté à l'épigraphie juridique latine:

La *Lex libitinaris* de Pouzzoles a été découverte en 1959, publiée dans l'*Année épigraphique* 1971 (n° 88), et republiée avec traduction et commentaire en 2003 et 2004. Il s'agit d'un règlement municipal ou cahier des charges d'une entreprise de pompes funèbres, accessoirement en charge des exécutions capitales, dans la colonie de Pouzzoles à la fin de l'époque républicaine. Malgré l'ubiquité du phénomène de la mort et des contraintes de salubrité publique qu'elle entraîne, on n'en connaît qu'un unique parallèle dans une inscription très lacunaire en provenance de la ville voisine de Cumae (*AE* 1971, n° 89).

Ce texte est maintenant disponible sur le site de *The Roman Law Library*, mis à jour périodiquement. Pendant longtemps il a été insuffisamment équipé, d'un appareil critique, d'une traduction et d'un commentaire, pour être utile et utilisé. Le travail des philologues se termine là où commence celui des

historiens: les deux démarches peuvent s'étaler sur des décennies et se poursuivre parallèlement, concurremment ou en synergie. Les résultats préliminaires, intermédiaires et «définitifs», pour autant que cela existe, trouvent leur place dans des articles publiés dans des périodiques, dans des monographies ou dans des ouvrages collectifs. Ils viennent alimenter le débat sur l'organisation des pratiques funéraires (*lex libitinaria*), les institutions municipales, les relations entre sphère publique et entreprise privée, et le droit pénal romain dans son application hors de la ville de Rome. L'intérêt de ce texte ne se limite pas aux sciences de l'Antiquité, mais déborde sur d'autres périodes de l'histoire et sur les domaines de l'anthropologie, de la sociologie et du droit.

Le renouvellement des textes, par addition, extension ou amélioration, n'est pas une fin en soi, mais constitue un travail préparatoire qui permet la mise en œuvre ou la mise en série des sources, dans le but de documenter et d'expliquer des problématiques plus vastes et plus complexes, toujours renouvelées en dialogues avec d'autres disciplines.

### **Objectifs de la recherche en sciences de l'Antiquité classique**

L'un des objectifs principaux du chercheur en sciences de l'Antiquité classique est de rendre son matériel

- accessible par la publication à un large public constitué aussi bien de spécialistes que d'amateurs;
- fiable grâce à un travail d'édition rigoureux et critique;
- utilisable à l'aide d'une mise en contexte adéquate;
- pertinent eu égard aux problématiques dans lesquelles il s'intègre;
- et pérenne face aux risques de destruction, perte ou altération.

### **Public visé**

Le public visé peut être divisé en deux catégories, dont chacune est touchée par des canaux de diffusion bien distincts:



## a) les spécialistes

- de l'une ou l'autre discipline constitutive des sciences de l'Antiquité classique (philologues classiques, critiques littéraires, historiens de la langue, de la littérature, de la société, de l'économie, du droit, des religions, des techniques et des sciences, etc.);
- de l'une ou l'autre discipline traitant d'une période différente (préhistoriens ou médiévistes, voire modernistes et contemporanéistes);
- de l'une ou l'autre discipline focalisée sur une aire géographique différente (Amérique précolombienne, sous-continent indien, Proche-Orient, Moyen-Orient, Chine, Asie du Sud-Est, Afrique, etc.);
- de la réception de l'héritage classique;
- de disciplines voisines (linguistes, anthropologues, théologiens, juristes, médecins, etc.);

Ce lectorat est atteint par des ouvrages collectifs, des périodiques et revues scientifiques, des monographies, voire une mise en ligne sur sites personnels (work in progress) ou institutionnels (Bibliothèque numérique: [doc.rero.ch/](http://doc.rero.ch/)).

## b) les non-spécialistes

Conscients du caractère marginal et exclusif de leur domaine, les antiquisants ont beaucoup investi dans la vulgarisation, à travers films documentaires, conférences et expositions, mais aussi en s'assurant une certaine présence dans la presse, en particulier dans les magazines. La démarche a donné lieu à de belles créations artistiques, romans historiques (A. Köstler, *Spartacus/The Gladiators*, 1939; M. Yourcenar, *Les mémoires d'Hadrien*, 1951), films littéraires ou de fiction (M. Cacoyannis, *Ilektra*, 1962; R. Scott, *Gladiator*, 2000), séries télévisées (J. Milius et al., *Rome*, 2005-2007), etc. Depuis une décennie, on assiste également à une prolifération de jeux de rôle (M. Carnes et al., *Reacting to the Past*, 2000-2012: *The Threshold of Democracy: Athens in 403 BCE; Beware the Ides of March, Rome 44 BCE; Constantine and the Council of Nicaea, 325 CE*: [reacting.barnard.edu/](http://reacting.barnard.edu/)). Tous les critiques s'accordent pour reconnaître le caractère scientifique et artistique de ces diverses entreprises et de bien d'autres encore.

## Conclusion

Les chercheurs en sciences de l'Antiquité classique s'efforcent de prendre conscience de l'intérêt que peut susciter leur domaine au sein d'une communauté scientifique et culturelle vaste et diverse, et d'identifier la nature de la demande qui traduit cet intérêt et son origine. Le moyen de publication est bien entendu déterminé en fonction du public visé. Il s'agit alors de lui adapter le mode de communication, la forme rhétorique et le niveau de technicité. En tous les cas, on s'attache à éviter le cloisonnement disciplinaire en provoquant le débat et en s'intégrant à celui des autres, en capitalisant sur la spécificité des objets, des approches et des méthodes.

En fin de compte, la recherche en sciences de l'Antiquité classique constitue une démarche intellectuelle exigeante, dans laquelle le processus méthodologique peut paraître plus important que le résultat final auquel il aboutit.



# Wissenschaftspublika aus Sicht der Hochschulkommunikation

*Thomas Schaller*

Schwer zu sagen, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu forschen haben, damit sie draussen gehört werden – zumindest von denjenigen, von denen sie erwarten, dass sie sie hören. Geschweige denn verstehen. Es gibt kein Patentrezept für gesicherten Zugang zu den Medien oder den schnellsten Weg zu potenziellen Geldgebern mit ihren Drittmitteln. Es gibt kein Patentrezept, das einfach so hilft, den direkten Nutzen aus Forschung für alle sichtbar ins Schaufenster zu stellen. Und doch kann Kommunikation im Dienste von Wissenschaft und Hochschule funktionieren. Das Beispiel der ETH Zürich zeigt mögliche Ansätze.

Die Kernaufgabe heisst: zusammen mit Partnern aus Forschung, Lehre und Management erstens Wissenschaft zu kommunizieren und Orientierungswissen bereitzustellen, zweitens Image und Reputation aufzubauen und damit und drittens mitzuhelfen, eine langfristige solide Grundfinanzierung zu sichern. Es gilt, klug zu kommunizieren. Was leicht gesagt ist. Denn Kommunikation ist das, was ankommt, nicht das, was wir sagen. Die Hälfte aller Kommunikationsmassnahmen ist denn auch für die Katz – nur wissen wir nie so genau, welche Hälfte gemeint ist. Immerhin leuchtet ein: Gute Kommunikation ist Chefsache, Kommunikation ist aber vor allem einmal Teamarbeit und will gut vorbereitet sein!

Kurz: Kommunikation einer Organisation wirkt dann, wenn sie wichtige Akteure dazu bringt, in ihrem Sinne zu handeln und diese ideell oder auch materiell zu unterstützen. So wird Kommunikation zu einem *strategischen Instrument*. Soll Kommunikation an Hochschulen gelingen, muss sie sich fokussieren, muss die vielen Akteure zusammenführen, muss die strategischen Ziele, Leitlinien, Themen und Kernbotschaften aus gesamtuniversitärer Sicht kennen und sich danach ausrichten. Sie muss unterscheiden können zwischen institutionellen Interessen und solchen der Wissenschaft. Sie muss aber vor allem die wichtigen Anspruchs- respektive Ziel-

gruppen und deren Informationsbedürfnisse kennen und sich danach richten.

### Als wärs ein Unternehmen

Um modellhaft an die Aufgabe herangehen zu können, lohnt es sich auch einmal, grundsätzlich von Akteuren zu sprechen, von der Hochschule als einem Unternehmen, von Marke, von Management. Wobei immer und sogleich zu betonen ist: Es gilt in jedem Fall die akademische Freiheit! Was die Kommunikation nicht zwangsläufig vereinfacht. Doch im Grunde geht es darum aufzuzeigen, wie in der heutigen Medienwelt, wo Personalisierung, Skandale und Emotionen das Regime führen, auch per se schwierig zu vermittelnde wissenschaftliche Inhalte bei bewusst ausgesuchten Teil-Öffentlichkeiten Gehör finden und Reaktionen auslösen können. Glaubwürdige Kommunikation heute braucht demnach eine strategische, klare und koordinierte Kommunikation *aller* Angehörigen einer Institution auf allen Ebenen.

Abbildung 1 veranschaulicht, wie man sich die Hochschule als ein Unternehmen mit integrierter Kommunikation und integriertem Marketing strukturell einfach vorstellen kann.

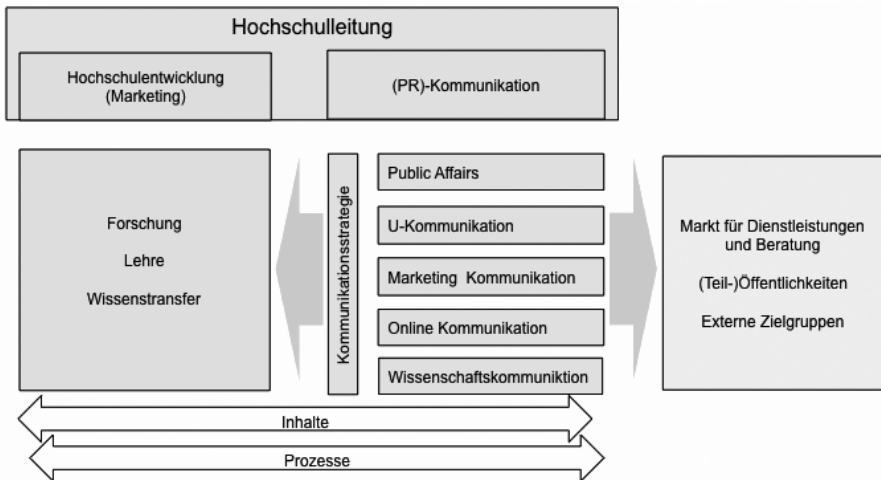


Abbildung 1: Als wärs ein Unternehmen: Marketing und Kommunikation in einer Hochschule

Damit die Kommunikationsverantwortlichen von Hochschulen und Universitäten ihre Aufgabe als *strategische* Aufgabe führen können, benötigen sie Vorgaben. An der ETH Zürich sind dies die Strategie- und Entwicklungsplanung. Darin zeigt sich die Sicht der Institution und deren langfristige Ausrichtung, die von Schulleitung und Professorenschaft in einem gut strukturierten, kontinuierlichen Prozess definiert wird. Ein wichtiger Ausgangspunkt dabei ist das Selbstverständnis einer Hochschule. Die ETH Zürich versteht sich als Denkplatz, Laboratorium und als Vermittlerin wichtiger gesellschaftlicher Themen. Sie ist sich als massgeblich vom Bund finanzierte Institution ihrer besonderen Rechenschaftspflicht bewusst.

Daraus leitet sie ihren Kommunikationsauftrag auch ab: Die ETH Zürich verfolgt den Anspruch, mit allen Anspruchsgruppen, intern und extern, im Austausch zu stehen und für die Verständigung der Gesprächspartner zu sorgen. Sie informiert laufend über ihre Aktivitäten, Forschungsergebnisse sowie über die absehbaren bzw. denkbaren Folgen aus neuen Erkenntnissen. Sie bietet damit Orientierung und leistet mit Entscheidungsgrundlagen aus Expertensicht einen Beitrag zum gesellschaftlichen und politischen Meinungsbildungsprozess. Entsprechend steht im Art. 19 der Organisationsverordnung der ETH Zürich geschrieben:

1. Der Infrastrukturbereich Hochschulkommunikation sorgt für die integrierte Kommunikation der ETH Zürich. Er wirkt als Leit-, Koordinations- und Servicestelle in Fragen der internen und externen Kommunikation. Er stärkt Marke und Reputation der ETH Zürich.
2. Er ist dem Präsidenten/der Präsidentin unterstellt.

## Zielgruppen – das A und O

Basierend auf diesen Grundlagen, ist 2011 eine neue Kommunikationsstrategie erarbeitet worden mit dem Ziel, die tägliche Kommunikationsarbeit auf ein gutes und greifbares Fundament zu stellen. Alle wichtigen ETH-internen Akteure von zentralen und dezentralen Einheiten, die sich irgendwie mit Kommunikation im Rahmen der eigenen Aufgaben beschäftigen, waren

mit eingebunden. Die Haupterkennnis, die sich wesentlich auch in der Zielgruppenkarte gemäss Abbildung 2 zeigt, lautet: Man erwartet, dass die ETH-Hochschulkommunikation die institutionelle Kommunikation verantwortet und diese konsequent auf Zielgruppen sowie auf Themen und Medien aus Sicht Hochschule ausrichtet.

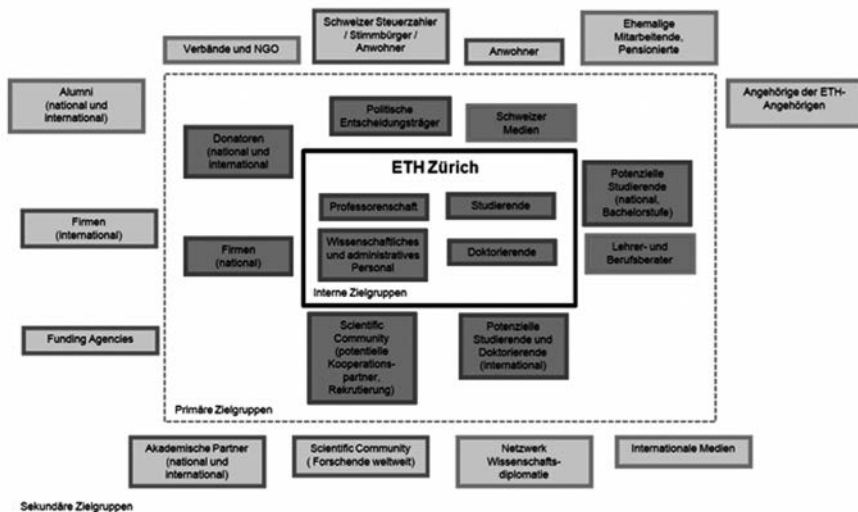


Abbildung 2: Mögliche Zielgruppenkarte einer Hochschule

In der Kommunikationsarbeit mit Zielgruppen teilt sich die zentrale Kommunikationsabteilung die Arbeit mit den Organisationseinheiten, die ihrerseits auch eigene, für sie wichtige Zielgruppen selbstständig bedienen. Und sie koordiniert wenn immer möglich alle diese Aktivitäten laufend.

### Drei Beispiele aus der Praxis

Interessantes Beispiel hierzu ist die Zielgruppe «Alumni» – eine wichtige, aber sehr heterogene Zielgruppe. Tatsache ist, dass die Hochschulkommunikation viele und vor allem die etablierten Ehemaligen bereits mit vielen andern Kommunika-

tionsmassnahmen in ihrer eigentlichen Rolle in deren Berufswelt erreichen und ansprechen: als CEOs, als Donatoren, als Politiker, als Forschende oder Fachleute. Deshalb erscheint ab März 2012 das neue, vollständig überarbeitete Wissenschaftsmagazin «Globe – stay connected» unter dem gemeinsamen Absender von ETH Zürich und ETH Alumni. Aus zwei wird also eins: Aus den bisherigen Zeitschriften Globe und Connect wird ein einziges, hochwertiges Wissenschaftsmagazin.

Das neue Magazin erscheint gedruckt auf Deutsch und etwas später neu als iPad-Version in Englisch. Ziel ist, die gedruckte Auflage und damit die Kosten zu senken und gleichzeitig mehr Leserinnen und Leser zu erreichen, weltweit! Wir verbinden also die Vorteile von gedruckten Magazinen mit den Bedürfnissen jüngerer Nutzererwartungen und bedienen uns moderner Vertriebswege. Die Inhalte erzählen von gelebter und erlebter Wissenschaft. Darüber hinaus bedienen die Alumni ihre Mitglieder natürlich mit neuen Medien und eigenen, neu ausgerichteten Newslettern und fördern so deren Zusammenhalt und Austausch.

Voraussetzung für eine effiziente Kommunikation sind wie gesagt ein gemeinsames Verständnis von Zielen und Aufgaben innerhalb der eigenen Institution sowie klare Zuständigkeiten für Kommunikationsaufgaben. In Zeiten von Web 2.0 werden zudem die Angehörigen der ETH Zürich immer wichtiger, und zwar als unsere Botschafterinnen und Botschafter! Und dies setzt eine verstärkte *interne Kommunikation* voraus. Neue Webplattformen sind denn auch das A und O künftiger Anstrengungen. An der ETH Zürich arbeiten wir zurzeit an einem neuen Webauftritt und nehmen dabei Abschied von der Idee, einfach die eigene Organisation mit ihrer schieren Menge an Informationen abzubilden in der Hoffnung, die Nutzer würden sie mit einer guten Suchmaschine dann schon finden. Wir wollen Komplexität reduzieren, versetzen uns in die Nutzerinnen und Nutzer mit ihren Bedürfnissen und versuchen, Mittel und Wege zu finden, um ihnen den Zugang zur Hochschule und zu deren Informationen zu erleichtern. Sie sollen, was sie suchen, auch treffsicher finden.



## Neues Website-Konzept

Am Anfang stehen wiederum die Zielgruppen und damit die Navigation und nicht die eigene Organisation! Unser Rezept heisst «Multisite»; drei Welten definieren den auf Zielgruppen ausgerichteten Rahmen:

- Die Hauptseite der Institution bedient externe Nutzerinnen und Nutzer, interessierte Laien, potenzielle Studierende; sie ist die institutionelle Visitenkarte.
- Die beiden wichtigsten internen Zielgruppen, die Studierenden und die übrigen Angehörigen, erhalten eigene, passwortgeschützte Plattformen (Intranet).
- Die Forschenden und ihre Gemeinden treffen sich in einer dritten Welt mit vielen Freiheiten, was Inhalt und Form betrifft.

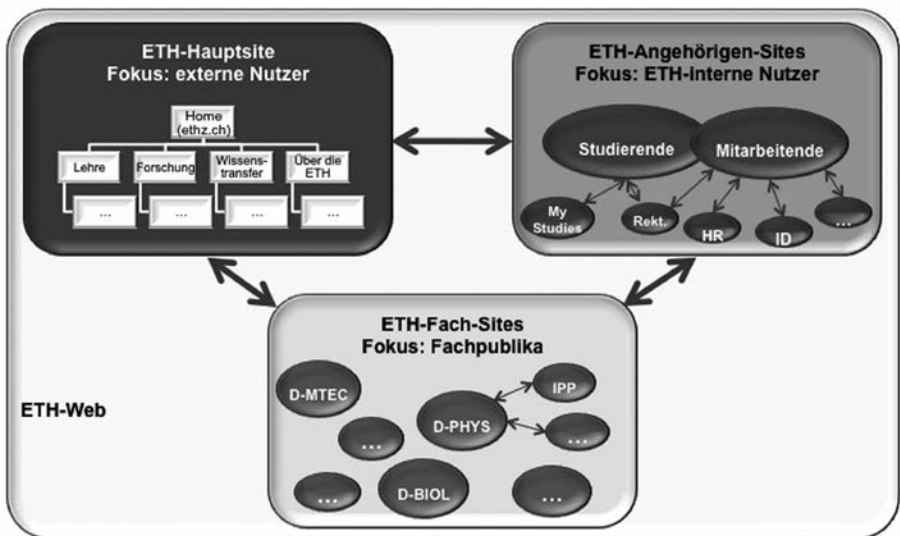


Abbildung 3: Multisite-Konzept des neuen ETH-Webauftritts; verschiedenen Ansprüchen gerecht werden

Aus Sicht Kommunikation zeitigt dieses Projekt in der Umsetzung zudem einen bedeutenden Nebeneffekt: Es gelingt zunehmend, das weiter oben angesprochene gemeinsame Verständnis für Kommunikation breit in die Organisation hinauszutragen und nachhaltig zu verankern.

## Scientifica – die Zürcher Wissenschaftstage

In der Kommunikation möchte man ja auch dem Zufall immer etwas auf die Sprünge helfen, um unterschiedlichste Zielgruppen gezielt miteinander ins Gespräch zu bringen. Scientifica – Zürcher Wissenschaftstage: So lautet die Antwort von Universität Zürich und ETH Zürich mitten in der Stadt, um dies exemplarisch zu erreichen. Die Scientifica soll im Zürcher Eventkalender künftig unverzichtbar aufscheinen, und Forschung soll für alle erlebbar werden. Wir bieten alljährlich kurze Vorlesungen, Unterhaltung, ein Kinderprogramm, ausgewählte Programme für VIPs aus Politik, Wirtschaft und Verwaltung, sorgen für animierten engagierten Dialog, suchen gezielt das Echo in den Medien – vor allem aber sorgen wir für Qualität in der Begegnung, für persönlichen Austausch und gegenseitige Wertschätzung. 2011 sind wir gestartet und haben auf Anhieb eine durchschnittliche Verweildauer der Besucherinnen und Besucher von rund 3 Stunden erreicht. Ein schöner Erfolg.

Und die Sozialen Medien? Wir Twittern gezielt im Bereich der Medienarbeit, wir betreiben den Klima-Blog, wir nutzen Youtube, proben Facebook. Wir wollen vermehrt die neuen Kanäle, die in die immer heterogeneren Teil-Öffentlichkeiten weisen, als Multiplikatoren nutzen. Doch unser wahres Kapital ist Wissen, sind Erkenntnisse und die exklusiven Erfahrungen unserer ETH-Angehörigen, die dahinterstecken. Dies in Form von geschickt aufbereitetem Geschichten und Informationen online (und gedruckt oder in Form von Veranstaltungen aller Art) verfügbar zu machen, ist und bleibt unsere Kernaufgabe, auch in Zeiten von Web 2.0. Darauf fokussieren wir.

## Fazit

Die (geistes-)wissenschaftlichen und die institutionellen Inhalte sind also das eine, die von den wissenschaftlichen Disziplinen unabhängige und konsequent an Zielen, Themen, Zielgruppen und Botschaften ausgerichtete integrierte (Wissenschafts-) Kommunikation ist das andere. Was heute zählt angesichts des sich schnell wandelnden allgemeinen Kommunikationsverhaltens, sind: das gemeinsame Verständnis von Kommunikation aller Akteure, gutes Handwerk auf allen Stufen und eine vertrauensvolle und gut organisierte Zusammenarbeit innerhalb einer ganzen Hochschule.

# Imaginierte Nutzungsgemeinschaften

*Fritz Böhler*

Der folgende Beitrag wird etwas schräg zur üblichen Optik auf die Problematik des Nutzens oder der Nützlichkeit geisteswissenschaftlicher Arbeit blicken. Das heisst, er wird den zahllosen Versuchen, die Relevanz der Geisteswissenschaften auf die eine oder andere Art herzuleiten und zu begründen, weder eine neue hinzufügen noch bereits vorgetragene in einem individuellen Remix präsentieren. Sein Interesse besteht stattdessen darin, ein kleines heuristisches Werkzeug anzusetzen, um die Nützlichkeitsproblematik einmal etwas anders zu konstellieren. Das soll natürlich nicht um der blossen Spielerei willen geschehen, sondern durchaus den Mehrwert abwerfen, anders und – wie zu hoffen ist – konstruktiver an das Nutzenproblem heranzugehen. Das «konstruktiver» darf übrigens durchaus in seiner Doppeldeutigkeit verstanden werden, denn «Konstruktivität» und Konstruktivismus erweisen sich dabei als gesinnungsverwandt.

Die Thematik an sich bedarf keiner weiteren Begründung – der Ruf nach «Nützlichkeit» oder besser die ubiquitäre Plausibilisierungsarbeit zum Ausweis geisteswissenschaftlicher Nützlichkeit bildet seit mehreren Jahrzehnten einen Topos sowohl geisteswissenschaftlicher Selbstreflexion als auch wissenschaftspolitischer Debatten.<sup>1</sup> Es soll hier nicht darüber spekuliert werden, ob es sich bei diesen Legitimationsritualen um einen erlernten Reflex oder eine Art von disziplinärer Rechtfertigungsneurotik handelt. Auf jeden Fall aber gibt es Anzeichen, dass die Unabschliessbarkeit oder – wenn man so will – die irgendwie folgenlose Ineffektivität dieses *ad infinitum* wiederholten Diskurses den Geisteswissenschaften doch erheblich zusetzt. So spricht etwa Peter Kampits in seinem symptomatischen Beitrag «Geisteswissenschaften wozu?», druckfrisch erschienen in dem nicht minder symptomatischen Sammelbändchen: «Krise der Geisteswissenschaften? Ihre Bedeutung und gesellschaftliche Relevanz heute» offen vom «Terror des Nützlichen».<sup>2</sup>

Aber auch jene frischwärts formulierten Manifeste, die etwa mit ostentativ zur Schau gestellter Zwecksouveränität

«das Ende der Bescheidenheit» verkünden, machen letztlich einen etwas verbrauchten und ratlosen, wenn nicht gar verzweifelten Eindruck, bleibt ihnen doch auch nichts anderes übrig, als die schon unzählige Male vorgebrachten Nutzenbekundungen oder «Nützlichkeitsimaginationen» zu wiederholen und zu versuchen, sie gegenüber mal so oder so konzipierten «imaginierten Nutzern» variantenreich in Stellung zu bringen.<sup>3</sup> Und damit sind wir beim Titel des Beitrags angelangt, der im Folgenden noch etwas modifiziert wird, denn er zielt nicht nur auf «imaginierte Nutzungsgemeinschaften», sondern auch auf «imaginierte Nützlichkeiten».

Wenn sich mancher dabei an Benedict Andersons «imagined communities»<sup>4</sup> erinnert fühlt, dann mit Recht, denn worum es hier in loser Bezugnahme darauf geht, ist, die ganze Nutzendebatte einer spezifischen Brechung zu unterziehen. Um allerdings keine falschen Vorstellungen aufkommen zu lassen, gleich so viel vorab: Wenn von «imaginierten Nutzern» oder «imaginierten Nützlichkeiten» die Rede ist, so nicht deshalb, um den Nutzen von Geisteswissenschaften ins Reich der Illusion zu verbannen oder gar denunzieren zu wollen. Meine These ist vielmehr die folgende:

Das Publikum bzw. die Publika der Geisteswissenschaften waren *immer schon* mehr oder weniger wirksam *vorgestellte* Publika, genauso wie die Nützlichkeits der Geisteswissenschaften immer schon mehr oder weniger wirksam *vorgestellte* Nützlichkeiten waren. Das heisst, sowohl der Nutzen des eigenen Tuns als auch die Adressaten dieses Tuns waren und sind zunächst einmal Konstruktionen, die sich die Geisteswissenschaften machen und die im Umkehrschluss auch immer *konstruierte Imaginationen der eigenen Bedeutsamkeit* mit einschliessen. Anders gesagt: Indem die Geisteswissenschaften mit einem bestimmten Publikum *rechnen*,<sup>5</sup> schaffen sie auch sich selbst eine Identität, aus der heraus sie einen hohen Grad an Selbstverständlichkeit, ja an Autorität und Selbstbestimmung gewinnen.

Das bedeutet nun allerdings nicht, dass die Geisteswissenschaften ihre Nützlichkeits einfach so erfunden oder gar *gefälscht* hätten, um sich illegitimerweise einen Bedeutungs- oder Machtvorteil zu verschaffen. Tatsächlich antworten diese Imaginationen in gewisser Weise immer auch auf historische und soziale Voraussetzungen, Bedürfnisse und Optionen, auf Sinn-

und Bedeutungsvakuen, die sich in bestimmten historischen und sozialen Konstellationen auftun.

Wirft man den Blick auf die heutige Situation, so könnte man die vielbeschworene Krise der Geisteswissenschaften vielleicht so beschreiben, dass es sich dabei um eine Krise genau dieses Verhältnisses handelt. Genauso wenig, wie die Geisteswissenschaften noch in der Lage sind, sich selbst ein wirksames Publikum zu imaginieren, von dem sie erwarten, dass es ihnen eine gewichtige Bedeutung zuweist, sind sie in der Lage, ihre eigene Identität durch plausible Nützlichkeitsversprechen dauerhaft zu stabilisieren. Oder anders gesagt: Die *Imaginationskrise eines Publikums* geht einher mit einer *Imaginationskrise der eigenen Nützlichkeit*, die sich längst zu einer *Krise der eigenen Identität* ausgewachsen hat – wie anders liesse sich wohl sonst begründen, dass es typischerweise die Geisteswissenschaften selbst sind, die sich immer wieder aufs Neue herausgefordert sehen, Legitimationsdiskurse zu erzeugen? Damit reagieren sie in der Regel aber weniger auf konkret vorliegende, greifbare Delegitimierungsreden, sondern auf atmosphärische Irritationen und Erfahrungen, Schwierigkeiten bei der Behauptung eigener Interessen an den Universitäten, sei es bei der Generierung von Forschungsmitteln oder der Bereitstellung angemessener Lehrverhältnisse.<sup>6</sup>

Nun könnte man dazu berechtigterweise einwenden, dass es sich ja nicht nur um Probleme der Imagination handelt oder dass die Geisteswissenschaften nur aufgrund eigener Defizite oder Wahrnehmungsstörungen in dieser Identitätskrise stecken. Das soll hier in der Tat nicht behauptet, allerdings auch nicht einfach abgewiesen werden: Die Geisteswissenschaften bilden sich ihre Krise nicht nur ein, etwa weil sie im Kopf «nicht richtig ticken» würden. Diese Krise hat durchaus realen Charakter, denn sie bringt etwas zur Artikulation, was auf reale, systematische Verwerfungen verweist. Meine These dazu lautet: Sie wird deshalb so permanent artikuliert und in diesem Sinne auch unendlich prolongiert, weil die Selbstverständigungsdiskurse der Geisteswissenschaften nach wie vor in historischen Tatbeständen verwurzelt sind, die seit Langem schleichenden, heute jedoch erdrutschartigen Erosionsprozessen ausgesetzt sind, ohne dass es bisher gelungen wäre, neue, positive Fiktionen von eigener Identität und diesen zugeordneten, belastbaren Nützlichkeits- und Publikumsvorstellungen

zu erzeugen – vielleicht, weil wir nach wie vor in diskursiven Mustern von Selbstbeschreibungen und Nutzenideen verhängt sind, die sich so einfach nicht mehr sinnvoll aufbauen lassen und die in der heutigen Situation nicht mehr greifen können.<sup>7</sup>

Tatsächlich gab es in historischer Perspektive materielle, soziale und historische Konstellationen, die es den Geisteswissenschaften in ihrer Hoch-Zeit einfach machten, derartige Imaginationen hervorzubringen, insofern in der Humboldt'schen Konzeption des staatlichen Bildungswesens ein starker institutioneller Autorisierungs- und Verweisungszusammenhang zum Bildungsbürgertum als kultur- und staatstragender Klasse gegeben war.<sup>8</sup> Diese Verbindung hat sich längst aufgelöst, zumal sich auch das Bildungsbürgertum selbst weitgehend auf ein Ensemble von Milieumerkmale reduziert hat, das nur noch sehr begrenzten sozialen Einfluss für sich reklamieren kann.<sup>9</sup> Damit hat sich aber auch jene Grösse in Unkenntlichkeit aufgelöst, die dereinst als «die Gesellschaft» im Sinne einer rasonierenden bürgerlichen Öffentlichkeit fungierte – jene Gesellschaft bzw. Öffentlichkeit, unter der sie zugleich das kulturstaatliche Ganze fasste, denen gegenüber die Geisteswissenschaften einst ihre Deutungshoheit reklamieren und plausibilisieren konnten und die die Geisteswissenschaften bis heute immer wieder als ihre eigentliche «Nutzungsgemeinschaft» imaginieren.

Heute sind die Geisteswissenschaften mit einer Situation funktional ausdifferenzierter gesellschaftlicher Teilsysteme konfrontiert, die es nicht mehr zulässt, sich die «ganze Gesellschaft» als ein imaginiertes Publikum gegenüberzusetzen, das ihren Sinnstiftungsangeboten andächtig entgegenlauschte. Viel mehr ist das Gegenteil der Fall: Hochgradig individualisiert bedienen sich die Menschen einer Vielzahl von Sinnangeboten, wo insbesondere der Unterhaltungs- und Konsumindustrie eine gewichtige Rolle zukommt – die freilich, wenn auch meist auf unerwartete Weise, auf Ressourcen und Kompetenzen zurückgreift, die von den Geisteswissenschaften bereitgestellt wurden und werden.

Wie könnte angesichts dieser Situation eine geeignete «Kur» für eine andere Kultur der Geisteswissenschaften aussehen? Erlauben Sie drei Schlagworte:

## Mehr Realismus, mehr Praxis, mehr Phantasie!

Mehr Realismus: Man sollte sich eingestehen, dass Nützlichkeits-Manifeste keine oder zumindest nicht die erwünschte Wirkung entfalten können. Wer sollte hier mit wehenden Fahnen den Geisteswissenschaften entgegenfliegen? Und selbst wenn – was änderte dies?<sup>10</sup>

Stattdessen sollte man sich auf die neue Situation differenzierter Publika und Nutzungskontexte bewusst und gezielt einlassen. Denn tatsächlich ist es ja nicht so, dass sich nicht eine Vielzahl von Nützlichkeiten und Nutzergemeinschaften denken liessen, die man konkret adressieren könnte. Diese Adressierungen müssen aber erst identifiziert, hergestellt und erarbeitet werden, was Kreativität und stets zu erneuerndes Engagement erfordert. Es seien nur drei davon herausgegriffen, was zugleich zum zweiten Schlagwort «Praxis» führt: Studierende, Stakeholder, neue digitale Öffentlichkeiten.

- Studierwillige drängen ungebremst in die Geisteswissenschaften. Gelingt es aber den geisteswissenschaftlichen Studiengängen, die andrängenden Publikumsmassen mit geeigneten Angeboten auch angemessen abzuholen, oder müsste diesbezüglich organisatorisch und inhaltlich nicht eine ganze Menge passieren? Wie steht es etwa um BA-Angebote, die sich tatsächlich bemühen, echte Abschlüsse zu konzipieren, statt verkappte Vordiplome auszugeben?
- Suchen die Geisteswissenschaften kommunikative Anschlüsse oder gar aktive Allianzen zu jenen Interessengruppen, die sich entweder selbst als Stakeholder ins Spiel bringen oder als solche stilisiert werden? Nicht zuletzt, um diese Gruppierungen angesichts ihrer Forderungen auch in die Pflicht zu nehmen – so etwa «die Wirtschaft», die zwar stets gut ausgebildete Absolventen verlangt, selbst aber kaum Anstrengungen im Übergangsfeld Universität–Beruf unternimmt, oder «die Politik», die zwar zur Wissensgesellschaft bläst, die Mittel dafür aber nicht ausreichend spricht.
- Und: Wo bleiben die Geisteswissenschaften, wenn es darum geht, die sich heute auf technologischer Basis gerade neu konstituierende digitale Öffentlichkeit von



Blogs, Facebook, Twitter usw. für sich zu erobern?  
Wird hier eventuell gerade eine Chance verschlafen?

Dies alles mündet letzten Endes in die Frage, was eigentlich die Geisteswissenschaften selber wollen, wo ihre *eigenen Nützlichkeitsutopien* liegen und ob sie so etwas überhaupt noch zu denken wagen. Genügt es ihnen, ihre kanonischen Bestände und Fragenkataloge unter mehr oder weniger behutsamer Ausweitung zu pflegen und Bücher zu schreiben für ziemlich begrenzte akademische Fachöffentlichkeiten, oder könnten sie sich nicht auch vorstellen, sich auf andere, vielleicht ganz neue Weise in öffentliche Diskurse und Verhandlungen ein- und dabei mitzumischen?

Meint: Die Geisteswissenschaften stehen vor gewaltigen lebensweltlichen Herausforderungen, für die sie meist nur schlecht vorbereitet sind. Solches Praxiswissen aber wäre dringend anzustreben und zu entwickeln. Die «Relevanz der Geisteswissenschaften» liegt nicht irgendwo als Stein der Weisen vergraben, den man einfach nur finden und öffentlichkeitswirksam ausstellen müsste. Die Relevanz der Geisteswissenschaften muss heute unter neuen, schwierigen Bedingungen und dies vermutlich auf unabsehbare *Zeit immer wieder neu* erfunden, erarbeitet und erfahrbar gemacht werden, und zwar in erster Linie von den Geisteswissenschaftlern selbst, indem sie konkrete Nützlichkeiten und Publika identifizieren, erzeugen und bearbeiten. Das ist ein hartes Brot, weil es weder von jetzt auf gleich geht, noch gespürte Wege dafür existieren, sondern verlangt, dass sich die Geisteswissenschaften ihre inhaltliche, institutionelle, disziplinäre und gesellschaftliche bzw. politische Aufstellung permanent und systematisch vergegenwärtigen und verflüssigen.

Natürlich tut sich dabei sofort die Frage auf, wie das alles geschehen sollte. Wer soll der Akteur sein, der hier tätig wird – reicht es, die individuellen Geisteswissenschaftler dazu aufzurufen, oder bedarf es nicht sinnvollerweise institutionell-kollektivierter Instanzen? Dass es ohne breite geisteswissenschaftliche Selbstinitiativen nicht geht, wurde bereits gesagt. Das aber dürfte nicht genügen. Ein Blick auf die im Abstand weniger Jahre immer wieder neu anhebenden, mehr oder weniger in den gleichen Problemen und Sachständen kreisenden Selbstverständigungsbemühungen enthüllt diesbe-

zöglich einen erheblichen Mangel an Kontinuität bzw. institutionalisierter Gedächtnisleistung. Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, dass es über adhocistische Aktionismen hinaus vor allem an Nachhaltigkeit fehlt. Hier wäre es an der Zeit, ein infrastrukturell verstetigtes, professionelles Selbstmonitoring der Geisteswissenschaften anzustreben. Ohne strukturschaffende Massnahmen dürfte dies freilich nicht gelingen. Angesiedelt z.B. an einer Schnittstelle von Akademie und Universität böte sich hier etwa die Einrichtung einer «Dokumentations- und Forschungsstelle Geisteswissenschaften» an, die ermöglichte, die Selbstbeobachtung der Geisteswissenschaften hinsichtlich ihrer internen und externen Situation auf eine solide Daten- und Faktenbasis zu stellen. Das könnte das beharrliche Bohren dickerer Bretter erleichtern und dem mit dieser Tagung begonnenen Aufbruchprozess zu einer «neuen Kultur der Geisteswissenschaften» zusätzliche Härtung, Kontinuität und Umsicht verleihen.

Es kommen stürmische Zeiten auf die Geisteswissenschaften zu, wenn sie sich innerhalb der neuen wissenschaftlichen Gouvernanzverhältnisse wetterfest machen wollen.<sup>11</sup> Aber vielleicht sollte man dabei nicht immer nur Gefahren sehen und Traditionsverluste befürchten, sondern die dabei mit Sicherheit entstehenden neuen Freiräume und Beweglichkeiten ins Auge fassen. Und darin dürfte gewiss ein grosser Anreiz liegen, insbesondere für die nachrückende Wissenschaftsgeneration.

## Anmerkungen

- 1 Stellvertretend für viele: Gauger, Jörg-Dieter und Rüther Günther (Hg.) (2007), *Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben! Ein Beitrag zum Wissenschaftsjahr 2007*, Freiburg im Breisgau: Herder; Goldmann, Mario et al. (Hg.) (2007), *Wozu noch Geisteswissenschaften?* Oldenburg, BIS-Verlag; Gülzow, Insa (2008), *Sind Geisteswissenschaften nützlich? Die Geisteswissenschaften im Diskurs der Marktfähigkeit*, Köln: Halem.
- 2 Kampits, Peter (2011), «Geisteswissenschaften wozu? Die Geisteswissenschaften und der Terror des Nützlichen», in: Reinalter, Helmut und Eder, Maria (Hg.): *Krise der Geisteswissenschaften? Ihre Bedeutung und gesellschaftliche Relevanz heute*, S. 61-74.
- 3 Vgl.: Heidbrink, Ludger und Welzer, Harald (hg.) (2007), *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*, München, Beck.
- 4 Anderson, Benedict (2005), *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt: Campus.
- 5 Mit dem sie lange Zeit auch rechnen durften ...

- 6 Auch dazu liegt eine Flut von Selbstverständigungstexten vor. Stellvertretend: Albrecht, Clemens und Stölting, Erhart (Hg.)(2001), *Die Krise der Universitäten*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag; Kimmich, Dorothee und Thumfart, Alexander (Hg.)(2003), *Universität ohne Zukunft?*, Frankfurt: Suhrkamp; Hörisch, Jochen (2006), *Die ungeliebte Universität. Rettet die Alma mater*, München: Hanser.
- 7 Eine Analyse verschiedener Strategien unternehmen Böhler, Fritz und Maasen Sabine (2011), «Die Transformation der Geisteswissenschaften 1990-2007», in: Hölscher, Barbara und Suchanek, Justine (Hg.), *Wissenschaft und Hochschulbildung im Kontext von Wirtschaft und Medien*, Wiesbaden: VS, S. 63-90.
- 8 Zur Kokonstitution der Geisteswissenschaften als Fächergruppe und eines gelehrten «Mandarinentums» als bildungsbürgerlicher Funktionseelite im aufgeklärt-absolutistischen «Kulturstaat» ausführlich: Ringer, Fritz K. (1983), *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*, Stuttgart: Klett-Cotta; Bollenbeck, Georg (1994), *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt: Suhrkamp; Engelhardt, Ulrich (1986), *Bildungsbürgertum. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- 9 Zu diesem Prozess: Schulze, Gerhard (2005), *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, 2. Akt. Auflage, Frankfurt: Campus, Kap. 6.
- 10 Viel zitiert und gleichwohl von bescheidenem Erfolg geblieben, mangelt es an Manifesten nicht: Frühwald, Wolfgang et al. (1991), *Geisteswissenschaften heute*, Frankfurt: Suhrkamp und Gethmann; Carl Friedrich et al. (2005) *Manifest Geisteswissenschaften*, Berlin; Gauger, Rüdiger (Hg.) (2007) und angekündigt für 2012: Mittelstrass, Jürgen und Rüdiger, Ulrich (Hg): *Die Zukunft der Geisteswissenschaften in einer multipolaren Welt*, Konstanz: UVK.
- 11 Dazu vgl.: Maasen, Sabine und Weingart, Peter (2006), «Unternehmerische Universität und neue Wissenschaftskultur», in: *die hochschule* 1/2006: 16-45.

# Höherer Journalismus mit Publikum!

*Caspar Hirschi*

## Rustikale Rezepte für ein glückliches Gedeihen der Geisteswissenschaften

Im Mai 1880 schrieb der Germanist und Grossordinarius Wilhelm Scherer an seinen Förderer Ludwig Speidel: «Die Existenz eines populären Buches wie meine Literaturgeschichte wird mir von meinen gelehrten Kollegen zum Vorwurfe gemacht. Ich werde dadurch gehindert, «Untersuchungen» anzustellen und zu veröffentlichen, auf die es bekanntlich allein ankommt. Ich compromittiere vielleicht auch die Wissenschaft und ihre Würde durch lesbaren Styl. Ich mache mich aller dieser Sünden in noch viel höherem Masse schuldig, wenn ich meine würdelosen Producte auch durch Zeitungen veröffentliche. Natürlich lache ich über diese Anschauungsweise.»<sup>1</sup>

Scherer konnte sich die Anfeindungen leisten – er gehörte zu den damals mächtigsten Germanisten im deutschsprachigen Raum. Dass feuilletonisierende Geisteswissenschaftler bei ihren Kollegen in Verdacht geraten, ihr Talent zu vergeuden oder gar die Wissenschaft zu verraten, ist offenbar nichts Neues. Zu Wilhelm Scherers Zeiten erhielt man für das Einstecken solcher Vorwürfe aber noch reichlich Schmerzensgeld. Scherer kaufte sich mit den Einnahmen aus seinen Zeitungsartikeln ein Haus in Berlin. Mit den heutigen Zeilenhonoraren kann man sich gerade noch eine Hundehütte erstehen.

Die Vorstellung, ein Wissenschaftlerleben vertrage keine journalistischen Seitensprünge, scheint mir im deutschsprachigen Raum besonders verbreitet zu sein. Sie dürfte dazu beitragen, dass hier journalistisch-wissenschaftliche Doppelkarrieren ungleich seltener sind als im angelsächsischen Raum. England hat einen Noel Malcolm, der in den frühen 90er-Jahren Foreign Editor des *Spectator* und Kolumnist des *Daily Telegraph* war und nach einer Phase als freier Schriftsteller, in der er ein Buch über die Kosovo-Krise schrieb, 2002 Fellow des All Souls College in Oxford wurde, wo er sich zum einzigen Hobbes-Spezialisten mauserte, vor dem Quentin Skinner

Hochachtung hat. Die USA haben einen Louis Menand, der in den 90er-Jahren zugleich Redakteur bei der *New Republic* und Professor in Princeton war und seit 2003 Professor für englische Literatur in Harvard und Redaktionsmitglied des *New Yorker* ist. Deutschland und die Schweiz haben eine Menge guter Geisteswissenschaftler, die in Zeitungen publizieren, aber kaum Leute, die es in beiden Berufen zu Rang und Namen gebracht haben.

Dabei könnte man meinen, die Voraussetzungen seien bei uns besonders günstig für Viten à la Malcolm und Menand. Denn die Feuilletons deutschsprachiger Qualitätszeitungen sind dem Sprach- und Denkstil der deutschen Geisteswissenschaften weit näher als die Kulturbünde ihrer englischsprachigen Pendants jenem der angelsächsischen *humanities*. Obwohl Feuilleton-Redakteure einer FAZ, NZZ oder ZEIT meist von universitären Karrierewegen abgeschnitten sind, haben die meisten von ihnen eine stärkere akademische Prägung erhalten als ihre englischsprachigen Kolleginnen und Kollegen. Während in englischsprachigen Kulturredaktionen Bachelors dominieren, sind es in den führenden deutschsprachigen Feuilletons Doktoren. So etwas schlägt sich auch in den Artikeln nieder, ja, manche Feuilletonisten scheinen sogar Erfüllung darin zu finden, das geisteswissenschaftliche Geschwurbel aus dem Elfenbeinturm in der Redaktionsstube zu überbieten. Gleichzeitig, und damit ist die Paradoxie perfekt, gilt es in Akademikerkreisen schon fast als Rufmord, wenn man von einem Kollegen sagt, er pflege einen «feuilletonistischen Stil». Hie und da einen Zeitungsartikel zu schreiben, mag für die meisten noch hingehen, zumal wenn sein Zweck darin besteht, mit dem Zweihänder gegen ausserakademische Störenfriede auszuteilen; sobald aber die Persona des Wissenschaftlers journalistisch kontaminiert zu werden droht, schrillen die Alarmglocken. Es gibt daher Geisteswissenschaftler, die es für karriereförderlich halten, ihre journalistische Tätigkeit auf der Institutshomepage zu verbergen, und ich selbst habe von Kollegen den gut gemeinten Rat erhalten, meine Schreibearbeit für Zeitungen doch besser aus dem Lebenslauf zu streichen.

Wie ist das Phänomen zu erklären? Vonseiten der Geisteswissenschaftler her: Feine Unterschiede müssen aggressiver verteidigt werden als grobe, vor allem, wenn dabei eine Stushierarchie auf dem Spiel steht. Werden sie es nicht, droht

der Verlust der Gruppenidentität und – noch schlimmer – des Gruppenstatus. Darum müssen Geisteswissenschaftler sich und die Welt stets von Neuem davon überzeugen, dass sie mit den professoralen Zahlenakrobaten und Labormanagern aus den natur- und technikwissenschaftlichen Fakultäten mehr gemein haben als mit Feuilletonredakteuren, die ihre Sprache sprechen, ihr Wissen teilen und ihre Methoden kennen. Sie können sich damit jene Einsicht ersparen, die vor geraumer Zeit der Historiker Hans Conrad Peyer in Bezug auf sein eigenes Fach formuliert hat: Man betreibe eine «höhere Form des Journalismus ohne Publikum»<sup>2</sup>.

Ich meine, für die Geisteswissenschaften in hiesigen Gefilden wäre schon viel gewonnen, wenn sie sich zu einer höheren Form des Journalismus *mit* Publikum emporschwingen würden. Warum? Die Gefahr für die Geisteswissenschaften, ihre intellektuellen Stärken, ihre bewährten Arbeitsformen und ihre gesellschaftliche Relevanz zu verlieren, geht in jüngerer Zeit nicht von den Zeitungen und schon gar nicht von der Blogosphäre aus, sondern von der universitären Förderpolitik, die immer mehr auf arbeitsteilige Projektforschung mit befristeter Finanzierung ausgerichtet ist und die Geisteswissenschaften zu einer Mimikry der Natur- und Technikwissenschaften verleitet, bei der sie ihre spezifischen Vorteile gegenüber diesen Disziplinen leichtfertig über Bord werfen. Ich bin weit davon entfernt zu behaupten, die Geisteswissenschaften seien *nicht* auf kooperative Forschungspraktiken angewiesen, aber mit Ausnahme von grösseren Editionen oder Ausgrabungen sind dies doch meist Formen der Kooperation, die weder einer hohen Arbeitsteilung noch einer projektförmigen Koordination bedürfen.

Gemessen an dem, was die Forschungspolitik im deutschsprachigen Raum den Geisteswissenschaften zumutet, scheint mir der Preis, den man als geisteswissenschaftlicher Autor im Feuilleton bezahlt, kaum der Rede wert zu sein (ich werde trotzdem auf ihn zu sprechen kommen). Für noch wichtiger halte ich aber, dass der mögliche Gewinn ungleich höher ist. Qualitätszeitungen könnten den Geisteswissenschaften aus wohlbedachtem Eigeninteresse dabei helfen, ihr eigenes Profil zu schärfen und ihre öffentliche Legitimation zu stärken. Zeitungen sind dazu deshalb imstande, weil sie geisteswissenschaftliche Autoren dazu anhalten, ihr wichtigstes wissen-

schaftliches Werkzeug wirkungsvoll einzusetzen: die Sprache. Wo immer ich mit naturwissenschaftlichen Forschenden zu tun hatte – in akademischen Gremien, in Colleges, in Sportclubs – fiel mir auf, wie schwer sie es haben, ihr hyperspezialisiertes und hochkomplexes Tun für Nicht-Spezialisten verständlich und interessant zu machen. Die meisten Geisteswissenschaftler haben es diesbezüglich leichter, nur leider sehen das viele nicht als Vorteil, sondern leiden lieber an einem Komplexitätskomplex: Erreicht ihre Prosa keinen hohen Unverständlichkeitsgrad, sehen sie ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit bedroht. Wer von Wissenschaftlichkeit einen anderen Begriff hat, kann die leichtere Verständlichkeit zur eigentlichen Stärke der Geisteswissenschaften machen, und dafür bieten sich Zeitungen, die eine geistig anspruchsvolle Leserschaft bedienen, besonders gut an. In meiner bisherigen Tätigkeit als Schreiberling für die FAZ und (etwas seltener) für die NZZ hatte ich selten den Eindruck, an der Wissenschaftlichkeit meiner Argumente schmerzhaft Abstriche machen zu müssen, umso mehr aber fühlte ich mich herausgefordert, meine Sprachfertigkeit jedes Mal aufs Neue unter Beweis zu stellen. Gleiches kann ich von meiner Publikationstätigkeit für wissenschaftliche Zeitschriften und Sammelbände nicht behaupten.

Dass Qualitätszeitungen Geisteswissenschaftler aus wohlbedachtem Eigeninteresse für sich schreiben lassen, mag auch damit zu tun haben, dass viele ihrer treuesten Leser selber eine geisteswissenschaftliche Ausbildung absolviert und auch im Fall eines Berufswechsels ihr Interesse an den Themen und Fragen ihres Studiums bewahrt haben. Die Zeitung, die diese Leserschaft am intensivsten pflegt und sich dabei sogar den Ruf einer öffentlichen Autorität über universitätsinterne Belange der Geisteswissenschaften erworben hat, ist die FAZ. In jüngerer Zeit verdankt sie diesen Ruf vor allem Jürgen Kaube, der die Mittwochsbeilagen «Forschung und Lehre» und «Geisteswissenschaften» dank seinem scharfen Verstand, seiner spitzen Feder und seinem offenen Ohr für Hochschulbewohner aller Stockwerke zu *dem* öffentlichen Forum für wissenschaftspolitische Kritik gemacht hat. Wenn selbst Leute an der Spitze der DFG und des Wissenschaftsrates vor Kaube in verachtungsvoller Bewunderung erstarren, will das für die geisteswissenschaftliche Sprengkraft von Zeitungen etwas heissen.

Im Internetzeitalter mag für Zeitungen noch ein weiteres Motiv hinzugekommen sein, in ihren Spalten Texte von Geisteswissenschaftlern unterzubringen. Aus nackter Geldnot oder bereitwilliger Hingabe an die Schnellebigkeit des Nachrichtengeschäfts investieren sie immer weniger für aufwändig recherchierte Geschichten im Schatten der Tagesaktualität. Geisteswissenschaftler könnten diese Lücke teilweise füllen, weil viele von ihnen im Gegensatz zur aussterbenden Spezies des freischaffenden Journalisten den staatlich finanzierten Luxus geniessen, einer Sache etwas länger und genauer nachzugehen. Für Zeitungen sind Universitätsdozenten als Verfasser von Hintergrundartikeln äusserst billig, denn ausser dem mageren Zeilenhonorar fallen in der Regel kaum Kosten an.

Ein Problem dabei freilich ist – und nun komme ich zum Preis, den es für geisteswissenschaftliche Auftritte in Zeitungen zu zahlen gilt –, dass universitäre Autoren nicht selten auch zu spüren bekommen, dass sie billige Textlieferanten sind. Ich kenne einige gute und durchaus auch gutwillige Geisteswissenschaftler, denen die Willkür von Journalisten die Lust auf Zeitungsauftritte ausgetrieben hat. Woran man sich als wissenschaftlicher Autor zuerst gewöhnen muss, ist der Kontrollverlust über die Redaktion und Publikation der eigenen Texte. Als ich anfang, für die FAZ zu schreiben, staunte ich nicht nur darüber, dass die Feuilleton-Redaktion in Eigenregie die Titel setzte (und sich dabei manchmal am Ideal der *écriture automatique* zu orientieren schien), sondern auch ohne Rückfrage Kürzungen vornahm. So kam es vor, dass in einer Besprechung alle lobenden Passagen gestrichen wurden, mit dem Resultat, dass ich unfreiwillig zum Verfasser eines Verrisses wurde. Einmal geschah es auch, dass ein besonders aktiv mitdenkendes Redaktionsmitglied einen ganzen Absatz dazuschrieb, der dann auch unter meinem Namen erschien. Wenn dann alles schnell gehen musste – und das scheint meistens der Fall zu sein –, konnte es zu ganz grossartigen Ergebnissen kommen, von denen ich wenigstens eines erwähnen möchte. Anfang 2007 rezensierte ich für die FAZ die Studie *Fetischismus und Moderne* des Berliner Kulturwissenschaftlers Hartmut Böhme. In meinem Text hob ich Böhmies Anliegen hervor, den Fetischismusbegriff aus dem «Dunstkreis des Primitiven bis Perversen» zu lösen und auf die Dingfixiertheit der moder-



nen Kultur insgesamt zu übertragen. Die Redaktion betitelte das Ganze mit «Her mit den Lackstiefelchen!» und setzte, als sei das nicht klar genug, auch noch ein grosses Bild mit roten Dominastiefeln dazu.

Obwohl solche Vorkommnisse den einen oder anderen Studiersturentobsuchtsanfall provozieren konnten, habe ich es nie bereut, für Zeitungen zu schreiben, und es kam bei mir noch ein weiterer Grund hinzu, warum ich um meine journalistische Nebenbeschäftigung froh war. Der bereits erwähnte Louis Menand hat zur universitären Ausbildung in seinem Fach einmal gefragt: «Now, if you think that you can get a law degree and argue a case before the Supreme Court in three years, get a medical degree and cut somebody open in four years, why should it take nine years to teach poetry to college freshmen?»<sup>3</sup> Ich weiss es nicht, und ich weiss noch weniger, warum man an unseren Universitäten etwa zwanzig Jahre braucht, bis man eine Poetik-Vorlesung halten darf, und noch im fünften Lebensjahrzehnt als «Nachwuchs» verniedlicht werden kann. Für Zeitungen zu schreiben, half mir dabei, mich aus den geistig lähmenden Abhängigkeiten in subalternen universitären Positionen rasch zu befreien. Mit anderen Worten: Zeitungen sind für die Geisteswissenschaften auch deshalb wertvoll, weil sie ein egalitäres Korrektiv zu den verkrusteten universitären Hierarchien darstellen.

## Anmerkungen

- 1 Wilhelm Scherer: Brief an Ludwig Speidel vom 21.5.1880, zitiert nach Hans-Harald Müller: Zwischen Gelehrtenbehavioristik und Wissenschaftsethik (Vortragsmanuskript), S. 11.
- 2 Zitiert nach David Gugerli, Monika Dommann: Geschichtswissenschaft in Begutachtung, in: *Traverse* 2/2011, 154-164, hier 155.
- 3 NPR: Author Louis Menand on Reforming U.S. Universities, 18.1.2010 (<http://www.npr.org/templates/story/story.php?storyId=122702647>).

# Tagungsbericht

«Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften?»,  
30.11.2011–2.12.2011, Bern

*In Zusammenarbeit mit dem Programm für Wissenschaftsforschung der Universität Basel organisierte die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) eine dreitägige Veranstaltung, um mit WissenschaftlerInnen intensiv über die zukünftige Positionierung der Geisteswissenschaften zu diskutieren. Handlungsbedarf besteht in verschiedenen Bereichen.*

## Forschung im Zeichen der Projektifizierung

Im Bereich der Forschung wird zunehmend die Einwerbung von Drittmitteln gefordert, ohne zu beachten, dass die notwendige Ausstattung sowie die dazu benötigten organisatorischen Voraussetzungen in den Geisteswissenschaften oftmals nicht gegeben sind. Die Vorteile des Grossprojekts, die sich auch durch die Schlagwörter Interdisziplinarität, Institutionalität und Internationalität zusammenfassen lassen, werden verkürzt auch auf Klein- und Einzelprojekte übertragen und stellen diese vor grosse Herausforderungen. Hier werden denn auch für die geisteswissenschaftliche Forschung spezifische Befürchtungen laut. Geäussert wurde wiederholt die Besorgnis, dass sich nur noch Projekte durchsetzen, welche gegenwärtig dominante Themen bedienen. Ferner werde eine den Geisteswissenschaften nicht angemessene Zerlegung der Forschungsthematik in portionierte Einheiten vorausgesetzt. Ein weiteres Spannungsfeld ist die Balance zwischen fachspezifischer Forschung einerseits und der Reaktion auf aktuelle gesellschaftliche Themen andererseits. Schliesslich wurde verschiedentlich darauf hingewiesen, dass sich die GeisteswissenschaftlerInnen bei der Gesuchsbegutachtung oftmals gegenseitig das Leben schwermachen. Kurzfristig kann die Situation der Geisteswissenschaften durch die Bereitstellung von angemessenen Fördergefässen, die Nutzung von Hilfestellungen (z.B. Euresearch) sowie durch die von den Rektoraten in Aussicht gestellten Freiräume für die Akquisition von Drittmitteln verbessert werden.

## Hochschulsteuerung im Zeichen von Qualität und Leistung

Unbestritten war, dass die Bibliometrie als Qualitätsindikator für die Geisteswissenschaften nicht geeignet ist. Ebenso war man sich einig, dass die GeisteswissenschaftlerInnen die Qualitäts- und Leistungskriterien selber festlegen müssen. Kein gangbarer Weg sei es hingegen, sich durch die Berufung auf eine angebliche Andersartigkeit oder eine spezifische Komplexität den Verfahren zu entziehen. Vielmehr sei es möglich, die etablierten geisteswissenschaftlichen Handlungspraktiken in Wert zu setzen und auszuweisen. GeisteswissenschaftlerInnen täten also gut daran, sich in der Öffentlichkeit und im universitären Kontext selbstbewusster zu geben. Dies setzt voraus, dass sich die GeisteswissenschaftlerInnen ihres ökonomischen, sozialen, symbolischen und akademischen Kapitals bewusst werden und dieses auch strategisch einsetzen. Für die Lehre wurde hervorgehoben, dass gerade die grosse Zahl an Studierenden die Nachfrage einer geisteswissenschaftlichen Ausbildung belegen. Dies wurde wiederum von kritischen Stimmen als Selektionsproblem interpretiert, welches den Geisteswissenschaften mittelfristig zum Verhängnis werden könnte.

### Lehre im Zeichen von Employability

Ausgeprägter als bei anderen Fachbereichen lässt sich bei den Geisteswissenschaften das so genannte Employability-Paradox beobachten: Zum einen stellen wir einen erschwerten Berufseinstieg fest; zum anderen stehen den AbsolventInnen zahlreiche Berufsfelder offen. Statistisch kann denn auch gezeigt werden, dass die GeisteswissenschaftlerInnen im Vergleich zu anderen Hochschulabsolventen lediglich im ersten Jahr nach Abschluss ihres Studiums bei der Suche nach einer adäquaten Beschäftigung mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, dass sich jedoch mittelfristig die Löhne und Karrierechancen den anderen Fachbereichen angleichen. Als Mehrwert von GeisteswissenschaftlerInnen wird vonseiten des Arbeitsmarkts erwartet, dass sie über profundes methodisches Wissen und spezifische Kenntnisse verfügen, ein breites Interesse manifestieren, gut präsentieren, analysieren sowie fächerüber-

greifend denken können und andere Kulturen zu verstehen vermögen. Hält man sich an die Logik des Kerns des Bologna-Abkommens, so sind unterschiedliche Ansprüche an das Kompetenzniveau von Bachelor und Master zu stellen, darf der Bachelor nicht als «Bonsai-Version» des alten universitären Studiengangs konzipiert werden und ist eine generelle «outcome awareness» erforderlich. Kurz: Man kommt mit Blick auf die Entwicklung der Universität nicht darum herum, den Bachelor-Studiengang ernst zu nehmen und nicht einfach als Vorlauf zum Masterstudium zu betrachten. Hier wurde, wie auch in anderen Themenfeldern, darauf hingewiesen, dass zu den langfristigen Auswirkungen des Systemwechsels bisher noch wenig bekannt und belegt ist.

### Öffentlichkeiten im Zeichen der Nutzung

Für verschiedene Disziplinen lässt sich festhalten, dass sie im öffentlichen Diskurs wenig präsent sind. Sind die Erkenntnisse trivial, deren Anwendungskontexte unangemessen, oder haben wir es mit einem Sprachproblem zu tun, dass Geisteswissenschaften im öffentlichen Diskurs nicht stärker wahrgenommen werden? Es bleibt unbestritten, dass das Interesse für die Fragestellungen der Geisteswissenschaften ausserhalb der entsprechenden Forschungsgemeinschaft teilweise nicht gegeben ist. Wird jedoch von den Medien ein Interesse manifestiert, sollten Wissenschaftler in der Lage sein, in der Rolle von Experten zu agieren – auch wenn die Komplexität der Sachverhalte stark reduziert werden muss. Wie es die NaturwissenschaftlerInnen zeigen, sollten GeisteswissenschaftlerInnen ebenfalls die Expertise ihrer Fachbereiche auch in nicht wissenschaftlichen Kontexten für sich beanspruchen. Auch wurde dafür plädiert, dass die Geisteswissenschaften selbst konkrete Nützlichkeiten und Publika identifizieren, erzeugen und bearbeiten. Innerhalb des Wissenschaftsbetriebs dürften die Abnehmer von Erkenntnissen teilweise einfacher definiert werden: Am Beispiel der Altphilologie lässt sich gut aufzeigen, wie zahlreiche Disziplinen auf deren Arbeit aufbauen. Ohne ein Diktat für nur gesellschaftsrelevante Forschung aufstellen zu wollen, sollten die GeisteswissenschaftlerInnen sich in ihrer Tätigkeit auch die Frage der gesellschaftlichen Relevanz stellen. Forschungs-

immanente Interessen müssen dabei keineswegs auf der Strecke bleiben, aber es besteht eine Bringschuld auch für ausserakademische Publika, die wahrgenommen werden sollte.

### **Play the game?**

Handlungsbedarf besteht in mehreren Bereichen. Mehr Partizipation auf der Ebene der EU-Forschung wird von oberster Instanz (Staatssekretariat für Bildung und Forschung, SBF) gefordert. Das neue Forschungsrahmenprogramm Horizon 2020 steht an und die Geisteswissenschaften sollten sich rüsten. Die SAGW bot hier in Zusammenarbeit mit Euresearch und den All European Academies (ALLEA) eine Plattform, bei der mögliche Projekte bereits frühzeitig umrissen werden konnten (24. Mai 2012, Kursaal Bern). Weitere Aktivitäten zur Thematik sind in Planung. Es ist zu wünschen, dass die Geisteswissenschaften diesen ebenfalls offen begegnen, um sich der Diskussion um mögliche Massnahmen zu stellen und zu handeln. Oder wie Wiljan van der Akker sagen würde: Wir brauchen «the courage to play the game».

Quelle: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Bulletin 1/2012, [www.sagw.ch](http://www.sagw.ch)

# Zu den Autorinnen und Autoren

## Les auteurs

### **Jean-Jacques Aubert**

Licencié ès lettres (Université de Neuchâtel, 1981), M.A., M.Phil., Ph.D. (Columbia University, New York, 1984-1991), Exchange Scholar aux universités de Harvard et Stanford (1988-1990), membre de l'Institut suisse de Rome (1991-1992), professeur à l'Ingenieurschule Biel (Allgemeine Fächer, 1992-1996), professeur à l'Université de Neuchâtel (chaire de langue et littérature latines et tradition classique de 1996 à 2008, chaire de philologie classique et histoire ancienne depuis 2008), chargé de cours et professeur invité aux universités de Lausanne (1993-1994), Fribourg (1993-1996) et Hawaii at Manoa (2004 et 2008).

Doyen de la Faculté des lettres et sciences humaines de l'Université de Neuchâtel (2005-2007), conseiller général (Rochefort, 2008-2010), conseiller communal en charge de la protection de l'environnement et des infrastructures souterraines (Rochefort, 2010-2012), député suppléant (2009-), membre du comité de l'Académie suisse des sciences humaines et sociales (2010-).

Publications dans le domaine de l'histoire économique, sociale et juridique du monde gréco-romain.

### **Cristina Besio**

Cristina Besio (Dr. rer. soc.) ist seit 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Technischen Universität Berlin. Sie hat an der Università degli Studi di Urbino Soziologie studiert und 2006 an der Universität Bielefeld promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Analyse von Wissenschaftsstrukturen, massenmedialen Kommunikationsprozessen und Organisationsdynamiken. Ihre Dissertation mit dem Titel «Forschungsprojekte. Zum Organisationswandel in der Wissenschaft» ist eine systemtheoretische Studie, die Projekte als organisationale Koordinationsformen untersucht

und die Chancen und Risiken, die eine projektbasierte Forschung für die Wissensproduktion bedeutet, analysiert. An der Università della Svizzera italiana und der Universität Luzern hat Cristina Besio an mehreren Projekten mitgewirkt, die inhaltlich die Analyse von Medieneffekten sowie von gesellschaftlichen und organisationalen Bedingungen der Medienproduktion umfassen. Aktuell befasst sie sich mit dem Thema der Moral von Organisationen und geht insbesondere der Frage nach, welche Strategien Energiekonzerne entwickeln, um gesellschaftliche Moralvorstellungen in ihren Strukturen zu verankern, und welche Folgen dies für ihre Innovationsfähigkeit hat.

### **Fritz Böhler**

Studium der Germanistik, Soziologie und Philosophie an der Universität Freiburg/Brsg. Nach dem Magisterabschluss 1993 freischaffende Tätigkeit als Übersetzer, Herausgeber, Autor, Dramaturg und Sprachlehrer, davon fünf Jahre in Metz/Frankreich. Seit 2004 Mitarbeiter am Programm Wissenschaftsforschung der Uni Basel. Lehrtätigkeit in Wissenschaftsforschung, Gesellschaftswissenschaften und Medienwissenschaften mit Schwerpunkt «Gesellschaftstheorie», Mandate für die SAGW, Tätigkeiten als Gymnasiallehrer, freischaffender Forscher und Autor. Eine in Arbeit befindliche Dissertation gilt einer Wissenschaftssoziologie des Cultural Turn in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Fritz Böhler, Sabine Maasen, «Die Transformation der Geisteswissenschaften 1990-2007», in: Barbara Hölscher und Justine Suchanek (Hg.) (2011), *Wissenschaft und Hochschulbildung im Kontext von Wirtschaft und Medien*, Wiesbaden/VS, 63-90.

### **Maya Burger**

Maya Burger est professeure ordinaire en études indiennes et histoire des religions à la section de langues et civilisations d'Asie du Sud de l'université de Lausanne. Après des études d'anthropologie et d'indologie, elle s'est spécialisée dans

le domaine des traditions pré-modernes en langues hindi anciennes. Ses recherches portent sur l'histoire culturelle de la bhakti, sur les relations entre l'Inde et l'Europe et l'histoire du yoga. Ses publications récentes comportent un volume co-édité sur *India in Translation through Hindi Literature*, Bern 2010; «India and Europe: an essay in creative misunderstanding», *Historia Religionum. An International Journal* 2, pp. 135-146, 2010», Victime à l'indienne, Pandita Ramabai Sarasvati, entre sacrifice et liberté, in: *Victimes au féminin* (F. Prescendi, A. Nagy, éd.), L'équinoxe 2011, pp. 121-136; «Kabīrpanthīs», dans *Brill's Encyclopedia of Hinduism*, Leiden: Brill 2011, BEH, vol. III, pp. 339-345.

### Hans-Dieter Daniel

Hans-Dieter Daniel holds a dual professorship at ETH Zurich and at the University of Zurich. Since 2001, he is Director of the Evaluation Office of the University of Zurich and since 2002, Professor for Social Psychology and Research on Higher Education at ETH Zurich. Dr. Daniel is a psychologist by training, and a graduate of the University of Konstanz (Germany). He was professor for social science research methods at the Department of Social Sciences of the University of Kassel and Director of the International Center for Higher Education Research Kassel (formerly: Center for Research on Higher Education and Work). He is a member of the International Council of Freie Universität Berlin and of the International Advisory Board of the University of Helsinki. From 2005 to 2011 Dr. Daniel was chairman of the Scientific Evaluation Board of the University of Vienna. Since 2009, he has been a member of the international advisory board for the German Rectors' Conference (HRK) «Audit – Internationalisation of Higher Education Institutions». In 2008, he was a member of the panel for the evaluation of the support actions of the European Research Council (ERC). Since 2009, Dr. Daniel has been chairman of the Steering Committee of the Center for Scientific Research Management, Speyer (Germany). Since 2011, he has been a member of the Evaluation Committee of the German Council of Science and Humanities (Wissenschaftsrat).



Dr. Daniel's scholarly interests include:

- Social studies of science with a focus on peer review research (reviewing of research grant proposals, journal manuscripts, and fellowship applications) and evaluative bibliometrics
- Research on higher education with an emphasis on students' evaluation of teaching and study programmes, alumni surveys, and university rankings

He is a highly cited researcher and co-author of six highly cited journal articles (last ten years) in *Essential Science Indicators* from Thomson Reuters. According to Kostoff (2004, p. 283) his book «Guardians of Science – Fairness and Reliability of Peer Review» is one of the ten «most cited (references) by recent peer review articles retrieved from the Science Citation Index».

Selected Publications:

Daniel, H.-D. (1993, 2004), *Guardians of Science – Fairness and Reliability of Peer Review*, Weinheim: Wiley-VCH.

Bornmann, L. & Daniel, H.-D. (2008), What do citation counts measure? A review of studies on citing behavior, *Journal of Documentation*, 64(1), 45-80.

Bornmann, L., Mutz, R., Marx, W. Schier, H. & Daniel, H.-D. (2011), A multilevel modelling approach to investigating the predictive validity of editorial decisions: do the editors of a high-profile journal select manuscripts that are highly cited after publication? *Journal of the Royal Statistical Society – Series A: Statistics in Society*, 174, Part 4, 857-879.

Daniel, H.-D. (2010), Fortgeschrittene Deregulierung und ihre Weiterentwicklung im Hochschulbereich, in: H.-P. Blossfeld, W. Bos, H.-D. Daniel, B. Hannover, D. Lenzen, M. Prenzel & L. Wössmann, *Bildungsautonomie: Zwischen Regulierung und Eigenverantwortung. Jahresgutachten 2010* (S. 107-122), Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer.

## Mauro Dell'Ambrogio

Mauro Dell'Ambrogio, Dr. iur. der Universität Zürich, bekleidete nach dem Erwerb des Anwalts- und Notariatspatents von 1979 bis 1999 verschiedene öffentliche Funktionen im Kanton Tessin.

Er war Richter, Kommandant der Kantonspolizei, Generalsekretär für Bildung und Kultur und Projektleiter für die Schaffung der Università della Svizzera italiana (USI) sowie Generalsekretär der USI.

Nach vier Jahren an der Spitze einer Gruppe von Privatkliniken war Mauro Dell'Ambrogio ab 2003 Direktor der Fachhochschule der italienischen Schweiz (SUPSI).

Er war Gemeindepräsident von Giubiasco, Abgeordneter im Grossen Rat des Kantons Tessin und Präsident der Tessiner Elektrizitätswerke.

Seit Januar 2008 ist Mauro Dell'Ambrogio Staatssekretär für Bildung und Forschung.

## **Andreas Fischer**

Andreas Fischer (\*1947) studierte an den Universitäten Basel und Durham, England, Anglistik, Germanistik und Kunstgeschichte. 1975 wurde er in Basel promoviert, 1981 ebenfalls in Basel habilitiert (Dissertation «Dialects in the South-West of England», publiziert 1976; Habilitationsschrift «Engagement, Wedding and Marriage in Old English», publiziert 1986). 1984/85 lehrte er als Visiting Associate Professor an der University of Michigan in Ann Arbor, USA. Auf den Beginn des Wintersemesters 1985/86 wurde er als Ordinarius für Englische Philologie an die Universität Zürich berufen.

Seine Hauptforschungsgebiete sind Historische Englische Linguistik (insbes. Theorie des Sprachwandels und Historische Lexikologie), Varietäten des Englischen und Literarische Stilistik. Er ist Mitherausgeber der Englisch-deutschen Studienausgabe der Dramen Shakespeares und der Schweizer Anglistischen Arbeiten; von 1995 bis 2007 war er «general editor» von *Swiss Papers in English Language and Literature* (SPELL).

Von 2002 bis 2004 war er Prodekan, von 2004 bis 2006 Dekan der Philosophischen Fakultät. Im Jahr 2006 wurde er zum Prorektor Lehre (ab 2007: Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften) ernannt; seit dem 1. August 2008 ist er Rektor der Universität Zürich.

## Elvira Glaser

Elvira Glaser (geb. 1954, Edesheim/Deutschland) hat, unterstützt durch die Studienstiftung des deutschen Volkes, in München und Konstanz die Fächer Slavische Philologie, Germanistik, Albanologie und Geschichte studiert und mit dem M.A. und der Lehramtsprüfung für Gymnasien abgeschlossen. Anschliessend war sie Assistentin an der Universität Augsburg, wo sie 1983 mit einer sprachhistorischen Dissertation promovierte. Nach dem Wechsel an die Universität Bamberg habilitierte sie sich dort 1991 in Deutscher Sprachwissenschaft, nach einer Vertretung des Lehrstuhls für Filologia Germanica an der Universität Cosenza/Italien (1990). Nach einer weiteren Vertretung an der Universität Regensburg und einer kurzen Zeit als Heisenberg-Stipendiatin wurde sie 1993 an die Universität Augsburg berufen (C 3). Seit 1995 ist sie an der Universität Zürich als ordentliche Professorin für Germanische Philologie. Einen Ruf an die Universität München hat sie 2001 abgelehnt. Neben ihrer Lehr- und Forschungstätigkeit hatte sie verschiedene administrative und wissenschaftspolitische Funktionen inne. Sie war Vizepräsidentin der Schweizerischen Akademischen Gesellschaft für Germanistik (SAGG) (1996-1999), Seminarleiterin des Deutschen Seminars (2000-2001), Mitglied des Fachausschusses Geistes-, Sprach- und Kulturwissenschaften bei ACQUIN (2003-2006) und Mitglied im Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds (Abt. I) (2001-2010). Momentan ist sie Mitglied in verschiedenen Kuratorien und leitenden Kommissionen sprachwissenschaftlicher Institutionen und Doktoratsprogrammen im In- und Ausland sowie Leiterin des «Zürcher Kompetenzzentrum Linguistik» (ZüKL).

Ihre wissenschaftlichen Interessen liegen in der Sprachgeschichte und Dialektologie, wo sie jeweils langjährige Forschungsprojekte betreut hat (NF-Projekt «Dialektsyntax des Schweizerdeutschen» und NFS-Teilprojekt «Techniken und Praktiken kontinentalgermanischer Schriftlichkeit» (zus. mit Ludwig Rübekeil). Unter ihrer Betreuung sind bisher 21 Dissertationen entstanden.

## Michel Grandjean

Michel Grandjean (né en 1957) est depuis 1999 professeur d'histoire du christianisme à la Faculté de théologie de l'Université de Genève (Michel.Grandjean@unige.ch). Etudes d'histoire générale (FL UNIGE) et de théologie (FT UNIGE et Université de Cambridge).

Ses recherches et/ou domaines d'enseignement portent sur l'histoire du christianisme (introduction générale, méthodologie, latin), sur les mouvements religieux au Moyen Age (cathares, mendiants), sur l'histoire de la théologie (Augustin, Anselme, Bonaventure, Calvin), sur la Réforme du 16<sup>e</sup> siècle, sur quelques aspects du christianisme contemporain (revendications féminines, pluralité religieuse, laïcité).

Après diverses fonctions occupées à l'UNIGE (entre autres, doyen de la FT de 2000 à 2003), il dirige la Maison de l'histoire de l'UNIGE depuis sa création en 2008.

Il a notamment publié:

*Laïcs dans l'Eglise. Regards de Pierre Damien, Anselme de Cantorbéry, Yves de Chartres*, Paris: Beauchesne 1994.

*Coexister dans l'intolérance. L'édit de Nantes (1598)*, dir. Michel Grandjean et Bernard Roussel, Genève: Labor et Fides 1998.

*L'Etat sans confession. La laïcité à Genève dans les contextes suisse et français*, éd. Michel Grandjean et Sarah Scholl, Genève: Labor et Fides 2010.

Il mène actuellement des recherches d'une part sur le mouvement de réforme de Jan Hus, d'autre part sur le féminisme du 19<sup>e</sup> siècle.

## David Gugerli

David Gugerli, geb. 1961, ist seit 2001 ordentlicher Professor für Technikgeschichte an der ETH Zürich. Nach dem Studium in Geschichte und Literaturwissenschaften promovierte er 1987 in Geschichte, habilitierte 1995 an der Universität Zürich und wurde 1997 als Assistenzprofessor an die ETH Zürich berufen. Er war Gast an der Maison des Sciences de l'Homme in Paris (1988 und 1991), Visiting Fellow der Stanford University (1992), Investigador visitante am Colegio de México (1989-

1993), Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin (1993/94), Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften in Wien (1994) sowie Professor an der Universidad Nacional Autónoma de México (1996). 2006 Gast des Wissenschaftskollegs zu Berlin; 2008/09 Senior Fellow des Zukunftskollegs der Universität Konstanz.

In seinen aktuellen Forschungsprojekten beschäftigt er sich mit der Geschichte der Humankapitaltheorie und der Geschichte des Rückversicherungsgeschäfts. David Gugerli ist Gründungsmitglied des Zentrums für die Geschichte des Wissens, das von der ETH und der Universität Zürich getragen wird, und ist Präsident der Strategiekommission der ETH Zürich.

## Barbara Haering

Dr. Dr. h. c. Barbara Haering hat 30 Jahre Erfahrung in nationaler und internationaler Wissenschaftspolitik, in Sicherheitspolitik sowie in Umweltfragen. Sie leitet eine private Forschungs- und Beratungsfirma, die auf strategische Planung und Evaluation spezialisiert ist.

*Studium und Berufskarriere:* Barbara Haering studierte an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich und erwarb ein Doktorat in Naturwissenschaften. 2009 erhielt sie überdies den Ehrendoktor für politische Wissenschaften der Universität Lausanne. Sie leitet econcept AG, ein privates Forschungs- und Beratungsunternehmen mit 25 Mitarbeitenden und Sitz in Zürich. Die Firma ist auf strategische Planung, Umwelt- und Wissenschaftspolitik spezialisiert. Barbara Haering präsidiert die Stiftungsräte des Genfer Internationalen Zentrums für Humanitäre Entminung (GICHD) und des Institut de Hautes Etudes en Administration Publique (IDHEAP) und ist Mitglied des European Research and Innovation Area Board der Europäischen Kommission (ERAB) sowie des ETH-Rates. Sie ist überdies Vizepräsidentin der Verwaltungsräte von econcept AG und von BAKBASEL AG.

*Politische Karriere:* Barbara Haering war von 1990 bis 2007 Mitglied des Schweizer Nationalrates. Sie führte den Vorsitz der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur sowie der Sicherheitskommission. Als Vizepräsidentin der par-

lamentarischen Versammlung der OSZE war sie verantwortlich für verschiedene Wahlbeobachtungsmissionen. Im Jahr 2004 ernannte sie der Vorsitzende des OSZE zur Leiterin der Wahlbeobachtung der Präsidentschafts- und Kongresswahlen in den USA. Sie war auch Vorsitzende OSZE-Wahlbeobachtung in Lettland im Jahre 2006 und nahm an Wahlbeobachtungsmissionen in Bosnien-Herzegovina, Georgien und Armenien teil.

[www.barbara-haering.ch](http://www.barbara-haering.ch); [www.econcept.ch](http://www.econcept.ch)

### **Caspar Hirschi**

Caspar Hirschi, geb. 1975, ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen. Er studierte Geschichte und deutsche Literatur in Fribourg und Tübingen. 2004 promovierte er in frühneuzeitlicher Geschichte an der Universität Fribourg. 2007 nahm er ein Research Fellowship am Clare Hall College in Cambridge an, wo er an der History Faculty lehrte. Drei Jahre später wechselte er mit einem Ambizione-Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds an die Professur für Wissenschaftsforschung der ETH Zürich. 2011 folgte der Ruf an die Universität St. Gallen.

Hirschi schreibt regelmässig für die Frankfurter Allgemeine Zeitung und gelegentlich für die Neue Zürcher Zeitung. Neben Beiträgen zu historischen Themen hat er in beiden Zeitungen auch Forderungen zur Reform der universitären Karrierewege publiziert, die 2011 im Deutschen Bundestag und 2012 im Schweizer National- und Ständerat diskutiert worden sind.

2012 veröffentlichte er bei Cambridge University Press *The Origins of Nationalism: An Alternative History from Ancient Rome to Early Modern Germany*, und derzeit arbeitet er an der Fertigstellung einer Rollengeschichte des Experten, Kritikers und Intellektuellen vom 17. bis ins 21. Jahrhundert.

### **Sven E. Hug**

Sven E. Hug studierte Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft, Allgemeine und Entwicklungspsychologie sowie Sozialpsychologie an der Universität Zürich. Seit 2009 arbeitet er als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt «Entwick-

lung und Erprobung von Qualitätskriterien für die Forschung in den Geisteswissenschaften am Beispiel der Literaturwissenschaften und der Kunstgeschichte» an der Professur für Sozialpsychologie und Hochschulforschung der ETH Zürich. Seit 2011 ist er zudem als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Evaluationsstelle der Universität Zürich beschäftigt. Seine Forschungsinteressen liegen unter anderem in den Bereichen Forschungsevaluation, «Judgment and Decision Making» und Bibliometrie.

### **Walter Leimgruber**

Walter Leimgruber ist Ordinarius und Leiter des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel. Er studierte Geschichte, Geographie und Volkskunde und war Assistent am Historischen und Oberassistent am Volkskundlichen Seminar der Universität Zürich. Forschungs- und Lehraufenthalte führten ihn nach Boston, Washington, Paris, Berlin, Wien und Marburg.

Ausserhalb der Universität arbeitete er als Redaktor beim Schweizer Fernsehen und als Projektleiter verschiedener Ausstellungen. Für das Schweizerische Landesmuseum war er als Projektleiter bei Bau und Einrichtung des Forums der Schweizer Geschichte und als Kurator für das 20. Jahrhundert tätig.

Von 2001 bis 2008 war er Mitglied der Leitungsgruppe des Nationalen Forschungsprogramms 51 «Integration und Ausschluss» des Schweizerischen Nationalfonds. Seit 2005 ist er hier auch Forschungsrat und präsidiert die Abteilung 1 (Geistes- und Sozialwissenschaften). Weiter ist er Mitglied des Vorstandes und Ausschusses und Leiter der Kommission «Sprachen und Kulturen» der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) und Mitglied der Steuerungsgruppe von Bund und Kantonen zur Umsetzung der UNESCO-Konvention für das immaterielle Kulturerbe. Daneben ist er im Vorstand und/oder Beirat verschiedener Stiftungen und Kulturorganisationen tätig.

Seine Forschungsgebiete umfassen Kulturtheorie und -politik, Migration und Transkulturalität, visuelle und materielle Kultur. Zurzeit leitet er Forschungsprojekte zur Geschichte des ethnographischen Films in der Schweiz und zu den trans-

kulturellen Erfahrungen von Missionarskindern, zudem ist er am Sinergia-Vorhaben «Intangible Cultural Heritage. The Midas Touch?» verschiedener Schweizer Hochschulen mit einem Teilprojekt beteiligt.

### Antonio Loprieno

Antonio Loprieno wurde 1955 in Italien geboren. An der Europäischen Schule in Brüssel absolvierte er die Sekundarschule, die er mit dem Baccalauréat Européen 1972 abschloss. Es folgte das Studium der Ägyptologie, der Sprachwissenschaft und der Semiotik an der Universität von Turin, wo er 1977 mit dem Doktorat abschloss und bis 1981 als Assistent tätig war. Anschliessend bildete er sich als Stipendiat der Alexander-von-Humboldt-Stiftung an der Georg-August-Universität in Göttingen weiter, wo er 1984 auch seine Habilitation erlangte. Von 1983 bis 1986 war Prof. Loprieno Dozent an der Universität von Perugia, von 1984 bis 1987 erneut an der Universität Göttingen. 1987 wurde er zum Extraordinarius für Hamito-semitische Sprachwissenschaft an der Universität Perugia ernannt, wo er bis 1989 lehrte und forschte. Von 1989 bis 2000 war er als Ordinarius für Ägyptologie an der University of California, Los Angeles, tätig, wo er auch das Department of Near Eastern Languages and Cultures leitete. Während dieser Zeit nahm er Gastprofessuren an der Hebräischen Universität in Jerusalem, an der Ecole Pratique des Hautes Etudes in Paris sowie an der Universität Heidelberg wahr. Loprieno ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, des Deutschen Archäologischen Instituts sowie weiterer nationaler und internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften.

Seit 2000 ist Prof. Loprieno Ordinarius für Ägyptologie an der Universität Basel. Seine Forschungsgebiete sind die Sprachen des Vorderen Orients sowie die ägyptische Kulturgeschichte und Religion. Vor seiner Wahl als Rektor der Universität Basel war er Studiendekan der Philosophisch-Historischen Fakultät, Präsident der Planungskommission und Präsident der Bibliothekskommission. Er ist zurzeit auch Präsident der Schweizerischen Rektorenkonferenz (CRUS), der Schweizerischen Studienstiftung sowie Mitglied verschiedener Universitätsräte im In- und Ausland.



## Sabine Maasen

Sabine Maasen, Dr. rer. soc., Studium der Soziologie, Psychologie und Linguistik sowie Promotion an der Universität Bielefeld, ist seit 2001 Professorin für Wissenschaftsforschung/Wissenschaftssoziologie an der Universität Basel. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Wissens- und Wissenschaftssoziologie, Governance der/durch Wissenschaft, Gouvernementalisierung des Selbst, Inter-/transdisziplinäre Wissensarrangements. Aktuelle Forschungen beschäftigen sich mit der Wissenschaftssoziologie der Neurowissenschaften («Das Gehirn und seine Gesellschaft») sowie der Managerialisierung der Wissenschaft. Aktuelle Veröffentlichung: «Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den <langen> Siebzigern» (hg. mit Pascal Eitler, Jens Elberfeld und Maik Tändler).

## Karl-Heinz Minks

Ich wurde am 15. November 1950 in Tegernsee geboren. Nach dem Abitur im Jahr 1970 studierte ich zunächst Medizin und ab 1972 Sozialwissenschaften an der Georg-August Universität Göttingen. Nach einigen kleineren Jobs begann ich meine gegenwärtige Tätigkeit in der Hochschulforschung im Jahr 1981 beim HIS Hochschul-Informationssystem in Hannover. Ich leite den Arbeitsbereich Absolventenforschung und Lebenslanges Lernen und bin seit 2006 stellvertretender Leiter des HIS Instituts für Hochschulforschung. Seit 1989 habe ich die ersten deutschlandweiten repräsentativen Absolventen-Längsschnitt-Untersuchungen entwickelt. Meine fachlichen Schwerpunkte liegen in folgenden Themen:

- Modernisierung und Wandel des Beschäftigungssystems
- Weiterbildung, Kompetenzanforderungen
- Auswirkungen und Gestaltung der Bologna-Reform
- Durchlässigkeit, neue Zugangswege zum Studium, Anrechnung
- Gender und Technik
- Berufsverbleib von GeisteswissenschaftlerInnen

Einschlägige Arbeiten in der Hochschulforschung (seit 2005): Projektleitung im Projekt: Die internationale Positionierung der Geisteswissenschaften in Deutschland:

<http://www.his.de/abt2/ab22/archiv/abs21>

Minks, K.-H. und H. Schneider (2008), Kompetenzanforderungen an junge Geisteswissenschaftler in nicht traditionellen Berufsfeldern, in: Goschler, C., Fohrmann, J., Welzer, H. und Zwick, M. (Hg.): Arts and Figures. GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf, Göttingen: Wallstein Verlag 2008, S. 131-154.

E-Mail: [minks@his.de](mailto:minks@his.de) / [www.his.de/absolventen](http://www.his.de/absolventen)

### Jacques Neiryndck

D'origine belge et de nationalités suisse et française, Jacques Neiryndck est né à Uccle (Belgique) le 17 août 1931. Il est diplômé ingénieur civil électricien (1954) et docteur ès sciences appliquées (1958) de l'Université Catholique de Louvain (UCL). De 1954 à 1957, il travaille comme ingénieur dans l'industrie privée (Foraty), puis comme professeur ordinaire à l'Université Lovanium de Kinshasa, au Zaïre. De 1963 à 1972, il est chef de groupe puis directeur adjoint du laboratoire de recherches de Philips à Bruxelles, tout en étant professeur extraordinaire à l'UCL, de 1967 à 1974. Nommé professeur à l'EPFL en 1972, il y a donné les cours de «circuits et systèmes» et de «filtres électriques». Jusqu'en 1996 il a consacré ses recherches aux domaines de la synthèse des filtres, de la conception assistée par ordinateur des circuits intégrés, des circuits non linéaires et des circuits de neurones artificiels.

Fellow de l'IEEE, il fut président du Conseil scientifique d'Eurécom (Sophia Antipolis), de la Section de systèmes de communication et du Comité des Annales des télécommunications, Associate Editor du Journal of the Franklin Institute de Philadelphie, administrateur de Test Achats, société coopérative de consommateurs de Bruxelles, et membre de l'Editorial Board de l'International Journal of Circuit Theory and Applications de Londres.

Depuis son accession à l'éméritat en novembre 1996, il consacre ses activités aux cycles d'enseignement European Interuniversity Association on Society, Science and Technology (ESST). Il est nommé professeur honoraire en 1996.

De 1999 à 2003, il a été Conseiller national au parlement fédéral. Il a été membre des deux commissions parlementaires: Science, Education, Culture; Transports, Télécommunications. Il a été élu en 2007 député au Grand Conseil du canton de Vaud et réélu au Conseil national pour la législature 2007-2011.

### **Michael Ochsner**

Michael Ochsner studierte Soziologie, Sozialpädagogik und Umweltwissenschaften an der Universität Zürich. Seit 2009 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt «Entwicklung und Erprobung von Qualitätskriterien für die Forschung in den Geisteswissenschaften am Beispiel der Literaturwissenschaften und der Kunstgeschichte» an der Professur für Sozialpsychologie und Hochschulforschung der ETH Zürich. Seine Forschungsinteressen umfassen unter anderem: Forschungsevaluation, Qualitätsmanagement, «Cross-Cultural Research», Politische und Wirtschaftssoziologie.

### **Stephan Russ-Mohl**

Professor Dr. Stephan Russ-Mohl (\*1950) ist Professor für Kommunikationswissenschaft (Arbeitsgebiete: Journalistische Praxis/Medienmanagement) und Leiter des European Journalism Observatory an der Università della Svizzera italiana in Lugano sowie derzeit Gutenberg Fellow am Forschungsschwerpunkt Medienkonvergenz der Universität Mainz. Vor 2002 war er Publizistik-Professor an der FU Berlin und dort für das Journalisten-Kolleg verantwortlich.

Er absolvierte Forschungsaufenthalte an der University of Wisconsin in Madison/USA (1989), am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz (1992), an der Stanford University in Kalifornien (1995, 1999, 2008) und an der University of Oregon (2008). Journalistisch tätig ist Stephan Russ-Mohl u.a. für die Neue Zürcher Zeitung und bei führenden deutschen Printmedien.

Forschungsfelder: Qualitätssicherung und Qualitätsmanagement im Journalismus, vergleichende Journalismus-Forschung; ökonomische Theorie des Journalismus

## Thomas Schaller

Thomas Schaller (55) studierte an der ETH Zürich Maschinenbau, mit vertiefter Ausbildung in Textiltechnik sowie in Thermischer Verfahrens-, Kälte- und Tieftemperaturtechnik. Sein Diplom erhielt er 1981. Nach Tätigkeiten als Entwicklungs- und Inbetriebsetzungsingenieur sowie später als Verkaufingenieur in der Industrie, unter anderem bei BBC in Baden (heute ABB), stieg er 1988 in den Fernsehjournalismus ein. Beim Schweizer Fernsehen wirkte er sechs Jahre als Wissenschaftsjournalist und als mitverantwortlicher Produzent bei grossen Langzeit-Live-Reportagen von SF Spezial. Weitere sieben Jahre war er stellvertretender Redaktionsleiter (Hauptproduzent und Redaktor) bei der Kultursendung «Sternstunden».

Nach selbstständiger Beratertätigkeit wurde Thomas Schaller, der über einen Executive MBA der Universität St. Gallen verfügt, im Jahr 2002 Leiter Corporate Communications der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz in Olten. Ab Anfang 2006 war er Leiter Kommunikation und Marketing der Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschulen für Wirtschaft und für Angewandte Psychologie. Im Juni 2008 wechselte er an die ETH Zürich und übernahm die Leitung der Hochschulkommunikation.

[http://www.hk.ethz.ch/people/people\\_abc/schathom/index](http://www.hk.ethz.ch/people/people_abc/schathom/index)

## Uwe Schimank

Uwe Schimank ist seit Oktober 2009 Professor für Soziologische Theorie an der Universität Bremen. Geboren 1955 in Bielefeld, studierte er an der dortigen Universität von 1974 bis 1979 Soziologie und promovierte anschliessend dort im Jahr 1981 mit einer Arbeit über «neoromantischen Protest im Spätkapitalismus». Nach der Mitarbeit in einem Forschungsprojekt an der Universität Bielefeld war er von 1985 bis 1996 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kölner Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, wo er über das deutsche Wissenschafts- und Hochschulsystem arbeitete. Mit einer Arbeit über die Verdrängung der Forschung durch die Lehre an den deutschen Universitäten habilitierte er sich 1994 an der Universität Bielefeld. Seit 1996 war er bis zum Wechsel nach Bremen Pro-

fessor für Soziologie an der FernUniversität in Hagen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind der Theorienvergleich in der Soziologie, Theorien der modernen Gesellschaft, Organisations- und Entscheidungstheorien, die Governanceforschung sowie die Wissenschafts- und Hochschulforschung.

### **Regina Schneider**

Dr. Regina Schneider ist die Schweizer Kontaktstelle für die Programme Sicherheit, Sozial- und Geisteswissenschaften (SSH) und Wissenschaft in der Gesellschaft im 7. Europäischen Rahmenforschungsprogramm FP7. Nach einem Bankpraktikum studierte sie Englische und Russische Sprache und Literatur in Fribourg und Philadelphia, bevor sie ihr Doktorat in Englischer Literatur von der Universität Oxford erlangte. Bevor sie 2007 zu Euresearch kam, unterrichtete sie während sechs Jahren englische Literatur an den Universitäten Fribourg, Neuchâtel und Genf.

### **Peter Schnyder**

Geb. 1967. Studium der Literaturwissenschaft und der Geschichte in Zürich, Göttingen, Berlin (Freie Universität) und Cambridge (Trinity College). 1993 Lizentiat in Germanistik und Allgemeiner Geschichte in Zürich. 1995 Master in European Literature in Cambridge. 1998 Promotion in Zürich mit einer Studie zu Friedrich Schlegels Rhetorikrezeption. Assistent und später Oberassistent am Deutschen Seminar ebenda. 2001/02 längere Forschungsaufenthalte an der Universität Giessen und an der University of California, Berkeley. 2007/08 Habilitation in Zürich mit der Arbeit *Alea. Zählen und Erzählen im Zeichen des Glücksspiels 1650-1850*; ausgezeichnet mit dem Habilitationspreis der Philosophischen Fakultät. 2008/09 Research-Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) in Wien. Im Frühlingsemester 2009 Vertretung am Deutschen Seminar der Universität Basel. Im selben Jahr Berufung als Ordinarius für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an die Universität Neuchâtel.

## Reinhard Schulze

Geb. 1953. Studium der Islamwissenschaft, Semitistik, Linguistik und Romanistik in Bonn, Diplom 1976, Promotion 1981. 1982-1984 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Geschichte und Kultur des Vorderen Orients, Hamburg; 1984-1985 Vertretung einer Professur für aussereuropäische Geschichte in Essen; 1985-1987 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Orientalischen Seminar der Universität Bonn; 1987 Habilitation. 1987-1992 Professor für Orientalische Philologie, Ruhr-Universität Bochum; 1992-1995 Professor für Islamwissenschaft und Arabistik, Universität Bamberg. Seit 1995 Ordentlicher Professor für Islamwissenschaft und Neuere Orientalische Philologie, Universität Bern. 1998-2001 Planungschef der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern. 2001-2003 Vizedekan, 2003-2007 Dekan der Philosophisch-historischen Fakultät, Universität Bern.

## Axel Stähler

Axel Stähler ist Senior Lecturer in Comparative Literature und Head of Comparative Literature an der University of Kent in Canterbury sowie Fellow der Higher Education Academy. Als *Director of Undergraduate Studies* und als Mitglied des *Languages and Literature Board* (Vorsitzender von 2009 bis 2010), des *Learning and Teaching Committee* und verschiedener anderer Ausschüsse ist er gezielt mit Fragen der Evaluierung und Qualitätssicherung befasst. Nach dem Studium der Anglistik, Germanistik und Kunstgeschichte wurde er 1999 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn promoviert, 2007 habilitierte er sich ebendort. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen anglophone und deutschsprachige jüdische Literatur, Repräsentationen des Holocaust, die europäische Festkultur der frühen Neuzeit, der Roman des 18. Jahrhunderts sowie Intermedialität und die Interrelation von Literatur und Religion/Fundamentalismus. Publikationen in Auswahl: (hg.), *Anglophone Jewish Literature* (2007); (mit-herausgg. mit Klaus Stierstorfer), *Writing Fundamentalism* (2009); *Literarische Konstruktionen jüdischer Postkolonialität* (2009). Eine Monographie über *Modernism and Fundamenta-*

*lism* und *The Edinburgh Companion to Modern Anglophone Jewish Fiction* (mitherausgg. mit David Brauner) sind in Vorbereitung.

## Ulrich Teichler

Ulrich Teichler, geb. 1942, ist seit 1978 Professor und war viele Jahre auch Geschäftsführender Direktor am Internationalen Zentrum für Hochschulforschung (INCHER-Kassel) der Universität Kassel. Studium an der Freien Universität Berlin (Dipl.-Soz. 1968); wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung 1968-1978; Promotion zum Dr. phil. an der Universität Bremen 1975; Vizepräsident der Universität Kassel 1980-1982. Ablehnung von Rufen an die University of Chicago, Northwestern University und Technische Universität Berlin. Gastwissenschaftler am National Institute for Educational Research, Tokyo (1970-1972), Netherlands Institute for Advanced Study in the Humanities and Social Sciences, Wassenaar (1985-1986), Tokyo Institute of Technology und Nagoya University (zeitweilig 1990-1995); teilzeitliche bzw. Gastprofessuren an der Northwestern University (1986-1992), College of Europe, Brügge (1994-1996), Hiroshima University (2004) und Open University, Milton Keynes (seit 2007). Forschung zu Hochschule und Beruf, Hochschulsystemen und zur Internationalisierung der Hochschulen und weiteren Themen zu Hochschule und Gesellschaft. Langjährig Mitherausgeber von «European Journal of Education», «Higher Education», «Das Hochschulwesen» und «Asien»; langjährig Vorsitzender des Consortium of Higher Education Researchers (CHER) und Präsident sowie Ehrenmitglied der EAIR; Mitglied der Academia Europaea (1992-) und der International Academy of Education (1992-); Comenius-Preis der UNESCO (1998); Dr. h.c. der Universität Turku (2006); Stifter des Ulrich-Teichler-Preises für die besten Master- und Doktorarbeiten im deutschsprachigen Raum zu Hochschulfragen. Ca. 1000 wissenschaftliche Publikationen; e-mail [teichler@incher.uni-kassel.de](mailto:teichler@incher.uni-kassel.de)

## Laurent Tissot

Professeur d'histoire contemporaine à l'Université de Neuchâtel. Doyen de la faculté des Lettres et Sciences humaines de 2009 à 2011. Etudes universitaires à Lausanne, Londres et Paris. Ancien président de la société suisse d'histoire économique et sociale; membre du Conseil de la recherche du Fonds national suisse de la recherche scientifique; membre du comité et trésorier du comité international des sciences historiques.

Principaux thèmes de recherche: histoire des transports, du tourisme et des loisirs; histoire de l'industrialisation (histoire des entreprises et histoire régionale).

Membre du conseil de fondation des Archives hôtelières suisses, du conseil de fondation des Documents Diplomatiques suisses et du conseil de fondation du Dictionnaire Historique de la Suisse.

Dernières publications:

«From Alpine Tourism to the «Alpanization» of Tourism», in: Eric G.E. Zuelow (ed. by), *Touring Beyond the Nation. A Transnational Approach to European Tourism History*, Farnham: Ashgate 2011, pp. 59-78.

Cédric Humair et Laurent Tissot (sous la dir. de), *Le tourisme suisse et son rayonnement international (XIX<sup>e</sup>-XX<sup>e</sup> siècles)*, Lausanne: Antipodes 2011.

Hans-Ulrich Schiedt, Laurent Tissot ... [et al.] *Verkehrsgeschichte = Histoire des transports*, Zurich: Chronos 2010. Collection Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 25.

Laurent Tissot, Francesco Garufo, Jean-Claude Daumas, Pierre Lamard (dir.), *Histoires de territoires: les territoires industriels en question, XVIII<sup>e</sup>-XX<sup>e</sup> siècles*, Neuchâtel: Alphil 2010.

Gijs Mom, Gordon Pirie, Laurent Tissot (ed. by), *Mobility in history: the state of the art in the history of transport, traffic and mobility*, Neuchâtel: Alphil 2009.

«D'une Suisse aimée à la Suisse aimante: tourisme, transport et mobilité dans l'historiographie économique de la Suisse aux 19<sup>e</sup> et 20<sup>e</sup> siècles», in: *Traverse*, Zurich 2010, 1, p. 156-170.



## Wiljan van den Akker

Wiljan van den Akker (1954) got his PhD in Modern Literature at Utrecht University in 1985. He was appointed as a full professor of Modern Dutch Literature in 1987. From 1993 till 2003 he was the Director of the Research Institute for History and Culture, after which he became the Director of Research at the Royal Academy of Arts and Sciences (Amsterdam). He served on several boards and has chaired the Board of the Dutch National Endowment for the Humanities (NOW, The Hague) and was the Dutch representative for six years in the Standing Committee for the Humanities of the European Science Foundation (ESF, Strasbourg). He became Distinguished Professor of Poetry in 2003. Since 2006 he is the Dean of Humanities at Utrecht University. His field of research is Modern Western Poetry. He is also a poet and translator.

## Doris Wastl-Walter

Doris Wastl-Walter ist Professorin für Humangeographie und Vizerektorin für Qualität an der Universität Bern. Sie war schon in den 90er-Jahren an der Universität Klagenfurt als Vizerektorin für Budget, Personal und Organisationsentwicklung mit Fragen der Qualität, mit Evaluationen und Controlling beschäftigt und war als Mitglied von ACQUIN an der Akkreditierung von Studiengängen beteiligt. Seit damals ist sie in der Evaluation und Qualitätsverbesserung von Lehre engagiert. Sie hat neben zahlreichen Publikationen auch eine langjährige Lehr- und Forschungserfahrung als Geographin an verschiedenen Universitäten in Österreich, Deutschland, der Schweiz, Indien und den USA und hat sich damit in unterschiedlichen Wissenskulturen mit ganz unterschiedlichen Lehr- und Lernformen beschäftigt.

## Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften: eine Institution im Zentrum eines weitläufigen Netzes

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vereinigt als Dachorganisation rund 60 wissenschaftliche Fachgesellschaften. Sei es in der Literatur oder der Theologie, in den Kommunikations- oder den politischen Wissenschaften, ihre Mitgliedergesellschaften repräsentieren eine Vielfalt von Disziplinen. Gesamthaft gesehen sind nicht weniger als 30 000 Personen als Mitglied einer Fachgesellschaft mit der SAGW verbunden und bilden somit das grösste Netz in den Geistes- und Sozialwissenschaften unseres Landes.

Forschungsförderung, internationale Zusammenarbeit sowie Förderung des akademischen Nachwuchses – dies sind schon seit ihrer Gründung im Jahre 1946 die Hauptanliegen der SAGW, und in letzter Zeit hat sich ihr Betätigungsfeld noch erweitert. Die Akademie ist eine vom Bund anerkannte Institution zur Forschungsförderung; sie engagiert sich in drei zentralen Bereichen für die Geistes- und Sozialwissenschaften:

### *Vernetzung*

Die SAGW dient als Plattform zur Verwirklichung von Gemeinschaftsprojekten sowie für die Verbreitung von Forschungsergebnissen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Auch ihrer Rolle als «Vermittlerin» zwischen den Disziplinen kommt grosse Wichtigkeit zu.

### *Förderung*

Die SAGW stellt einen Grossteil ihres Budgets für die Förderung der Aktivitäten der Geistes- und Sozialwissenschaften in unserem Land zur Verfügung. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten verfolgt sie eine Subventionspolitik, in deren Zentrum die Förderung des akademischen Nachwuchses sowie der Frauen in der Forschung steht.

*Kommunikation*

Die SAGW organisiert regelmässig öffentliche Tagungen sowie Podiumsgespräche zu aktuellen Themen. Sie hebt damit den Beitrag ihrer Disziplinen zur Analyse wichtiger gesellschaftlicher Probleme hervor und fördert den Dialog mit Politik und Wirtschaft.

**Kontakt**

Schweizerische Akademie  
der Geistes- und Sozialwissenschaften  
Hirschengraben 11  
Postfach 8160  
3001 Bern  
Tel. ++41 31 313 14 40  
Fax ++41 31 313 14 50  
E-Mail: [sagw@sagw.ch](mailto:sagw@sagw.ch)  
[www.sagw.ch](http://www.sagw.ch)

## **L'Académie suisse des sciences humaines et sociales: une institution au cœur d'un vaste réseau**

L'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH) est une association faîtière qui regroupe environ 60 sociétés savantes. De la littérature à la théologie, en passant par les sciences de la communication ou les sciences politiques, les sociétés membres représentent un large éventail de disciplines. En tout, ce ne sont pas moins de 30 000 personnes qui, en tant que membres d'une société savante, sont rattachées à l'ASSH. De quoi alimenter le plus vaste réseau en sciences humaines et sociales de Suisse.

Promotion de la recherche, collaboration internationale et encouragement de la relève: tels étaient les objectifs de l'ASSH, lors de sa fondation en 1946. Ils ont gardé toute leur importance, mais avec le temps, le spectre des activités s'est élargi. L'ASSH est une institution d'encouragement à la recherche reconnue par la Confédération; son engagement en faveur des sciences humaines et sociales se définit selon trois grands axes:

### *Coordonner*

L'ASSH fonctionne comme plate-forme pour la mise sur pied de projets communs et la diffusion de travaux à l'intérieur de la communauté des chercheurs. A une époque où les disciplines ont souvent tendance à s'atomiser, ce rôle «rassembleur» est essentiel à la cohésion des disciplines qu'elle représente.

### *Encourager*

L'ASSH consacre une grande partie de son budget à l'encouragement des activités qui font vivre les sciences humaines et sociales en Suisse et se pourfend d'une politique de soutien axée sur la relève et la présence des femmes dans le milieu académique.

*Communiquer*

L'ASSH organise régulièrement des rencontres publiques et des tables rondes sur des thèmes d'actualité. Elle met ainsi en évidence la contribution de ses disciplines à l'analyse de phénomènes emblématiques de notre société et permet le dialogue avec les milieux politiques et économiques.

**Adresse de contact**

Académie suisse  
des sciences humaines et sociales  
Hirschengraben 11  
Case postale 8160  
3001 Berne  
Tél. ++41 31 313 14 40  
Fax ++41 31 313 14 50  
E-Mail: [sagw@sagw.ch](mailto:sagw@sagw.ch)  
[www.assh.ch](http://www.assh.ch)

